DER SPIEGEL

C 7007 C
Nr. 10
42. Jahrgang · DM 4,30
7. März 1988

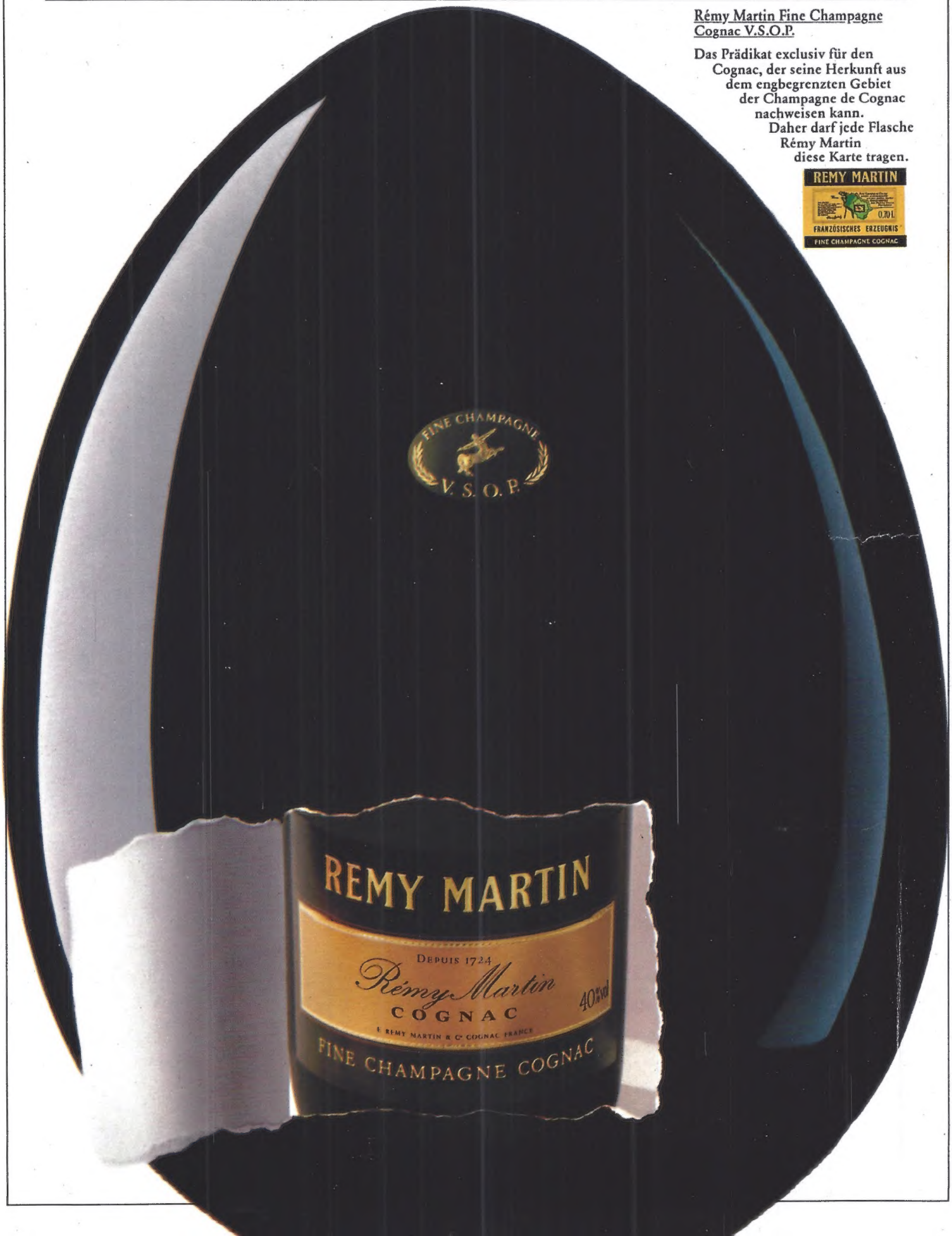
Oskar kommt

Lafontaine - Streit unter Genossen

Was Ostern Ihnen wert ist, bestimmen Sie.

Rémy Martin Fine Champagne Cognac V.S.O.P.

Das Prädikat exclusiv für den Cognac, der seine Herkunft aus dem engbegrenzten Gebiet der Champagne de Cognac nachweisen kann.
Daher darf jede Flasche Rémy Martin diese Karte tragen.



HAUSMITTEILUNG

Datum: 7. März 1988 Betr.: Titel

Am 25. Mai 1970 berichtete der SPIEGEL über einen stellvertretenden Betriebsleiter bei der Saarbrükker Straßenbahn. Der 26jährige, studierter Physiker und Vorstandsmitglied der Saar-SPD, stand wegen Beleidigung vor Gericht. Er hatte der CDU/FDP-Regierung des Saarlands Korruption vorgeworfen. Der Prozeß platzte mangels Zeugen. Daß er seine Vorwürfe nun nicht mehr gerichtlich erhärten konnte, war dem Angeklagten durchaus recht: „Weil wir ja auch etwas Rücksicht auf die FDP als möglichen künftigen Koalitionspartner nehmen müssen."

Es war das erste Mal, daß Oskar Lafontaine im SPIEGEL vorkam, im SPIEGEL zitiert wurde – das Zitat klingt heute gar nicht so alt. „Nachgerade unheimlich" erschien der Sozialdemokrat damals der „Frankfurter Rundschau", und ebenso mag er in diesen Tagen manchen Gegnern, vor allem aber manchen Genossen wieder erscheinen.

langem größte politische Prozeß des Saarlandes ein jähes Ende genommen.

Angeklagt war der Physiker Oskar Lafontaine, 26, stellvertretender Betriebsleiter bei der Saarbrücker Straßenbahn und Vorstandsmitglied der Saar-SPD. Der „nachgerade unheimlich wirkende" („Frankfurter Rundschau") Sozialdemokrat hatte die saarländische CDU/FDP-Regierung öffentlich beschuldigt, sich „die Stimmen einzelner Abgeordneter des Landtags durch Zusicherung lukrativer Posten ... erkaufen" zu wollen. Lafontaine: „Ein solches Vorhaben nenne ich Korruption."

Christ- und Freidemokraten forderten empört Beweise. Doch der SPD-

Lafontaine-Debüt im SPIEGEL 1970

Der SPIEGEL hat Lafontaine auf seinem Weg nach oben jedenfalls als einen selbstbewußt-risikobereiten Gesprächspartner kennen- und schätzengelernt. Als Saarbrücker Oberbürgermeister, als Saar-Ministerpräsident, als SPD-Vorständler und Brandt-„Enkel" vertrat er in SPIEGEL-Gesprächen seine Nachrüstungskritik, seine Aufhebung des Radikalenerlasses, seine Vorschläge für Kurskorrekturen sozialdemokratischer Politik.

Er schrieb das SPIEGEL-BUCH „Angst vor den Freunden", ließ einen Vorabdruck aus seinem Buch „Der andere Fortschritt" im SPIEGEL erscheinen, porträtierte für den SPIEGEL seinen Landsmann Erich Honecker, der auch schon mal „fünfe gerade sein" lasse. Er focht im SPIEGEL-Streitgespräch mit der Grünen Jutta Ditfurth („Nein, nein, Jutta" – „Doch, doch, Oskar") und wich auch SPIEGEL-Fragen nach seiner saarländischen „Freude am Wohlleben" nicht aus: „Sozialismus ist nicht Schmalkost für alle."

Mit seinem Plädoyer für eine Arbeitszeitverkürzung ohne vollen Lohnausgleich, vorgetragen im neuen Buch „Die Gesellschaft der Zukunft" (Vorab-Auszug im SPIEGEL) und verteidigt im SPIEGEL-Streitgespräch mit IG-Chemie-Chef Hermann Rappe, hat SPD-Vize Lafontaine letzte Woche Furore gemacht. DGB-Genossen laden ihn aus, die „FAZ" sieht ihn als „Wegweiser", der SPIEGEL hat seinen ersten Oskar-Titel (Seite 25). Wetten, daß es nicht der letzte bleibt?

TITELGESCHICHTE

Oskar Lafontaine – auf dem Weg zum Kanzler-Kandidaten 25
Im Saarland ein kleiner Napoleon 28
Die SPD-Vorstandsdamen schweigen 30

SPIEGEL-GESPRÄCHE

Mit Philips-Vorstand Gert Lorenz über die Strategie des Elektromultis 118
Mit dem österreichischen Vizekanzler Alois Mock über den Fall Waldheim 170

KOMMENTAR

Rudolf Augstein „Leutnant war er einst bei den Husaren . . ." 172

DEUTSCHLAND

Gesundheitsreform
Lobby gegen Minister Blüm 18
Blüm kritisiert die Interessenverbände 21
Nato
Bonn vom Brüsseler Gipfel enttäuscht 23
SPD
SPIEGEL-Reporter Jürgen Leinemann über fade Genossen und enttäuschte Jugendliche 34
Genscher
Amerikaner mißtrauen dem Minister 40
Wahlkampf
Will Späth die große Koalition? 43
Luftfahrt
Strahlende Fracht unterm Sitz 47
Fernsehen
Sat 1 überholt RTL plus 53
Privat-TV: „Spielschiene, Lachschiene, Talkschiene" 59
Ärzte
Umstrittener Probelauf für Jungmediziner 63
Agenten
Panne mit V-Mann Mauss 66
Strafjustiz
SPIEGEL-Reporter Gerhard Mauz im Prozeß gegen Isolde Oechsle-Misfeld 72
Rundfunk
Glasnost aus West-Berlin 104
Atomkraft
Alkem vertuscht Störfall 106
Abtreibung
Rita Süssmuths umstrittenes Beratungsgesetz 107
Abgeordnete
Pfändungsbeschluß gegen CSU-Parlamentarier 108

WIRTSCHAFT

Konzerne
Die Schlacht um Société Générale 110
Unternehmen
Was passiert mit Manager Ballhaus? 112
Bundeswehr
Kanzler Kohl kämpft für VW 113
Brauereien
Ausländer drängen nach Deutschland 114
Autoindustrie
Chrysler verkauft wieder in Deutschland 133
Schallplatten
CD bald spottbillig? 134

SERIE

Organisiertes Verbrechen in der Bundesrepublik (II): Schutzgelderpressung 80
Jugo-Mafia terrorisiert Wirte und Spielklubs 85
Aids – die Entstehungsgeschichte einer Katastrophe (II) 145

IN DIESEM HEFT

„Das Gemeinwohl geht ins Exil"

Seiten 18, 21

Blüm

Norbert Blüm gegen eine Armee von Lobbyisten: Apotheker und Ärzte, Taxifahrer und Steinmetze, Pharma-Industrielle und Optiker, den DGB sowieso. Blüm will die unablässig steigenden Gesundheitskosten stoppen. Doch die Verbands-Herrscher sind guter Hoffnung, die Sparbeschlüsse aushebeln zu können (Seite 18). Blüm in einem Beitrag für den SPIEGEL: „Das Gemeinwohl geht ins Exil" (Seite 21).

Kranich mit Strahlen

Seiten 47, 106

Der Bonner Umweltausschuß hatte sich letzte Woche gerade an den Plutoniumschwund bei der Hanauer Atomfirma Alkem herangetastet, da wurden in Serie neue Pannen bekannt: Die Genehmigung des Kernkraftwerks Philippsburg, der Atommüll aus dem Atomzentrum im belgischen Mol und ein Unfall in Hanau sorgen für Aufregung. Und bei der Lufthansa kam es zu einem Strahlenzwischenfall, der bisher verschwiegen wurde. Die Airline mit dem Kranich transportiert radioaktive Fracht auch in Passagiermaschinen.

Ballhaus in Pension?

Seite 112

Seit Mitte November ist der Schwarzkopf-Manager Ballhaus wegen seiner Verstrickung in die Barschel-Affäre vom Dienst suspendiert. In diesem Monat will der Aufsichtsrat des Konzerns über seine Weiterverwendung entscheiden. Arbeitsrechtlich ist Ballhaus kaum etwas vorzuwerfen. Dennoch stehen seine Chancen schlecht, an die Spitze des größten deutschen Produzenten von Körperpflegemitteln zurückzukehren.

Barschel, Ballhaus (1986)

Zahlen oder zittern

Seite 80

US-Schutzgelderpresser Lansky

Nahezu unbemerkt gedeiht in der Bundesrepublik einer der einträglichsten Geschäftszweige der organisierten Kriminalität: Schutzgelderpressung. Mit brutalen Methoden, wie sie bislang nur aus Italien und den USA bekannt waren, terrorisieren internationale Gangs Gastwirte und Geschäftsleute. In München etwa, so behaupten Kenner des Gaststättenmilieus, kontrollieren Mafia-Ableger und asiatische Banden bereits „nahezu jedes italienische und chinesische Restaurant auf die eine oder andere Weise". Aus Angst vor Brandanschlägen und Überfällen vertrauen sich nur die wenigsten Opfer der Polizei an. Wer nicht zahlt, muß vor den Rollkommandos der Organisationen zittern.

Fall Waldheim: „Bösartiges Geplänkel“ Seite 170

Niemand habe Kurt Waldheim „nachweisen können“, daß er von Judendeportationen „gewußt hat“, sagt Vizekanzler Alois Mock, 53, in einem SPIEGEL-Gespräch. Die Belastung für Österreich empfindet der ÖVP-Außenminister als nicht so schlimm: „Staaten haben Interessen, aber keine Freunde.“

Kaukasus – Test für Perestroika Seite 164

Der Konflikt zwischen Armeniern und Aserbaidschanern weckt neue Risiken für Gorbatschows Reformbemühungen. Eine Gruppe von Intellektuellen hat die Massendemonstrationen in Armenien organisiert. Parteichef Gorbatschow empfing ihre Sprecher und bot Konzessionen im Tausch für vier Wochen Ruhe in Eriwan. Doch andernorts im Kaukasus gab es dennoch Krawalle, Bauern flüchteten, über die Stadt Sumgait wurde der Belagerungszustand verhängt, es gab Tote.

Demonstranten in Eriwan

Neue Abtreibungspille aus Frankreich Seite 255

Mit Haßbriefen protestieren katholische Organisationen gegen eine neue Abtreibungspille aus Frankreich. Das Präparat, das auf biochemischem Wege das Schwangerschaftshormon Progesteron blockiert, wirkt zuverlässig und schonend. Nach dem Willen der Zulassungsbehörden in Frankreich und den USA soll das Mittel ausschließlich in Kliniken abgegeben werden.

Das zweite Leben auf Mallorca Seite 226

Rentner auf Mallorca

Mindestens 100 000 deutsche Rentner und Pensionäre haben diesen Winter auf Mallorca verbracht. Neben dem milden Klima lockt ein Gemeinschaftsgefühl. Zu Hause vereinsamt, in Wohnsilos gezwängt und von ihren Kindern vernachlässigt, wählen immer mehr alte Menschen die Balearen-Insel zum Treffpunkt ihres zweiten Lebens.

Klamottenkrieg im Privatfernsehen Seiten 53, 59

Im Duell der privaten Fernsehprogramme ging Sat 1 mit Film- und Serien-Oldies in Führung. RTL plus fiel in der Zuschauergunst zurück. Der Luxemburger Tingeltangel wird neu aufgemischt: mit Blödeltalk und Sex aus Köln.

AUSLAND

Sowjet-Union
Gorbatschow besänftigt Armenier 164

USA
Jesse Jackson als Königsmacher? 167

Nahost
Die alte PLO-Führung verliert an Einfluß 175

Afghanistan
SPIEGEL-Redakteur Jörg R. Mettke über sowjetische Veteranen 180

Großbritannien
Freimaurer beherrschen die Polizei 186

Brasilien
Die Katastrophe von Rio war vorhersehbar 191

Indianer
Kriegshäuptling für die Sioux 194

Gesellschaft
Der „Fluch der Guinness“ 198

SPORT

Olympia
Politik und Industrie setzen Sportfunktionäre unter Druck 200

Fußball
Südeuropa lockt deutsche Stars 204

KULTUR

Mickey Mouse
Die Maus mit der intakten Mittelstands-Moral wird 60 212

Komik
„Ödipussi“ – Loriots erster Spielfilm 216
Interview mit Loriot 216

Hirnforschung
Den Schaltvorgängen beim Denken auf der Spur 223

Mallorca
SPIEGEL-Autor Klaus Kröger über die Völkerwanderung deutscher Rentner 226

Photographie
Talbot – erste Bilder aus Papier 240

Umwelt
Zuviel Benzol im Benzin? 245

Philosophie
Der Literaturtheoretiker de Man und seine antisemitische Jugend 252

Theater
Das Thalia Theater wagt sich an Hebbels Trilogie „Die Nibelungen“ 254

Medizin
Streit um Abtreibungspille 255

Automobile
Der Frühjahrssalon in Genf 257

Sportler
Rummel um Eddie 264

Briefe 7
Panorama 16
Trends 115
Panorama Ausland 169
Bestseller 244
Szene 250
Prisma 265
Personalien 268
Register 272
Fernseh-Vorausschau 274
Hohlspiegel/Rückspiegel 276
Impressum 14

DER SPIEGEL (USPS 154–520) is published weekly. The subscription price for the USA is $ 230,00 per annum. Distributed by German Language Publications, Inc., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632. Second class postage is paid at Englewood, NJ 07631 and at additional mailing offices. Postmaster: send address changes to: DER SPIEGEL, GERMAN LANGUAGE PUBLICATIONS, INC., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632.

CeBIT '88
Besuchen Sie uns.
Halle 2.1 Stand B 30

GANZE INFORMATIONEN SIND DAS HALBE GESCHÄFT

Wirtschaftlicher Erfolg hängt immer mehr davon ab, daß Sie aus der Flut von Informationen die für Ihr Unternehmen wichtigen herausfiltern, bewerten und für Ihre Entscheidungen nutzen.

Nur auf der Basis abgesicherter Informationen lassen sich heute die Entscheidungen treffen, durch die das Unternehmen morgen die nötigen Gewinne machen soll.

Im Rahmen der finanziellen Betreuung sehen wir daher auch in der Rationalisierung der Zahlungsvorgänge eine wichtige Aufgabe für die Zusammenarbeit mit unseren Kunden.

Das entlastet Sie von zeitraubenden Verwaltungsarbeiten.

Sprechen Sie also mit uns, wenn es um die Verbesserung von Gelddispositionen, um belegloses Datenträgeraustausch, Scheck- und Wechseleinzug, Lohn- und Gehaltsabrechnungen geht.

Damit Ihnen die Zeit bleibt, Unternehmer zu sein.

wenn's um Geld geht – Sparkasse

Gefährliches „Spökenkieken"

(Nr. 7/1988, SPD: Lafontaine verlangt Umdenken – Auszüge aus Oskar Lafontaines Buch „Die Gesellschaft der Zukunft")

Mit Interesse las ich von der Liebäugelei des alten „Koalabären" Genscher mit dem linken Streber Lafontaine und seiner neuen real-politischen Wirtschaftsauffassung. So, wie die Dinge liegen, könnte also nach fünf Jahren Kohlkampf das Bäumchen-wechsel-dich-Spiel des alten Außenstrategen wieder losgehen. Glückauf, 1990!

Heilbronn — GOTTFRIED HELLER, Gymnasiast

Wann wird die SPD erkennen, daß es eine Führungspersönlichkeit in ihren Reihen gibt? Wann wird diese Partei begreifen, daß es – wenn schon der gesunde Menschenverstand hintan steht – ihre moralische Verpflichtung gegenüber den Wählern und politischer Anstand gebieten, den personifizierten Mummenschanz durch einen Macher zu ersetzen?

Wiesbaden — EBERHARD KÖRPPEN

Wer hätte gedacht, daß sich Herr Lafontaine als verspäteter Repräsentant der Tunixsubkultur entpuppen würde? Im nunmehr angemesseneren Sprühdosenjargon hätte er allerdings kürzer formulieren sollen: „Opposition? Nein, danke!" Gleich ein ganzes Buch zu schreiben war durchaus nicht nötig.

Bochum — WOLFGANG STUMHOFER

Bei uns lassen sich die Politiker noch immer in drei Klassen einteilen: diejenigen, die reden, ohne zu denken; diejenigen, die erst reden und dann denken, und diejenigen, die erst denken und dann reden. Große Teile der Regierung kann man mit reinem Gewissen zu den beiden erstgenannten zählen; Oskar Lafontaine aber gehört wahrlich der dritten Gruppe an.

Aschaffenburg — LARS WENDE

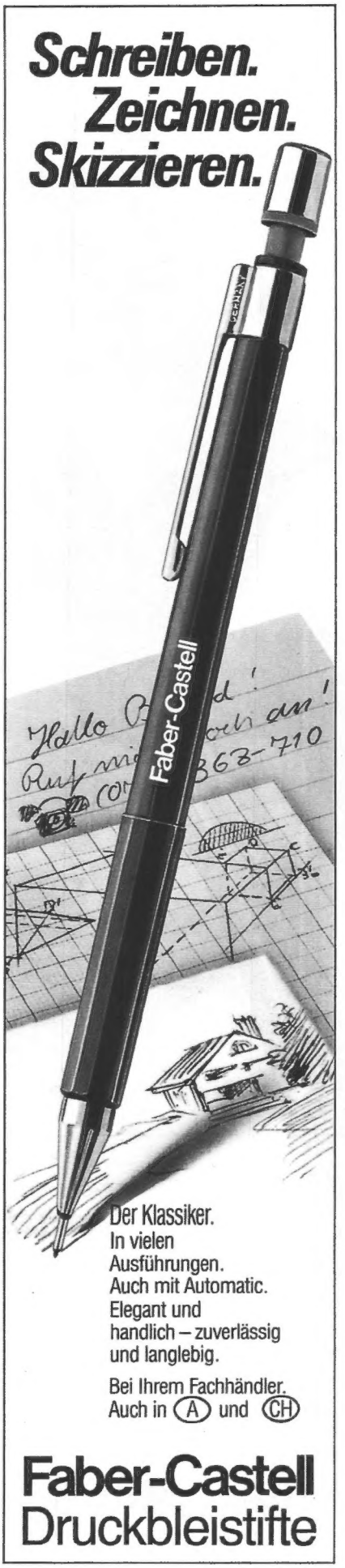
„Sozialdemokrat" Lafontaine meint verschämt, man solle nicht mehr von „Arbeitslosen" sprechen, und stellt die Frage: „Muß der Mensch zu seiner Identitätsfindung, zu einer selbstverantwortlichen Existenz, unbedingt einer Erwerbsarbeit nachgehen?" Würde ein Thurn und Taxis oder ein von Thyssen diese Frage stellen, könnte ich ihn verstehen. Dem SPD-Vize darf ich die Frage stellen, warum er nicht so ehrlich ist wie die römischen Cäsaren, die dem erwerbslosen Massenproletariat Roms mit „panem et circenses" die Zeit vertrieben.

Aurich (Nieders.) — GEORG EGGERSGLÜSS

Selbstverständlich stellt sich für die SPD immer die Frage nach ihrem Standort in einer sich verändernden Gesellschaft. Die Gefahr ist nur dabei, daß man beim „Spökenkieken" über die Zukunft den Bezug zur sozialen Wirklichkeit heute verliert. Die SPD als die Freizeitpartei der Zukunft im Verein mit den Wende-Machern und Arm in Arm vielleicht mit dem Deutschen Sportbund und dem

Rheinischer Merkur/Christ und Welt

„Schockiere nicht die Tante Breit!"



CERCA

Was dabei herauskommt, wenn man sein Lager in die Luft jagt.

Jedes Lager kostet Geld. Lassen Sie darum nicht liegen, was viel besser fliegen kann. Mit DHL. Denn DHL hat die Erfahrung des größten internationalen Kurier-Systems. DHL liefert termingenau, zielgenau, weltweit. Ob Abholzeiten oder Zollabfertigung, wir wissen, was Sie brauchen. Und sorgen dafür, daß größere Warensendungen genauso rechtzeitig zum Empfänger kommen wie Päckchen und Pakete. So können Sie Ihren Versand optimieren und dezentrale Lager einsparen. Sie senken die Kapitalbindung und setzen Kosten in Cash um.

Wenn Lager also zur Last werden, zeigen Sie, daß Sie rechnen können: Rufen Sie DHL.

DHL
WORLDWIDE EXPRESS®

DHL Worldwide Express. Mit unserer Erfahrung bewegen Sie mehr.

Rufen Sie DHL, z. B. Berlin, Tel. 030-8315026 · Bremen, Tel. 0421-79030 · Dortmund, Tel. 0231-179711 · Düsseldorf, Tel. 02102-49080 · Frankfurt, Tel. 06107-7540 · Friedrichshafen, Tel. 0130-7073 (Ortstarif) · Hamburg, Tel. 040-55410 · Hannover, Tel. 0511-740060 · Karlsruhe, Tel. 0721-844175 · Kassel, Tel. 0130-7227 (Ortstarif) · Köln, Tel. 02203-36021 · Mannheim, Tel. 06204-70080 · München, Tel. 089-909050 · Nürnberg, Tel. 0911-36644 · Saarbrücken, Tel. 0681-56071 · Stuttgart, Tel. 0711-770040 · Würzburg, Tel. 0130-7227 (Ortstarif)

das wird zur politischen Mehrmmt nicht reichen.

MANFRED WOLFGRAMM

Klarer Widerspruch

(Nr. 6/1988, Affären: Intrige gegen den Postpräsidenten)

Der SPIEGEL kann es offenbar nicht verwinden, daß seine Versuche in den SPIEGEL-Ausgaben vom 18. Januar und 25. Januar, unzulässige Einflußnahmen von Ministerpräsident Franz Josef Strauß und mir zugunsten von „tv weiß blau" zu konstruieren, an der Wirklichkeit gescheitert sind. In einem müden Abgesang unter der Überschrift „Blattschuß verpaßt" wird nunmehr wider besseres Wissen vorgespiegelt, die von mir im Bayerischen Landtag ausführlich dargelegten sachlichen Beschwerden über die Haltung des OPD-Präsidenten Meier seien auf eine personelle Ablösung Meiers gezielt gewesen. Dies ist ebenso falsch wie die Behauptung, diese Vorwürfe hätten sich auf die Inbetriebnahme des zu schwachen Postsenders in der Münchner Blutenburgstraße bezogen. Nicht die Inbetriebnahme dieses Senders habe ich Meier vorgeworfen. Es ging vielmehr darum, daß er sich nicht rechtzeitig um die mögliche Verbesserung der Lage bemüht hat, gleichzeitig aber in einer Pressekonferenz darüber verbreitet hat, der wesentlich bessere Sender Olympiaturm wäre jederzeit möglich gewesen, wenn man das nur gewollt hätte. Ein zweiter sachlicher Vorwurf, den der SPIEGEL ebenfalls nicht erwähnt, betraf die Rolle Meiers bei der Verkabelung und dem Kabelmarketing, wo sich der OPD-Präsident in klaren Widerspruch zur Politik des Bundespostministeriums gesetzt hat. Meine Rede im Bayerischen Landtag vom 27. Januar liegt dem SPIEGEL vor. Freilich passen die darin enthaltenen Tatsachen wohl nicht ins Klischee der SPIEGEL-Redakteure, deren Tatsachenverdrehungen nicht darüber hinwegtäuschen können, daß sie immer dünner werden.

Stoiber

München

DR. EDMUND STOIBER
Staatsminister und Leiter der Bayerischen Staatskanzlei

Der SPIEGEL hatte aus einem Brief Stoibers an Franz Josef Strauß zitiert. Darin beklagt der Staatsminister die „fast destruktive Haltung des Präsidenten der OPD München", die ihn „zu vielfältigen Interventionen" im Bundespostministerium veranlaßt habe. Das Ministerium habe ihm „hierzu" schließlich „die Zwangsversetzung" Meiers mitgeteilt. Das Bundespostministerium hat am 4. Februar „klargestellt", daß Meier im Zusammenhang mit dem Senderaufbau in München „keine Vorwürfe gemacht werden können". -Red.

Exzessives Gelaber

(Nr. 7/1988, Filmemacher Rosa von Praunheim über Aids in New York)

Der Artikel kommt mir vor wie das voll Selbstmitleid vorgetragene Lamento eines dummgeilen Bürohengstes, der von seinen Frauengeschichten berichtet und sich darüber beklagt, daß er sich durch sein „HWG"-Verhalten die Syphilis oder Schlimmeres einfängt – nur eben andersrum. Aids ist doch nicht vom Himmel gefallen und auch kein Gottesurteil, sondern Folge von etwas!

Tokio

BJÖRN LULEY

Rosa von Praunheim zeichnet ein Horrorbild von New York – und fühlt sich dort sicherer als in der Bundesrepublik.

Das verstehe, wer kann, ich kann's nicht. Die Schilderung von „Angst und Hoffnungslosigkeit" lähmt. Rosa fordert, aus Erfahrungen in den USA zu lernen. Nicht nach dem Staat rufen, sondern selbst verantwortungsbewußt leben! Menschen mit süchtigen Sexgewohnheiten nicht ohne Hilfe lassen! Offen und offensiv mit Aids umgehen! Das wollen auch die Deutschen Aids-Hilfen. Sie hatten schon Erfolg: Viele, vor allem viele Schwule, haben die durch Druckschriften und in Tausenden von Gesprächen vermittelten Ratschläge angenommen, sie leben und lieben mit Safer Sex.

Berlin

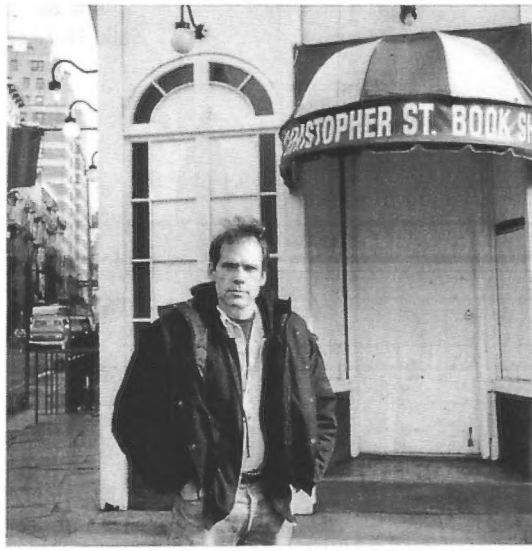
KARL-GEORG CRUSE
Deutsche Aids-Hilfe e.V.
Homosexuellen-Referent

Zur Zeit werden im Makrobiotischen Institut in Boston zwei Versuchsgruppen Aids-infizierter Menschen in allen Stadien der Krankheit medizinisch überwacht, von denen sich die eine makrobiotisch, die andere herkömmlich ernährt. Es zeigt sich der an sich einleuchtende Ansatz, daß infizierte Menschen, die ihr Abwehrsystem durch eine ausgewogene Diät weniger belasten, mehr Kraft haben, sich gegen Aids zur Wehr zu setzen. Eine Heilung, die gleichbedeutend mit einem Verschwinden des Virus wäre, ist von der Makrobiotik nie in Aussicht gestellt worden.

Seissan (Frankreich)

GOGO BÖHM

Rosa hat in den vielen Jahren nichts dazugelernt. Wie soll ein Hetero das Gelaber verkraften? Voyeurismus? Schwulsein muß nicht so exzessiv dargestellt werden. Es geht auch anders.



Rosa von Praunheim in New York
Horrorbild gezeichnet

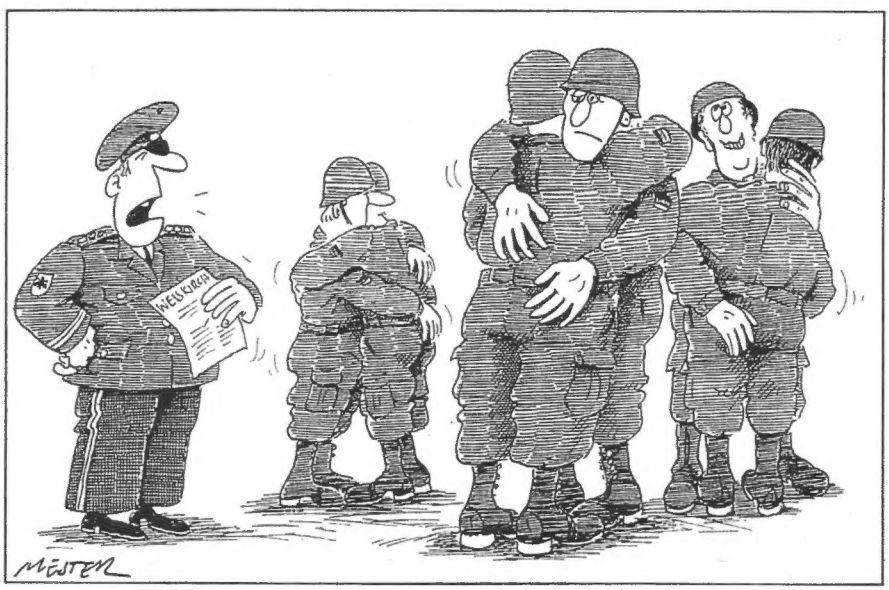
Stuttgart

CLAUS PETERS

Überwältigende Wirkung

(Nr. 7/1988, Bundeswehr: Kommiß auf dem Vormarsch)

Ist es denn wirklich so erniedrigend, seinen 15monatigen Grundwehrdienst abzuleisten? Ich behaupte, nein. Warum



Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt

„Anordnung vom Wehrbeauftragten: 5 Minuten Austausch menschlicher Wärme!"

ALTERNATIV BUS REISEN ... die Ersten

im Graffiti - Bus mit Liegewiese

USA
Peru
Ägypten
Marokko
Frankreich
+ 150 weitere
Flug / Busreisen

ITB '88
Halle 10.1.

Das komplette Programm finden Sie in unserer reisezeitung, die wir Ihnen gern kostenlos zusenden.

Nernstweg 25 • 2 Hamburg 50
040 – 39 11 61 oder 393 393

Saõ Leopoldo, Brasilien
800 000 Menschen gefährdet:

Quecksilber im Trinkwasser!

Das Wasser aus dem Sinos-Fluß ist für die 800.000 Menschen einer ganzen Region das einzige Trinkwasser. Pro Liter enthält es allerdings 700 Mikrogramm Quecksilber („erlaubt" sind zwei Mikrogramm). Denn hier ist die Hochburg der Ledergerbereien. Fische und Felder sind verseucht, Menschen leiden, werden krank. Die brasilianische Umweltschutz-Organisation AGAPAN mobilisiert Politiker, Wissenschaftler, Juristen. Die Evangelisch-Lutherische Kirche Brasiliens finanziert, zusammen mit Bauernverbänden und Gewerkschaften, eine Kampagne zur Rettung des Sinos-Flusses.

BROT FÜR DIE WELT-Spender helfen dabei mit.

Brot für die Welt

Postgiro Köln 500500-500

erlauben sich denn einzelne Vorgesetzte die von Ihnen beschriebenen „Menschenunwürdigkeiten"? Doch nur, weil der „eingeschüchterte" Rekrut nicht in der Lage ist, seine persönliche Meinung gegenüber einem anderen, zum Beispiel einem Offizier, zu vertreten.

Dinslaken (Nrdrh.-Westf.) THOMAS PAVELKA

Wer von uns ist schon mit Leib und Seele Wehrpflichtiger und macht gern für elf Mark am Tag sechsmal den Mülleimer leer und fegt achtmal seine Stube? Ich wollte schon etwas leisten, nur sinnvoll sollte es sein. Schreien hilft da nicht, und wenn das Ganze interessanter wird, werden auch diese neunmalklugen Militäradepten, diese Schleifer verschwinden.

Düsseldorf BERNARD MONRÉAL
Gefreiter wider Willen

In der heutigen Welt brauchte niemand Not, Elend und Hunger zu leiden, wenn die Rüstung abgeschafft und die Waffen verschrottet würden. Und 15 Monate Wehrdienst in einem Alter, das die schönste Zeit im Leben ist, das ist zum Kotzen. Bundeswehr: „Nein danke"!

Ronnenberg (Nieders.) CLAUS-D. GRÄTZ

Verletzt wird die Menschenwürde bei der Bundeswehr nicht erst, wenn Ausbilder Rekruten „Verfügungsmasse" und „Arschlöcher" titulieren. Menschenentwürdigend ist ja schon der Zwang, eine Uniform anzuziehen, einen Stahlhelm aufzusetzen, strammzustehen, Kriegslieder zu singen, im Gleichschritt zu marschieren, fürs Töten und Zerstören ausgebildet zu werden und jedem Befehl blind zu gehorchen. Wie ist es möglich, daß dies nach zwei Weltkriegen nicht alle Deutschen als menschenunwürdig empfinden?

Leutkirch (Bad.-Württ.) HANS WITTEK

Der Fairness halber muß bemerkt werden, daß die Bundeswehr zum Teil auch sehr fähige, demokratische und menschliche Offiziere und Unteroffiziere hat, die aber durch diese Tugenden oft Karriereprobleme haben. Ich hoffe nur, daß parlamentarische Kontrollorgane, wie Herr Weiskirch und Herr Wellershoff, noch öfter die Truppe unangemeldet besuchen. Denn nur so können die langsam zurückkehrenden Verhältnisse der „Kaiser- und Führer-Zeit" im Keime erstickt werden. „Glück ab!" auf eine demokratische Bundeswehr.

Karlsruhe JÜRGEN BENDER

Der Artikel hat mich als ehemaligen Wehrpflichtigen betroffen gemacht. Schon ich konnte während meiner Grundausbildung brutale und geistig unterbelichtete Unteroffiziere und unfähige Offiziere feststellen. Allderdings änderte sich diese Situation mit Ende der Grundausbildung und der damit verbundenen Versetzung in die Stammeinheit, denn dort herrschte echte Kameradschaft, die sich über die Bundeswehrzeit hinaus fortsetzt. Mir scheint der Weg über den Wehrbeauftragten allerdings im Falle einer Beschwerde nicht besonders effektiv zu sein. Man sollte großmäuligen Unteroffizieren, die Rekruten schinden und quälen, nach Dienstschluß und außerhalb der Kaserne eine entsprechende Lektion erteilen, die sie so schnell nicht vergessen. Ich kann aus Erfahrung sagen, daß die Wirkung überwältigend ist.

Hambühren (Nieders.) FRANK STUHLMANN

Dagegen gestimmt

(Nr. 7/1988, Verkehr: Daimler-Benz plant Omnibus-Teststrecke)

Nicht nur die Grünen, sondern auch die DKP im Mannheimer Gemeinderat, vertreten durch den Stadtrat Walter Ebert, hat gegen das Spurbus-Projekt gestimmt. Die DKP hat auch von Anfang an Gegenvorschläge diskutiert beziehungsweise sich für den Bau einer Straßenbahnverbindung anstelle des Spurbusses ausgesprochen und die Bürgerinitiative gegen den Spurbus unterstützt.

Mannheim FRITZ REIDENBACH
Kreisvorsitzender der DKP Mannheim

Russischer Dschingis Khan

(Nr. 7/1988, SPIEGEL-Titel: Streit um Stalin)

Alle Welt sollte diese Titelgeschichte lesen. Zum Um- oder Nachdenken!

Mönchaltorf (Schweiz) ELMAR SCHULTE

Die Leserbriefe dieser wundervollen Sowjetmenschen sprechen mir aus dem Herzen!

Berlin MICHAEL KOTH

SPIEGEL-Titel 7/1988
Kontrolle von unten

Wenn das alles stimmt, was der SPIEGEL über den Stählernen schreibt, dann mutet es doch, gelinde gesagt, recht eigenartig an, daß die aus Gründen der Humanität gegen Hitler und die Nazi-Deutschen zu Felde ziehenden West-Alliierten zusammen mit diesem Stalin ein Nürnberger Tribunal errichtet haben, auf dem nur deutsche Verbrechen abgeurteilt wurden. Zweifellos war der

...sozialismus das Abscheulichste ...isamste, was seit den Zeiten der ...ion die Welt heimgesucht hat. Und auch Dresden und Hiroschima waren abscheuliche Verbrechen. Trotzdem: Ein neues Nürnberger Tribunal muß her, auf dem alle Kriegsverbrechen und Verbrecher gegen die Menschlichkeit abgeurteilt werden.

Viernheim (Hessen) GERHARD LAMBRECHT

Stalin war ein asiatischer Despot, der in der Sowjet-Union hauste wie ehedem Dschingis Khan. Es gibt für dieses riesige Land eine Alternative: Rückkehr zum Rätesystem, zur Rätedemokratie. Das heißt im Klartext: Zeitweilig Delegierte aus den Fabriken, Schulen, Universitäten, Verwaltungen und Betrieben unterliegen durch imperatives Mandat der ständigen Kontrolle von unten. Genau das meinte Lenin mit „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser", nämlich ständige Kontrolle zeitweilig austauschbarer, abwählbarer Führungsorgane. Reale Demokratie von unten als echte Volksherrschaft schließt selbstverständlich Rede- und Meinungsfreiheit mit ein. Ob Gorbatschow gewillt ist, so weit zu gehen? Es wäre in der Tat eine „neue Revolution"!

Buchholz (Nieders.) MICHAEL MEIER

Stalins Verbrechen sind nicht zu leugnen. Und doch stand die Herrschaft des Diktators unter dem Fluch der Notwendigkeit zur schnellstmöglichen (Zwangs-) Industrialisierung des Riesenreiches als Vorbedingung historischen Überlebens. Wie sonst hätte der deutsche Überfall 1941 zurückgeschlagen werden können? Hitlers programmatisches Ziel eines rassenideologischen Vernichtungskrieges gegen die Sowjet-Union war schon Mitte der zwanziger Jahre schriftlich fixiert. Die Planungen des „Unternehmens Barbarossa" sahen von vornherein den Hungertod von zig Millionen (!) sowjetischen Menschen sowie die Versklavung der Überlebenden vor. Man unterziehe sich der geistigen Qual, Hitler – nicht Stalin – hätte gesiegt! Was wäre heute mit Freiheit und Demokratie in der Bundesrepublik, welche Perspektive hätten Perestroika und Glasnost in Gorbatschows Heimat?

Karlsruhe WIGBERT BENZ

Betonte Abkehr

(Nr. 6/1988, Panorama: Elitebildung per Selektion?)

Die Leistungen sozialdemokratischer Hochschulpolitik in Nordrhein-Westfalen darf die Wissenschaftsbürokratie nicht schmälern. Die Privatuniversität ist kein „demokratiefeindlicher Vorgang einer Elitebildung durch soziale Selektion", sondern ein notwendiges Korrektiv zur Massenuniversität.

Der Strukturwandel läßt sich an der Ruhr nur bewirken durch Abkehr von den Großstrukturen hin zu individuelle-

SABO Maschinenfabrik Aktiengesellschaft

Fachleute nennen den SABO „unverwüstlich". Was das heißt, fragen Sie am besten einen der SABO-Fachhändler in Ihrer Nähe.

Die meisten Landschaftsgärtner und Profis in Deutschland mähen mit Mähern von SABO und SABO-Roberine (so heißen die Großmäher von SABO). Wer für Profis gute Mäher baut, baut auch gute Mäher für Hobby-Gärtner. Katalog und Händlernachweis: SABO Maschinenfabrik Aktiengesellschaft · Postfach 310393 · 5270 Gummersbach 31 · Telefon 02261-7040

SABO

Qualitätsschmiede für Rasenmäher

Wer den Nebel zuerst hört,
sieht ihn zuerst.

Sie treffen sich fast täglich auf der Autobahn. Morgens, abends und nachts. Von Oktober bis April. Die Autos und der Nebel.

Fahren Sie dann mit 80 km/h, sind das 22 m pro Sekunde – bei oft weniger als 20 m Sicht. Wenn Sie den Nebel dann nicht rechtzeitig sehen, kracht es in Sekunden. Wenn Sie ihn aber von weitem hören, sehen Sie ihm sicher entgegen.

Das ist nur eine der Situationen, in denen das richtige Auto-Radio so viel für Ihre Sicherheit leistet wie Stoßstangen, Gurte und ABS.

Denn bevor ein Fahrzeug ins Schleudern kommt, kommt meist der Fahrer ins Schleudern – weil er allzuleicht den Durchblick verliert.

Darum statten wir z.B. das Becker Mexico Diversity mit einer Reihe von Techniken aus, durch die Sie immer die Übersicht behalten.

Und zwar mit Verkehrsfunkdecoder, Suchlauf für Verkehrsfunksender, Verkehrsfunkbereichsvorwahl, Verkehrsfunkbereitschaft, Stummschaltung, Bandstopp bei Verkehrsdurchsagen und sogar der Möglichkeit, sich alle momentan erreichbaren Verkehrsfunksender im Display in alphabetischer Folge zeigen zu lassen.

Mit Frequenz-Diversity, die überall ihre besten Verbindungen für Sie spielen läßt – ohne daß Sie vom Lenken abgelenkt werden. Weil sie die besten Frequenzen von selbst ansteuert.

Durch Diversity läuft Ihr Auto-Radio nämlich spielend nebenher – weil die Elektronik Ihnen so viel wie möglich abnimmt und Ihr Lieblingsprogramm in der bestmöglichen Qualität zuspielt.

Durch das Verkehrsfunk-Teil verpassen Sie keine einzige Verkehrsmeldung – ganz gleich, ob Sie gerade MW, KW, UKW oder Cassette hören.

Damit Sie einerseits jederzeit Ihr Radio-Programm bestens empfangen, andererseits rechtzeitig von Staus, Geisterfahrern wie Nacht-und-Nebel-Aktionen hören – und nicht zu spüren bekommen.

Wenn Sie zum Thema Auto-Radio und Funk-Telefon mehr Informationen wünschen, schreiben Sie an:

Becker Autoradiowerk GmbH, Abteilung Öffentlichkeitsarbeit 01-03-88, Postfach 1160, D-7516 Karlsbad.

BECKER

Auto-Radios · Funk-Telefone · Auto-Elektronik

ren Wirtschaftsformen unter Betonung von Leistung, Individualität und Wettbewerb. Leistungsauswahl ist etwas ganz anderes als soziale Selektion. Die soziale Absicherung muß falsch begriffen worden sein, wenn diese Behäbigkeit, Einfallslosigkeit und Wettbewerbsscheu verursacht.

Die falschen Signale aus dem Hause Brunn sollten eingezogen werden. Sie nutzen weder dem Land noch der Sozialdemokratie und schon gar nicht, wenn eine interessante Entwicklung abgebrochen und dort fortgesetzt wird, wo ohnehin zur Zeit die stärkeren Kräfte wirken.

Gelsenkirchen — DR. JÜRGEN LINDE, Oberstadtdirektor

Huxelrebe und Elfenreigen

(Nr. 7/1988, Hobbys: SPIEGEL-Reporter Peter Brügge über den Weinsammler Hardy Rodenstock)

Nobody is perfect. Sinn für Geschäft und Publicity beweist er ja hinreichend, der Herr Rodenstock, aber auch eine Spürnase für das Allerbeste? Gegen deutsche Trockenbeerenauslesen aus der Huxelrebe oder selbst vom Riesling sähen seine d'Yquem-Oldies wohl wirklich nur noch alt aus. Wetten, daß ein Elfenreigen auf der Zunge mehr gibt als Rodenstocks Hölle im Gaumen!

Dalsheim (Rhld.-Pf.) — KLAUS KELLER

Die astronomischen Preise, die für Tafelweine mit antiken Etiketten gezahlt werden, die aber zur Zeit ihrer mis en bouteilles nur Pfennige kosteten, bringen mich auf die Idee, daß wir zum finanziellen Wohl unserer Nachfahren heute frische Luft in korrosionsdichte Behälter abfüllen sollten. Diese Kostbarkeiten könnten im zu erwartenden nuklearen Winter verkostet oder teuer verkauft werden. Da Luft fürs Überleben wichtiger ist als Wein, könnte ich mir keine bessere Geldanlage vorstellen.

Tokio — RUDOLF VOLL

Einer Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe ist eine Postkarte des Ringier Verlages, München/ NATUR, beigeklebt.

Die Redaktion des SPIEGEL behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

2000 Hamburg 11
Postfach 110 420
Brandstwiete 19/Ost-West-Straße
Telephon (040) 3007-0, Telex 2 162 477, Telefax (040) 3007-247,
Telegramm Spiegelverlag
Postgiro-Kto. Hamburg Nr. 7137-200
BLZ 200 100 20

HERAUSGEBER
Rudolf Augstein

CHEFREDAKTION
Erich Böhme, Dr. Werner Funk

REDAKTION
Ariane Barth, Rolf Becker, Dieter Bednarz, Wolfram Bickerich, Ulrich Bieger, Wilhelm Bittorf, Peter Bölke, Jochen Bölsche, Dr. Hermann Bott, Stephan Burgdorff, Werner Dähnhardt, Werner Dageför, Dr. Thomas Darnstädt, Bernd Dörler, Dr. Martin Doerry, Adel S. Elias, Nikolaus von Festenberg, Dr. Michael Fischer, Uly Foerster, Klaus Franke, Angela Gatterburg, Hans Jakob Ginsburg, Henry Glass, Rudolf Glismann, Wolfgang Gust, Dr. Hans Halter, Werner Harenberg, Dietmar Hawranek, Manfred W. Hentschel, Ernst Hess, Heinz Höhne, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Siegesmund von Ilsemann, Ulrich Jaeger, Urs Jenny, Dr. Wolfgang Kaden, Dieter Kampe, Dr. Hellmuth Karasek, Klaus-Peter Kerbusk, Hans Werner Kilz, Dr. Walter Knips, Siegfried Kogelfranz, Klaus Kröger, Karl Heinz Krüger, Bernd Kühnl, Wulf Küster, Dr. Romain Leick, Heinz P. Lohfeldt, Andreas Lorenz, Armin Mahler, Dr. Wolfgang Malanowski, Hans Hermann Mans, Dr. Hans-Peter Martin, Gerhard Mauz, Dr. Renate Merklein, Fritjof Meyer, Rolf S. Müller, Bettina Musall, Hans-Georg Nachtweh, Irma Nelles, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hans-Joachim Noack, Gunar Ortlepp, Stephan Paetow, Rainer Paul, Christoph Peck, Jürgen Petermann, Norbert F. Pötzl, Joachim Preuß, Günter Rau, Klaus Reinhardt, Dr. Rolf Rietzler, Dr. Gerd Rokkel, Kurt Röttgen, Valeska von Roques, Dr. Fritz Rumler, Marie-Luise Scherer, Peter Schille, Tom Schimmeck, Heiner Schimmöller, Arnd F. Schirmer, Hans Joachim Schöps, Bruno Schrep, Diethelm Schröder, Harald Schumann, Helmut Sorge, Lutz Spenneberg, Mareike Spiess-Hohnholz, Hans Gerhard Stephani, Hans-Wolfgang Sternsdorff, Günther Stockinger, Peter Stolle, Willy Theobald, Dr. Rainer Traub, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Hartmut Volz, Dr. Manfred Weber, Rainer Weber, Alfred Weinzierl, Sibylle Weischenberg, Erich Wiedemann, Dr. Harald Wieser, Dr. Dieter Wild, Helene Zuber

REDAKTIONSVERTRETUNG BONN
Winfried Didzoleit, Dr. Richard Kiessler, Dirk Koch, Jürgen Leinemann, Dr. Paul Lersch, Heiko Martens, Hartmut Palmer, Olaf Petersen, Hans-Jürgen Schlamp, Tina Stadlmayer, Alexander Szandar, Klaus Wirtgen, Dahlmannstraße 20, 53 Bonn, Tel. 26703-0, Telex 886 630

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
Berlin (West): Wolfgang Bayer, Christian Habbe, Axel Jeschke, Kurfürstenstraße 72–74, 1 Berlin 30, Tel. 26 10 61, Telex 184704 · Berlin (DDR): Ulrich Schwarz, Leninallee 175, 16–06, DDR-1156 Berlin, Tel. 372 10 75 und 375 41 44 · Düsseldorf: Georg Bönisch, Hans Leyendecker, Manfred Müller, Richard Rickelmann, Rudolf Walraf, Immermannstraße 15, 4 Düsseldorf 1, Tel. 1 68 90-0, Telex 8 582 737 · Frankfurt a. M.: Peter Adam, Stefan Baron, Wolfgang Bittner, Ulrich Manz, Jürgen Scherzer, Oberlindau 80, 6 Frankfurt a. M., Tel. 71 71 81, Telex 413 009 · Hannover: Wolfgang Becker, Jürgen Hogrefe, Rathenaustraße 16, 3 Hannover, Tel. 32 69 39, Telex 922 320 · Karlsruhe: Rolf Lamprecht, Amalienstraße 25, 75 Karlsruhe 1, Tel. 225 14, Telex 7 825 471 · Kiel: Manfred Ertel, Dietrich Lachmund, Niemannsweg 18, 23 Kiel, Tel. 56 30 66, Telex 299 859 · Mainz: Wilfried Voigt, Rheinstraße 101, 65 Mainz, Tel. 23 24 40, Telex 4 187 507 · München: Heinz Höfl, Dr. Joachim Reimann, Michael Schmidt-Klingenberg, Stuntzstraße 16, 8 München 80, Tel. 470 10 54, Telex 522 501 · Stuttgart: Dinah Deckstein, Peter Stähle, Kriegsbergstraße 11, 7 Stuttgart, Tel. 22 15 31, Telex 722 673

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
Athen: Kostas Tsatsaronis, Omirou 13, 10672 Athen, Tel. 363 6577 und 363 6737, Telex 215 418 · Basel: Jürg Bürgi, Spalenring 69, 4055 Basel, Tel. 22 63 63, Telex 825 391 · Brüssel: Marion Schreiber, Bd. Charlemagne 45, Residence Roncevaux, 1040 Brüssel, Tel. 230 6108 und 230 6217, Telex 25 294 · Kairo: Volkhard Windfuhr, 18, shari' El-Fawakeh, Muhandisin, Kairo, Tel. 71 22 10 und 70 40 15 · Kapstadt: Paul M. Schumacher, 4th Floor, Protea Assurance House, 31 Adderley Street, Kapstadt 8001, Tel. 45 57 57, Telex 520 393 und 524 955 · London: Hans Hielscher, Economist Building, 7th Floor, 25 St. James's Street, London SW 1 A 1 HA, Tel. 839 7666 und 930 1604, Telex 25 278 · Madrid: Elisabeth Guth, Marques de Cubas 12, Madrid 14, Tel. 429 8964, Telex 45 383 · Mexiko: Armin Wertz, Alfonso Caso 278–7 bis, Col. Tlacopac, 01040 Mexico, D. F., Tel. 550 1297, Telex 1 773 310 (Presseclub) · Moskau: Jörg R. Mettke, Krutizkij Wal 3, Kw 36, Moskau, Tel. 274 00 09, Telex 413 288 · Neu-Delhi: Sri Prakash Sinha, 35 B Nizzamuddin East, Neu-Delhi, Tel. 61 97 33, Telex 3 162 469 · New York: Dr. Werner Meyer-Larsen, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N. Y. 10036, Tel. 221 7583, Telex 237 723 · Paris: Lutz Krusche, 17 Avenue Matignon, 75008 Paris, Tel. 4256 1211 und 4256 1972, Telex 650 086 · Peking: Dr. Stefan Simons, Qijiayuan 7. 2. 31, Peking, Tel. 532 3541, Telex 22 736 · Rio de Janeiro: Walter Tauber, Avenida São Sebastião, 157 Urca, 22291 Rio de Janeiro (RJ), Tel. 275 1204, Telex: 2 130 706 · Rom: Birgit Kraatz, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. 679 7522, Telex 622 257 · Stockholm: Hermann Orth, Scheelegatan 4, Stockholm, Tel. 50 82 41 · Tel Aviv: Henri Zoller, Harechesch Street 12, Tel Aviv (Afeka), Tel. 42 73 65, Telex 342 663 · Tokio: Dr. Tiziano Terzani, 3–31–9 Kamimeguro, Meguro-ku, Tokio, Tel. 791 8011 · Washington: Hans Hoyng, Dr. Martin Kilian, Suite 702, 1015 15th Street, N. W. Washington, D. C. 20 005, Tel. 347 5222, Telex 440 214 · Wien: Dr. Inge Cyrus, Telekygasse 13, 1190 Wien, Tel. 36 15 92 und 36 35 37, Telex 115 888

ILLUSTRATION
Martina Blume, Barbara Bocian, Ludger Bollen, Katrin Bollmann, Thomas Bonnie, Regine Braun, Manuela Cramer, Josef Csallos, Peter Nils Dorén, Volker Fensky, Rüdiger Heinrich, Karin Kahlisch, Ingeborg Molle, Ursula Morschhäuser, Walter Pomikalko, Monika Rick, Chris Riewerts, Manfred Schniedenharn, Frank Schumann, Karin Weinberg, Rainer Wörtmann, Jürgen Wulf, Monika Zucht

SCHLUSSREDAKTION
Rudolf Austenfeld, Horst Beckmann, Jens Eggers, Horst Engel, Hermann Harms, Rolf Jochum, Herbert Kanthack, Karl-Heinz Körner, Heinz Kohl, Inga Lembcke, Reimer Nagel, Andreas M. Peets, Wolfgang Polzin, Gero Richter-Rethwisch, Thomas Schäfer, Wilhelm Schöttker, Claus Schüler, Ingrid Seelig, Hans-Eckhard Segner, Hans-Jürgen Vogt, Holger Wolters, Peter Zobel

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR
dieser Ausgabe für Panorama, Gesundheitsreform (S. 21), Nato, Titelgeschichte, Genscher, Abtreibung: Diethelm Schröder; für Gesundheitsreform (S. 18), Konzerne, Unternehmen, Bundeswehr, Brauereien, Trends, Lorenz-Gespräch, Autoindustrie, Schallplatten: Dr. Wolfgang Kaden; für Titelgeschichte (S. 28), Wahlkampf, Luftfahrt, Fernsehen, Ärzte, Agenten, Organisiertes Verbrechen, Rundfunk, Atomkraft, Abgeordnete: Uly Foerster; für Aids-Serie: Manfred W. Hentschel; für Sowjet-Union, USA, Panorama Ausland, Mock-Gespräch, Nahost, Großbritannien, Brasilien, Indianer: Dr. Romain Leick; für Gesellschaft, Hirnforschung, Photographie, Umwelt, Medizin, Sportler, Prisma: Jürgen Petermann; für Sport, Mickey Mouse: Kurt Röttgen; für Komik, Bestseller, Szene, Philosophie, Fernseh-Vorausschau: Dr. Hellmuth Karasek; für Automobile: Rudolf Glismann; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe, Personalien, Register, Hohlspiegel, Rückspiegel: Sibylle Weischenberg; für Titelbild: Rainer Wörtmann; für SPIEGEL-Verlag/ Hausmitteilung: Rolf Becker (sämtlich Brandstwiete 19/Ost-West-Straße, 2000 Hamburg 11)

DOKUMENTATION
Jörg-Hinrich Ahrens, Werner Bartels, Sigrid Behrend, Dr. Jürgen Bruhn, Lisa Busch, Armin Dirks, Heinz Egleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Wolfgang Fischer, Marianne Friedrichs, André Geicke, Ille von Gerstenbergk-Helldorff, Hartmut Heidler, Wolfgang Henkel, Gesa Höppner, Jürgen Holm, Christa von Holtzapfel, Joachim Immisch, Günter Johannes, Petra Kleinau, Sonny Krauspe, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langheim, Ilse Lange-Henckel, Walter Lehmann, Michael Lindner, Leonore Lohse, Sigrid Lüttich, Roderich Maurer, Günther von Maydell, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Wolfhart Müller, Christel Nath, Anneliese Neumann, Werner Nielsen, Paul Ostrop, Nora Peters, Peter Philipp, Ulrich Rambow, Anke Rashatasuvan, Dr. Mechthild Ripke, Hedwig Sander, Rolf-G. Schierhorn, Carl-Heinz Schlüter, Ekkehard Schmidt, Marianne Schüssler, Christel Schulz, Werner Siegert, Margret Spohn, Anja Stehmann, Monika Tänzer, Dr. Eckart Teichert, Jutta Temme, Dr. Iris Timpke-Hamel, Carsten Voigt, Ursula Vollmann, Horst Wachholz, Dieter Wessendorff, Andrea Wilkens, Georg Wöhner
Leitung: Karl-H. Schaper, Harald Schütz

NACHRICHTENDIENSTE
AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, Newsweek, New York Times, Time

SPIEGEL-VERLAG
RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG
Büro des Herausgebers: Wolfgang Eisermann; verantwortlich für Anzeigen: Horst Görner; gültige Anzeigenpreisliste Nr. 42 vom 4. Januar 1988, Abonnementspreise (Normalpost, inklusive USt.): Inland sechs Monate DM 111,80, zwölf Monate DM 223,60. Normalpost Europa: sechs Monate DM 142,80, zwölf Monate DM 285,60; Seepost Übersee: sechs Monate DM 148,–, zwölf Monate DM 296,–; Luftpostpreise auf Anfrage. Abonnement-Service: Tel. (040) 30 07-445
Verlagsgeschäftsstellen: Düsseldorf: Immermannstraße 15, 4000 Düsseldorf, Tel. 16 89 0-0, Telex 8 382 737; Frankfurt a. M.: Oberlindau 80, 6000 Frankfurt a. M., Tel. 72 03 91, Telex 411 977; Hamburg: Brandstwiete 19, 2000 Hamburg 11, Tel. 3007-1, Telex 2 162 477; München: Stuntzstraße 16, 8000 München 80, Tel. 470 10 54, Telex 522 501; Stuttgart: Kriegsbergstraße 11, 7000 Stuttgart, Tel. 22 15 31, Telex 722 673
Druck: Druckhaus Ahrensburg, Ahrensburg bei Hamburg, und Darmstadt

VERLAGSLEITUNG
Helmut Wallbaum, Christian Wenger

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Rudolf Augstein, Adolf Theobald

4. Deutscher Kommunikationstag 28./29. 04. 88 Berlin

Mut zur Zukunft

Einladung zum 4. Deutschen Kommunikationstag

In Zukunft soll manches anders sein. Und deshalb denken einige wenige schon heute ein wenig anders. Und reden laut darüber. Beispielsweise über Mut zur Zukunft *Helmut Schmidt* (Bundeskanzler a. D.). Über Phantasie für die Zukunft *André Heller.* Über das Denken und Lernen via Zukunft *Dr. Fritjof Capra.* Über Trends der Gegenwart am Beispiel *Mövenpick.*

Wer neben diesem Feuerwerk an kreativen, phantastischen und visionären Ideen auch gleich noch ein buntes Treiben von Film, Show bis Gala-Abend mit Weltstars aus Pop und Klassik miterleben möchte, sollte ruckzuck die Congress-Unterlagen anfordern. ■

DEUTSCHER KOMMUNIKATIONSTAG E. V. ADENAUERALLEE 209 53 BONN 1 02 28-21 10 47

Verständliche Eile

Mehr als 240 Tonnen Uran sind ohne ordentliche Genehmigung in einer Halle im rheinischen Eschweiler deponiert worden. Prüfer des Staatlichen Gewerbeaufsichtsamtes Aachen registrierten bei einer Kontrolle in der Lagerhalle des Tagebaus Inden der Rheinischen Braunkohlenwerke Fässer mit 834,4 statt der genehmigten „maximal 592 Tonnen" Uran der „natürlichen Isotopenzusammensetzung in Form von Uranhexafluorid". Manager der RWE-eigenen Spedition, die für die unsachgemäße Lagerung verantwortlich sind, stellten daraufhin vorigen Mittwoch bei der für die Aufbewahrung von Kernbrennstoffen zuständigen Physikalisch-Technischen Bundesanstalt in Braunschweig einen „Eilantrag": Die „Gesamtlagermenge", bitten sie, sei „auf max. 846 Tonnen Uran zu berichtigen". Die Eile ist verständlich: Die ungenehmigte Deponierung von Uran ist möglicherweise ein Straftatbestand.

Skandalöse Reise

Der als „private Informationsreise" ausgegebene Ausflug der Parlamentarischen Staatssekretärin Lieselotte Berger (CDU) nach Südafrika und Namibia (SPIEGEL 7/1988) entwickelt sich zum Skandal für das Kanzleramt. So erwies sich die Regierungsversion als falsch, Frau Berger und ihre Begleiter hätten „während ihres Urlaubs" nur „private Informationsgespräche" geführt: Die für Berlin-Fragen zuständige Kohl-Vertraute wurde nicht nur von Beamten des südafrikanischen Außenministeriums betreut. Nach Meldungen aus Namibia führte sie während ihrer von der südafrikanischen Bergwerksindustrie finanzierten Reise auch Gespräche mit Ministern der von Bonn offiziell als „null und nichtig" eingestuften „Übergangsregierung" in Windhuk. Die als „Delegation" bezeichnete Reisegruppe aus Bonn habe, besagen dem Bonner Auswärtigen Amt vorliegende Berichte, überdies „militärische Stützpunkte" besucht.

Lieselotte Berger

Festival des politischen Liedes in Ost-Berlin

DDR: Neue Einschüchterungstaktik

Seit Regimekritiker und ausreisewillige DDR-Bürger die Kerze als Demonstrationszubehör entdeckt haben, ist sie für die Sicherheitsbehörden zum Symbol der Subversion geworden.

Das bekamen jetzt selbst höhere Genossen vom Zentralrat der FDJ zu spüren.

Die Jugendfunktionäre begleiteten vorletzte Woche Singegruppen aus Kuba, Madagaskar und Australien, die zuvor beim jährlichen Festival des politischen Liedes in Ost-Berlin aufgetreten waren, auf einer Tournee durch die SED-Republik. Dabei hatten die Mitwirkenden und ihre FDJ-Begleiter einen originellen Einfall und entzündeten auf dem Marktplatz in Wismar zur Feier des Geburtstags des Tourneeleiters 41 Kerzen.

Die brannten nicht lange: Eine Hundertschaft der Volkspolizei räumte den Markt und verfrachtete das Tournee-

Demonstranten-Datei

Wegen des Demonstrationsrechts droht neuer Streit in der Koalition. Auf dem letzten FDP-Parteitag in Mannheim hatten die Delegierten zwar einer Verschärfung des Vermummungsverbots zugestimmt. Zugleich aber hatten sie beschlossen, Filmaufnahmen von Polizei und Verfassungsschutz müßten bei friedlich verlaufenden Demonstrationen sofort vernichtet werden. CSU-Innenminister Friedrich Zimmermann weigert sich nunmehr, über dieses Thema überhaupt zu verhandeln. Überdies plant er eine Meldedatei, in die auch die Namen von Demonstranten eingespeist werden, die bei Vorbereitungstreffen beobachtet wurden, von Bürgern also, die nicht straffällig geworden oder auch nur in einen solchen Verdacht geraten sind.

Möglichst sachlich

Die Bundesministerin für innerdeutsche Beziehungen, Dorothee Wilms, hat keine Einwände gegen eine gemeinsame Schulbuch-Kommission mit der DDR. Die Gründung einer solchen Einrichtung war von Sozialdemokraten gefordert und im Januar im Innerdeutschen Ausschuß des Bundestages angeregt worden. In einem Schreiben erklärt die Ministerin

Dorothee Wilms

jetzt, sie sehe „keine deutschlandpolitischen Hemmnisse, über ein solches Thema auch mit den Verantwortlichen in der DDR zu sprechen". Zweck des Schulbuchvergleichs solle „eine möglichst sachliche Darstellung der deutschen Geschichte und Gegenwart in den Schulbüchern beider Seiten sein". Als „Einstieg" wäre allerdings auch, so die Christdemokratin, „eine Analyse und Diskussion weniger problembeladener Themenbereiche denkbar".

Im Wendetrubel

In einer Aufsichtsratssitzung am Mittwoch dieser Woche wollte die Bonner Regierung der Gesellschaft für Tech-

volk, Betreuer im FDJ-Blauhemd inklusive, hinter Gitter – ins Wismarer Fußballstadion. Dort wurden die Gratulanten von bewaffneten Vopos festgehalten, die sich auf keinerlei Diskussion einließen – weder mit den ausländischen Gästen, die lautstark nach ihren Botschaftern verlangten, noch mit den FDJlern. Nach Stunden erschien ein höherer Vopo-Offizier, entschuldigte sich knapp und ließ die Truppe ziehen.

Die Szene ist typisch für die allgemeine Verunsicherung unter den Hütern der Macht in der DDR. Auch im Umgang mit den DDR-Bürgern, die einen Ausreiseantrag laufen haben, zeichnet sich eine neue Einschüchterungstaktik der Behörden ab. Zahlreiche Antragsteller, nicht nur in Ost-Berlin, auch in anderen Orten der SED-Republik, wurden in den letzten zwei Wochen inhaftiert.

Doch anders als die nach dem 17. Januar festgesetzten Ausreiser müssen die jetzt Einsitzenden mit langen Knastzeiten rechnen – um Nachahmer abzuschrecken. Gegen die Verhafteten wird Anklage wegen „Beeinträchtigung" oder „öffentlicher Herabwürdigung" der „Tätigkeit staatlicher Organe" erhoben. Strafmaß: bis zu drei beziehungsweise fünf Jahre Gefängnis.

nische Zusammenarbeit (GTZ), die mit über 4500 Beschäftigten im In- und Ausland deutsche Entwicklungshilfe praktiziert, nicht nur eine andere Organisationsstruktur, sondern auch einen CSU-Spezi als neuen, vierten Geschäftsführer verpassen. Aussichtsreichster Kandidat für den 250 000-Mark-Job ist der stellvertretende Geschäftsführer der christsozialen Hanns-Seidel-Stiftung, Rainer Gepperth. Im bislang dreiköpfigen Vorstand, so monierten Unionsrechte, hätte sich der SPD-verdächtige Hansjörg Elshorst meist gegen das vom Koalitionslager entsandte Duo durchgesetzt. Darum müsse ein ausgewiesener Strauß-Knappe her. Doch nun wird daraus vorerst wohl nichts. Denn die beiden GTZ-Gesellschafter – die Ministerien für Finanzen und für wirtschaftliche Zusammenarbeit – können zwar die Anzahl der Geschäftsführer allein festlegen, über die Besetzung der Posten entscheidet jedoch der Aufsichtsrat. In diesem Gremium aber hat die Koalition, mit nur 7 von 16 Stimmen, keine Mehrheit. Die aus Unionssicht leidige Vorschrift war am 29. September 1982 – zwei Tage vor dem Ende der Regierung Schmidt/Genscher – geändert und im Wendetrubel weder im Entwicklungshilfe- noch im Finanzministerium zur Kenntnis genommen worden.

Im März'88

neu bei dtv

Zum 65. Geburtstag: Eine Auswahl aus Walter Jens' Gesamtwerk. (10847 / DM 16,80)

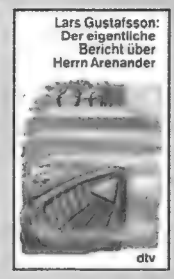
Das Wissen zum Verständnis der islamischen Revolution. (10873 / DM 12,80)

Was kann aus einem Land werden, das mit Kindern so umgeht? (10870 / DM 9,80)

Über zwanzig Erzählungen von indischen Autorinnen. (10862 / DM 9,80)

Patrick Whites Epos der Siedler Australiens. (10875 / DM 14,80)

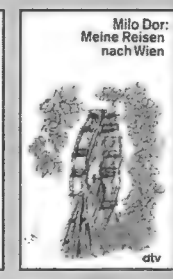
10861 / DM 12,80



10863 / DM 6,80

10864/2 Bde. 22,80

10865 / DM 12,80



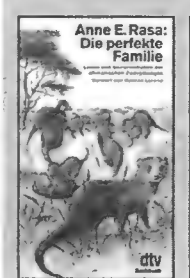
10874 / DM 9,80

Die Beschreibung der noch jungen Geschichte der Astrophysik. (10868/DM 14,80)

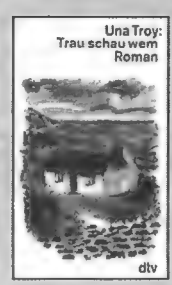
Kindersexualität, Sexualerziehung, Bedeutung erotischer Kinderverse. (15041 / DM 14,80)

4473 / DM 14,80

5960 / 7 Bde. 98,–



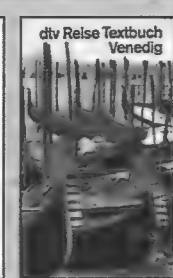
10869 / DM 15,80



10867 / DM 7,80

7881 / DM 6,80

3738 / DM 19,80



3906 / DM 16,80

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

„Die Verbände übernehmen die Herrschaft“

Die Gesundheitslobby spielt verrückt: Mit üblen Beschimpfungen und Verdrehungen versuchen die Interessenten, die geplante Reform der Gesundheitsbranche zu torpedieren. Die Agitation zeigt bereits Wirkung. Sozialminister Norbert Blüm kann nicht mehr sicher sein, die eher bescheidene Reform durchzubringen.

Der Apothekerverein in Duisburg sorgt sich um seine Klientel. Die von Bonn geplante Reform des Gesundheitswesens glauben die Pillenverkäufer vom Niederrhein ihrer Kundschaft nicht zumuten zu können. Die Empfehlung der Apotheker, per Handzettel verbreitet: „Wer jetzt krank wird, kann sich gleich erschießen.“

Aber auch das macht keinen Sinn, den Sparplänen des Sozialministers Norbert Blüm ist nicht zu entkommen. Weil die Krankenkassen kein Sterbegeld mehr zahlen sollen, wird das Selbstmordopfer allenfalls noch in einem Pappsarg begraben.

Kein Mensch kann sich zukünftig noch einen Grabstein leisten. Die Folge: Eine „Verödung der gewachsenen deutschen Friedhofskultur“ (so Jürgen Hillebrecht vom Steinmetz-Innungsverband). „Abendländische Kulturwerte, die Funktion des Friedhofs zur Trauerbewältigung“, seien unrettbar verloren.

Tod und Elend, Arbeitslosigkeit und Krankheit, so lesen und hören es die Deutschen in diesen Tagen auf Handzetteln, in Apotheken und in Arztpraxen, in Zeitungsanzeigen, vom Taxifahrer und auf Demonstrationen, steht dem Volk bevor. Schuld ist Norbert Blüm, der einen Anschlag auf das deutsche Gesundheitswesen plant.

„Weil du arm bist, mußt du früher sterben“, behaupten die Apotheker des Stadt- und Landkreises Heilbronn. Allein in ihrer Branche würden bis zu 30 000 Arbeitsplätze gefährdet.

Mit seinen „rigoros sozialistischen Plänen“ (Klaus Nöldner, Hauptgeschäftsführer des Hartmannbundes) treibt Blüm nach Meinung des Ärztefunktionärs das deutsche Gesundheitswesen in die Katastrophe.

Die weltweit führende deutsche Pharmaindustrie stelle die Forschung ein oder verlagere sie ins Ausland, beklagt der Verband. Mit dieser „sogenannten Reform“, so weiß Rudolf Jansche, Geschäftsführer der Arzneimittelfirma ICI-Pharma in Heidelberg, sei „die Bundesrepublik als Pharmastandort gestorben“.

Die Nutznießer des seit Jahrzehnten unkontrolliert wuchernden Geschäfts mit der Krankheit auf Krankenschein haben Bonn den Krieg erklärt – mit einem Materialaufwand, der jeden Wahlkampf in den Schatten stellt; mit einer Orgie an Verdrehungen, die alles, was es hierzulande bislang an Verbandsagitprop gab, übertrifft.

Die Generalmobilmachung der Gesundheitslobby setzt neue Maßstäbe. Reformen und Strukturveränderungen, das soll wohl ein für allemal festgeschrieben werden, sind im Land der Verbandsgeschäftsführer nicht mehr möglich. „Die Verbände übernehmen die Herrschaft“, schreibt Norbert Blüm (siehe Seite 21).

70 000 Plakate druckt allein eine Aktionsgemeinschaft aus Hartmannbund und dem Freien Verband Deutscher Zahnärzte, dazu 500 000 Flugblätter.

Am Mittwoch dieser Woche protestieren die Ärzte in Bonn. Sie werden unterstützt von einer Taxi-Sternfahrt auf die Bundeshauptstadt, die der Zentralverband der Personenverkehrs-Unternehmer organisiert. Blüm will schließlich die

Blüm-Beamte mit Beschwerde-Briefen

Protestaktionen gegen Blüm-Reform: Die Nutznießer des Geschäfts mit der Krankheit habe

Reformer Blüm: Das Krankenversicherungssystem treibt in den Ruin

Taxifahrten zu Krankenhäusern und Arztpraxen nicht mehr wie bisher bezahlen lassen.

Der Sturm gegen das Reformwerk war zu erwarten. Doch das, was da jetzt über ihn hereinbricht, irritiert sogar den kampferprobten Blüm. Er schließt ein Scheitern nicht mehr aus. Blüms Erfahrungen haben vorher schon andere Arbeitsminister machen müssen. Der Christdemokrat Theodor Blank scheiterte in den Sechzigern an einer Reform, der SPD-Mann Herbert Ehrenberg blieb in den Siebzigern weitgehend erfolglos.

Wenn jetzt nichts geschehe, so antwortet Blüm auf das Geschrei dieser Tage, dann treibe das deutsche Krankenversicherungssystem in den Ruin. Allein 1987 und 1988 müssen Arbeitnehmer und Arbeitgeber rund 22 Milliarden Mark zusätzlich für die Krankenversicherung aufbringen. Während das Bruttosozialprodukt (1970 = 100) bis 1986 lediglich auf 288 Punkte gestiegen ist, kletterten die Ausgaben der gesetzlichen Krankenversicherung auf 475 Punkte.

Das heißt: Ein immer größerer Teil des in Deutschland Erwirtschafteten wandert in Arztpraxen und Krankenhäuser; der Trend ist ungebrochen.

Angesichts dieser Dynamik wirkt das, was sich Blüm in den nächsten Monaten vom Bundestag genehmigen lassen will, eher bescheiden. Kommt alles, wie es sich der Arbeitsminister vorstellt, dann sollen bei Pharmaindustrie und Patienten, bei Ärzten und Apothekern in einigen Jahren 14 Milliarden Mark eingesammelt werden.

Kernstück von Blüms Gesundheitsreform ist das Festpreiskonzept. Die Idee: Kassen und Ärzte sollen gemeinsam festlegen, welche Hörgeräte, Brillen, Rollstühle oder Arzneimittel medizinisch notwendig, aber auch hinreichend sind. Die Ausgaben für diese Leistungen werden von den Kassen erstattet.

Wer vermeintlich Besseres will, zum Beispiel das teure Medikament, obwohl es preiswerte mit gleicher Wirkung gibt, muß die Mehrkosten selbst tragen.

Bei den Arzneimitteln will Blüm den Kassen mit dieser Methode jährlich drei Milliarden Mark ersparen. Das ist gewiß nicht der Ruin der Branche. In der Bundesrepublik sind die Medikamente im Schnitt erheblich teurer als im Ausland, es gibt zu viele Pillen, und es werden zu viele und häufig auch noch unwirksame verschrieben.

In nur einem der fünf katholischen Dekanate Bonns sammelten Gemeindemitglieder in kurzer Zeit zum Beispiel 921 Kilo Medikamente für Polen; der Wert beträgt eine halbe Million Mark.

Die Festbeträge für Medikamente zu ermitteln ist allerdings eine schwierige Aufgabe für Kassen und Ärzte. Am einfachsten fällt die Entscheidung bei wirkstoffgleichen Mitteln, die etwas weniger als ein Drittel der Verschreibungen ausmachen. Hier gibt es, für gleichwertige Pillen, heute Preisunterschiede von mehreren hundert Prozent: Für Gleiches muß einmal 30, einmal 90 Mark bezahlt werden.

Allein bei derartigen Arzneimitteln, haben Blüms Beamte ausgerechnet, sparen die Kassen künftig 800 Millionen

Anzeige der Pharma-Industrie (Ausriß)

Sehr geehrter Herr Minister,

als Angestellte(r) in einer öffentlichen Apotheke werde ich mit großer Wahrscheinlichkeit von den Auswirkungen der Strukturreform essentiell betroffen. Können Sie die Verantwortung für den daraus sich ergebenden Abbau der Arzneimittelsicherheit übernehmen?

Mit freundlichen Grüßen

Beschwerde-Schreiben

Bonn den Krieg erklärt

Mark pro Jahr, ohne daß einem Patienten die notwendige Tablette versagt bliebe.

Schwieriger haben es die Experten, Festpreisgrenzen für ganze Wirkstoffgruppen und Therapieverfahren zu bestimmen. Dies soll im Laufe der nächsten Jahre geschehen. Entsprechend werden auch die Einsparungen noch auf sich warten lassen. Als Ausgleich für diese Verzögerung verlangt Blüm von der Pharmaindustrie einen auf drei Jahre verteilten „Solidarbeitrag" in Höhe von insgesamt 1,7 Milliarden Mark.

Wie die Pillenproduzenten gegen Festpreise, so zetern die Ärzte gegen Blüms Absicht, die Kassen so auszustatten, daß sie die Wirtschaftlichkeit der Behandlungs- und Verschreibungspraxis überprüfen können. Zu diesem Zweck sollen die Kassen künftig über jeden Versicherten ein Leistungskonto führen, das Angaben über die von Ärzten, Zahnärzten und anderen „Leistungserbringern" (etwa Masseuren) abgerechneten Leistungen und deren Kosten enthalten soll.

„Gläserner Patient", schäumt die Ärzte-Lobby über das Vorhaben. Blüm hält dagegen, es gehe nur um die Kontrolle und das Ausschöpfen von Wirtschaftlichkeitsreserven, zumal die Daten nach zwei Jahren gelöscht würden. Die Einsparungen bezifferten Blüms Beamte auf 3,5 Prozent der Ausgaben für Ärzte, Zahnärzte, Arzneimittel, Heil- und Hilfsmittel, also glatte zwei Milliarden Mark.

Außer unwirtschaftlicher Rezeptur soll durch die Transparenz auch der Betrügerei entgegengewirkt werden. Der zuständige Ministerialdirektor Karl Jung aus dem Sozialministerium hat, um sich gegen Angriffe zu wappnen, ein Vierteljahr lang Artikel und Schlagzeilen über Ärzteprozesse gesammelt. Kostproben: „346 000 Mark Honorar muß ein ehemaliger Landarzt zurückzahlen" – „Harte Strafen für betrügerische Ärzte" – „Rezeptschwindel: 1,2 Millionen Mark Schaden". Jung glaubt nicht mehr, daß auf dieser Weide nur wenige schwarze Schafe grasen.

Auch für die Zahnärzte hat sich der Arbeitsminister etwas ausgedacht. Zwar geht er in diesem Bereich von seinem Festpreiskonzept ab und verordnet dem Patienten eine ordentliche Selbstbeteiligung. Davon allein aber verspricht er sich offenbar keinen großen Kostenabbau. Deshalb will Blüm das Honorar-Niveau der Zahnärzte – ein Novum – zunächst einmal per Verordnung senken. Geplante Ersparnis: 2,6 Milliarden Mark.

Für den AOK-Vorsitzenden Wilhelm Heitzer sind die Milliardenspiele Blüms bislang nur „Luftbuchungen". Das Geld, da ist Heitzer sicher, werde die jammernde Lobby schon noch vor Zugriff des Arbeitsministers in Sicherheit bringen können.

Mit dieser Meinung steht der Kassenvorsitzende nicht allein. Helmut Kohls Fachleute im Kanzleramt rechnen statt mit der beabsichtigten Ersparnis von 14 Milliarden Mark kleinmütig nur noch mit höchstens sieben bis acht Milliarden Mark.

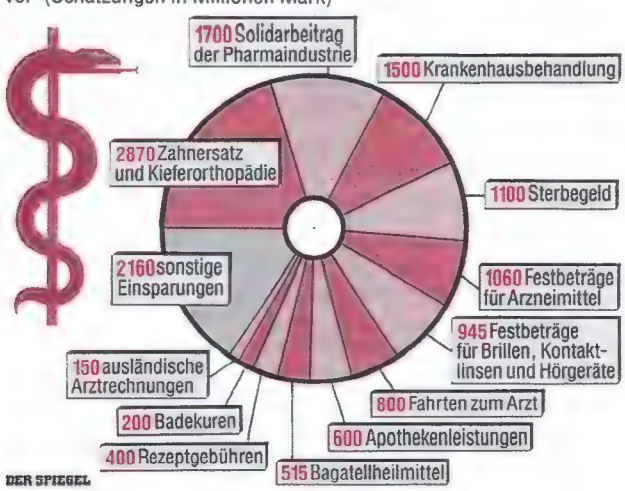
Kommt dieses magere Ergebnis bei den Reformanstrengungen wirklich raus, wird es für Norbert Blüm politisch heikel.

Versüßt hat der Sozialpolitiker, der sich ja noch längst nicht am Ende seiner politischen Karriere sieht, dem Publikum die Gewaltkur nämlich durch ein Doppelversprechen. Die Reform soll helfen, den Beitrag der Krankenversicherung um ein Prozent abzusenken; und sie soll gleichzeitig genug Masse bringen, um Familien bei der häuslichen Pflege Schwerbehinderter spürbar zu unterstützen.

Für beide Zwecke stehen, stimmt Blüms Rechnung, sieben Milliarden

VON DER PROTHESE BIS ZUR AUGENKLAPPE

Die Strukturreform des Gesundheitswesens sieht eine jährliche Einsparung von 14 Milliarden Mark bei den gesetzlichen Krankenkassen vor (Schätzungen in Millionen Mark)



Mark bereit. Geht das Kalkül aber nicht auf, und einiges spricht dafür, bleibt Blüm nichts anderes, als die Pflegehilfe in die neunziger Jahre zu schieben.

Hinzu kommt, daß der Unionspolitiker Blüm einer entscheidenden Kritik an seinem angeblichen Meisterstück nicht viel entgegenzusetzen hat. Die Führer der Koalitionsparteien haben, weil sie sich nicht einigen konnten, drei Problembereiche der Gesundheitsindustrie weitgehend ausgeklammert:

- die Krankenhausbehandlung, die jährlich ein Drittel des Kassenbudgets frißt und deren Kosten überproportional wachsen;
- die Ärzteschwemme, die in den nächsten acht Jahren zusätzlich 30 000 junge Ärzte an die Kassen-Tröge bringt;
- die Struktur der gesetzlichen Kassen, die dafür sorgt, daß ausgerechnet die Kassen mit den ärmsten Versicherten oder den meisten Arbeitslosen ihren Mitgliedern die höchsten Beiträge abknöpfen.

Auf all diesen Gebieten geschieht nichts oder fast nichts. Um so schlimmer, wenn nun auch noch die Rest-Reform zerbröckelt. Und dafür spricht vieles. Blüm ist alarmiert über erste Rauchzeichen aus den Koalitionsfraktionen, die ein Zurückschrecken vor dem geballten Ansturm der Verbandsfunktionäre signalisieren.

Am 24. Februar schrieb der CSU-Sozialexperte Horst Seehofer dem Minister („Lieber Norbert!") einen Brief, in dem er entscheidende Teile des Gesetzentwurfs in Frage stellt. Dazu zählt unter anderem die Bestimmung der Zahnersatzhonorare durch Rechtsverordnung und die Datenerfassung bei den Ärzten. Abteilungsleiter Jung: „Wenn das nicht kommt, können wir uns die Milliarden in die Haare schmieren."

Offen ist für Blüm, was eigentlich die FDP mitträgt. In Anzeigen biedern sich die Liberalen momentan bei den Zahnärzten als die Interessenvertreter der Mediziner an.

Selbst der Unterstützung seines Kanzlers kann Blüm sich nicht mehr sicher sein. Kohl hatte seinem Blüm zugesagt, er werde persönlich einen Solidarbeitrag von 1,7 Milliarden Mark, den die Pharmaindustrie zahlen soll, bei der ihm eng verbundenen Branche eintreiben. Der Kanzler: „Das nehme ich in die Hand." In der Zwischenzeit verhandelte Kohl sogar zweimal mit den Spitzen von Hoechst, Bayer und Merck.

Jetzt setzt der Kanzler sich allmählich ab. Er könne doch nicht die Verantwortung für Details übernehmen; aus Verhandlungen mit dem Pharmaverband, auf die es ankommt, halte er sich bewußt heraus, heißt es plötzlich.

Ein hoher Beamter aus dem Kanzleramt vornehm: „Das ist Sache des Arbeitsministers."

„Der Zug fährt auf den Abgrund zu"

Gegen die Macht der Interessenverbände / Von Arbeitsminister Norbert Blüm

Der Hexentanz um die Gesundheitsreform ist entbrannt.

Hauptsache: Dagegen.

Die einen rufen: zu wenig! „Reförmchen", beliebte der Präsident der Arbeitgeber offenbar vom hohen Roß herab das Vorhaben zu bezeichnen. Zu viel, zu viel! schreien andere.

Die einen kritisieren: Nur die Versicherten werden zur Kasse gebeten. „Die Arbeitnehmer müssen die Zeche zahlen", behauptet der DGB. Anders Ärzte, Zahnärzte, Pharmaindustrie, Taxiunternehmer, Optiker. Sie sehen hauptsächlich sich, manche sogar sich allein betroffen. Wie auch immer. Alles kann nicht gleichzeitig stimmen. Macht nichts.

Hauptsache: Dagegen.

Das Krankenhaus sei ausgeklammert, deshalb sei die Reform schlecht – behaupten die Ärzte; ihre Standeskollegen im Krankenhaus dagegen sehen „erheblichen Flurschaden" und künden den Verlust von 20 000 Arbeitsplätzen im Krankenhaus an.

Beide behaupten zwar jeweils das Gegenteil von dem des anderen. Macht nichts. Sie unterschreiben zusammen den Protest gegen Blüm.

Hauptsache: Dagegen.

Die Krankenkassen vermuten, der Spareffekt der Reform sei überschätzt. Die Pharmaindustrie erwartet größere Einbußen. Beide unterstellen dem Arbeitsministerium unseriöse Rechnungen. Unterschätzt oder überschätzt. Macht nichts.

Hauptsache: Dagegen.

Blinder Eifer schadet nur, weiß der Volksmund zu berichten, und Pharmavertreter bestätigen ihn. In einem wutschäumenden Angriff heißt es: „Die Rechnung des Bundesarbeitsministers stimmt vorn und hinten nicht. Es sei denn, bei seiner Methode ist 1 × 1 = 3 und nicht 2, wie bei jedem, der in der Schule einmal rechnen gelernt hat."

Gesundheitspolitiker Blüm: „Diesmal muß es gelingen"

In meiner Dorfschule war 1 × 1 = 1. Fanatismus ist eine Denkstörung. Macht nichts.

Der Zentralverband des Deutschen Handwerks stöhnt unter der Last der Lohnnebenkosten. „Herunter mit den Beiträgen", fordert er zu Recht.

Gleichzeitig und ohne rot zu werden wendet er sich gegen „die vorgesehenen Maßnahmen in den Bereichen Augenoptik, der Hörgeräte-Akustik, beim Zahnersatz sowie bei der Orthopädie und Orthopädie-Schuhtechnik". Merke: Es sind damit exakt die Interessenbereiche der eigenen Mitgliederverbände beschrieben, die geschont werden sollen.

Heiliger Florian, schütze unser Haus. Steck das des Nachbarn an.

Es war in einer Wahlversammlung in Baden-Württemberg. „Wo ist die Wende?" rief einer unter brausendem Bei-

fall in den Saal. „Viel tiefer einschneiden!“ schrie er. Man sah fast das Messer zwischen seinen Zähnen blitzen. Er konnte sich der Zustimmung gewiß sein. Und dann im zweiten Teil seines glanzvollen Diskussionsbeitrages riet er „dem Blüm“, nun endlich die Ärzte und Zahnärzte in Ruhe zu lassen.

Jawohl, „alles Sozialismus“. Zu hohe Lohnnebenkosten: Sozialismus.

Sparen bei Ärzten und Zahnärzten: Auch Sozialismus. Bravo!

Heiliger Florian . . .

Ja, der Teufel ist los.

Taxifahrer indoktrinieren Fahrgäste gegen die Reform. Ärzte funktionieren ihre Wartezimmer zu Litfaßsäulen um und plakatieren gegen die Reform. Apotheker verteilen Flugblätter: „Wer jetzt krank wird, kann sich gleich erschießen.“

Die deutschen Arzneimittelhersteller verkünden in millionenschweren Anzeigen: „Keine neuen Medikamente gegen Krebs und AIDS aus Deutschland.“

Ein Verband versetzt seine Mitglieder in Schrecken mit der Ankündigung: „Englische Verhältnisse, nämlich wer unter 12 oder über 55 Jahre ist, muß sterben.“

Alles ist erlaubt! Ist alles erlaubt?

Und wenn gar nichts mehr hilft und kein Vorwurf grob und keine Gemeinheit groß genug ist, dann helfen bekanntlich nur noch Vergleiche mit den Nazis. „Ermächtigungsgesetz“ nannte der Vorsitzende des Freien Verbandes Deutscher Zahnärzte den Gesetzentwurf. Und ein anderer Verband sprach von „Blüms schleichendem Euthanasieprogramm“.

Alles ist erlaubt! Ist alles erlaubt?

Mit der Angst um den Tod Politik treiben. Das Wartezimmer, in dem Menschen auf Hilfe warten, zur Arena der Auseinandersetzung machen. Gegner mit Naziverbrechern vergleichen: Ja, die Sitten verfallen.

Aber auch der Sozialstaat bedarf des Ethos, nämlich jener ungeschriebenen Regeln und nicht paraphierten Einstellungen, die uns das Mit- und Gegeneinander erleichtern. „Das tut man nicht“, beschrieb meine Mutter diese Grenze. Sie wußte es nicht aus Büchern. Sie war eine einfache Frau. Aber sie wußte, was offenbar Verbandsfunktionäre nicht mehr wissen.

Ich bin sicher, Tausende von Ärzten, die übergroße Mehrheit, dienen wie immer auch weiterhin mit Leib und Seele den Kranken. Aber ebenso sicher bin ich, daß im Funktionärsstamm ihrer Verbände sich längst Durst nach Herrschaft ausgebreitet hat.

Das Heer jener Verbandsfunktionäre wächst, die jene Bedürfnisse erst schaffen, deren Nichterfüllung ihnen zu ihrer klageerfüllenden Existenzsicherung verhilft. Klagen und protestieren ist eine schicke, lukrative gesellschaftliche Unterhaltung geworden.

Die Verbände übernehmen die Herrschaft. Und der Staat wird zum Notar, der lediglich das Ergebnis der Kungelei beglaubigt. Das Gemeinwohl geht ins Exil.

Während wir, noch in den Denkgewohnheiten des vorigen Jahrhunderts eingeübt, auf die Macht des Kapitals fixiert sind, hat sich längst hinter dem Rücken des Verfassungsrechts die neue Macht von Verbänden etabliert. Der Staat gerät in Gefahr, zum Lehen von Verbandsgnaden zu werden. Die Parteien stehen in der Versuchung, zur Fortsetzung der Verbände mit anderen Mitteln zu degenerieren.

So wie einst das Eigentum unter Sozialpflichtigkeit gezwungen wurde, so müssen die Verbände heute unter den Anspruch des Gemeinwohls gebracht werden.

Wir brauchen eine Umkehr der Beweislast. Nicht der Staat soll erklären, daß er die Interessenten befriedigt, sondern die Interessenverbände müssen beweisen, daß sich ihre Forderungen ins Gemeinwohl einfügen.

Pluralismus ist nicht der Naturschutzpark des Gruppenegoismus.

Die Krankenversicherungsreform ist nicht durch eine große Alternative gefährdet, sondern durch die Summe der kleinen Einsprüche. Aus den vielen kleinen Vetos entsteht die Fessel der Unbeweglichkeit.

Der Staat ist mehr als die Aneinanderreihung von Verbänden. Und das Gemeinwohl ist mehr als der Katalog der Forderungen.

Umstellungen von bisher unbekanntem Ausmaß stehen uns ins Haus. Der Gefälligkeitsstaat schafft sie nicht.

Weder die Klassen-Parteien des 19. Jahrhunderts noch die Klientel-Parteien werden den Herausforderungen gewachsen sein. Sie verwechseln beide ihre Scheuklappen mit Sehhilfen.

Parteien, Parlament und Regierungen bedürfen einer neuen Kraftanstrengung zu einer Souveränität, die uns vor einer meinungsbefragten Liebedienerei vor den Königsthronen der medienstarken Verbände bewahrt. Das gilt für alle Parteien.

Es ist nicht gut, wenn die FDP in Zahnärztezeitschriften annonciert: „Unsere Gegner beschimpfen uns als Zahnärztepartei – wir haben nichts dagegen“ – und in der Anzeige gleich das Spendenkonto mit angibt.

F.D.P.
Die Liberalen

Unsere Gegner beschimpfen uns als „Zahnärztepartei“

Wir haben nichts dagegen!

Denn wir wissen, daß die freiberuflich tätigen Ärzte und Zahnärzte wesentliche Garanten für den Erhalt eines leistungsfähigen und freiheitlichen Gesundheitswesens sind.

Wir sind uns auch darüber im klaren: Wenn die gesetzliche Krankenversicherung nicht aus ihren finanziellen Problemen herauskommt, sind eines Tages politische Mehrheiten gegen Reglementierung und staatliche Intervention nicht mehr vorhanden. Wir müssen daher alle Anstrengungen unternehmen, um eine marktwirtschaftliche Reform des Gesundheitswesens zu verwirklichen.

Deshalb wollen wir unsere Öffentlichkeitsarbeit für die Sicherung freiheitlicher Strukturen im Gesundheitswesen verstärken.

Doch dafür benötigen wir auch bei sparsamer Haushaltsführung Ihre finanzielle Unterstützung. Spenden in Höhe von maximal DM 1200,— bei Alleinstehenden / DM 2400,— bei Verheirateten können zu 50 % direkt von der Einkommensteuerschuld abgezogen werden. Eine Spendenbescheinigung erhalten Sie unverzüglich übersandt.

Wir haben gemeinsame Ziele, wir haben gemeinsame Anliegen — lassen Sie uns gemeinsam arbeiten. Werden Sie Mitglied der F.D.P., bringen Sie Ihren Sachverstand in unsere Partei ein. Wir können alle davon profitieren.

Freie Demokratische Partei
Bautzenhöhlstraße 15
5300 Bonn 1

Bank: Commerzbank AG Bonn
Kto.-Nr. 1292616
BLZ: 38040007

FDP-Anzeige in Zahnärzte-Blatt
„Reform meistbietend versteigert“

Blüm, Ärztefunktionäre Vilmar, Bauer, Bourmer: „Hauptsache dagegen“

Die Krankenversicherungsreform wird nicht meistbietend versteigert.

Warum spricht kein Verband davon, daß wir den Schwer- und Schwerstpflegebedürftigen Gutes tun wollen? Weil sie still sind.

Aber schlimm wäre es um uns bestellt, wenn Politiker nur auf Lautstärke reagierten. Der wahre Kern der neuen sozialen Frage ist die Sorge um die still Leidenden und Benachteiligten. Ihre politische Sprachlosigkeit ist bereits die Quelle ihrer Zurücksetzung. Die neuen Maschen des sozialen Netzes bestehen in den Lücken des Kommunikationsnetzes. Wer da durchfällt, ist von Vergessenheit bedroht. Deshalb handeln wir auch für jene, die sich nicht auf dem Marktplatz zu Wort melden und Rabatz machen können.

Recht hat nicht der, der am lautesten schreit.

Wir wollen uns nicht durch das Spektakel der Besitzstandsverteidigung beeindrucken lassen.

Die Krankenversicherung ist durch Lobbyismus vermint. Während Renten- (1957), Arbeitslosen- (1969) und Unfallversicherung (1963) schon eine Reform hinter sich haben, blieben alle Versuche, in der Krankenversicherung zu reformieren, stecken.

Diesmal muß es gelingen! Es ist der Rettungsversuch in letzter Minute.

Wer Argumente hat, wird gehört. Wir wissen nicht alles besser. Aber politischer Erpressung beugen wir uns nicht! Stillstand ist Tod. Deshalb: Und die Reform bewegt sich doch!

Wenn die Reform diesmal scheitert, ist die Krankenversicherung ruiniert. Es gibt kein Entrinnen. Der Zug fährt auf den Abgrund zu, wenn wir nicht neue Weichen finden. Seit 1960 sind die Ausgaben der Kassen dreimal so schnell gestiegen wie die Löhne, aus denen sie finanziert werden. Die Krankenversicherung frißt die Beitragszahler auf.

Kluge Leute haben errechnet, daß bei Fortsetzung dieser Expansion der Ausgaben die Krankenversicherung im Jahre 2098 das gesamte Bruttosozialprodukt in Anspruch genommen hätte.

Wir wollen 14 Milliarden Mark sparen. Dieser Betrag entspricht ungefähr den Einnahmen aus der Beitragssatzsteigerung seit 1984. Wer jetzt nicht stoppt, wird in drei Jahren nicht 14 Milliarden Mark, sondern 30 Milliarden Mark sparen müssen. Aber schon 14 Milliarden Mark sind eine Herkules-Aufgabe. Wo ist der Kraftmeier, der sich zutraut, in drei Jahren 30 Milliarden Mark zu sparen?

Die Reform der Krankenversicherung ist nicht allein Sozialreform. Es sollen nicht allein die Versicherten entlastet werden, sondern auch die Unternehmen von arbeitsplatzverhindernden hohen Lohnnebenkosten. Die Reform ist deshalb nicht allein die Sache des Sozialministers, sondern der ganzen Regierung. Es sind nicht meine privaten Lohnnebenkosten, sondern die des „Industriestandortes Bundesrepublik Deutschland". Ich suche die mutigen Unternehmer, die sich mit mir an die Lobbyistenfront werfen.

Hinter den Finanzproblemen der Krankenversicherung verbergen sich allerdings mehr als Verteilungsfragen. In welchem Staat wollen wir leben? Der Sozialstaat wächst uns über den Kopf. Er übernimmt sich und beansprucht Hilfe in allen Lebenslagen. Und während er unsere Zustimmung durch das Versprechen von Wohltaten zu erschmeicheln versucht, untergräbt er unsere Selbständigkeit. Wenn für alles andere zuständig sind, verliert das Selbst den Boden unter den Füßen. Eine sich ständig ausbreitende Krankenversicherung, die für fast alles die Fremdlösung anbietet, könnte die neue Trainingsstätte einer außengeleiteten und fremdgesteuerten Gesellschaft werden.

Die therapeutische Gesellschaft errichtet das neue Gehäuse der Hörigkeit. Sie behandelt alles – notfalls auf Krankenschein. Medikamente werden zu einer pseudoreligiösen Tröstung. Es gibt die Pillen für fast alles. Nur eines schafft selbst die entwickeltste Medizin nicht: den Tod zu bewältigen. Den stirbt der Mensch allein. Deshalb muß der Tod verdrängt werden. Er stört die therapeutische Lebenslüge.

So vermessen es klingt: Eine Krankenversicherungsreform, welche die Eigenverantwortung stärkt, könnte einen Beitrag leisten zur Heimkehr des Menschen aus einem anonymen Medizinbetrieb.

Wir brauchen eine neue Grenzziehung zwischen Eigenverantwortung und Solidarität. Es geht nicht nur ums Geld.

Wer krank ist, dem muß geholfen werden. Daran darf nicht gerüttelt werden. Das Notwendige wird solidarisch abgesichert. Aber die Pflichtversicherung ist nicht für alle denkbaren Wünsche des Gesundheitskonsums zuständig.

Die Solidarität war die Waffe der Arbeiterschaft gegen Ausbeutung von oben. Heute muß sie geschützt werden gegen Ausnutzung von der Seite. Die Cleveren nutzen die Solidarität aus, und die Anständigen bezahlen sie. Das ist nicht die Solidarität, die wir meinen.

Taxifahrer-Protest gegen Blüm-Pläne: „Der Teufel ist los"

NATO

Gerade recht

Riesenaufwand, mageres Ergebnis. Auf dem Brüsseler Nato-Gipfel konnte der Streit um die Modernisierung der Atomraketen nur mit Tricks und wolkigen Erklärungen zugedeckt werden.

In der Brüsseler Nato-Zentrale gab es vergangene Woche zwei Tage Sonderurlaub. Hunderte von Sicherheitsbürokraten in Uniform und Zivil verließen Dienstag nachmittag das Nervenzentrum des nordatlantischen Bündnisses – sie mußten bis Freitag Platz machen für den gewaltigen Troß, der mit den 16 Staats- und Regierungschefs der Allianz zum ersten Gipfeltreffen seit sechs Jahren anrückte.

Allein US-Präsident Ronald Reagan ließ in drei Jumbo-Jets 926 Mitarbeiter einfliegen – vom Sicherheitsbeamten bis zur Sekretärin, vom Außenminister bis zum Adjutanten. Angesichts des Massenauftriebs – um die 2000 Journalisten, Funk- und Fernsehtechniker waren zeitgleich in den tristen Betonbauten am

Boulevard Leopold III eingefallen – und der rigorosen Sicherheitsvorkehrungen spotteten die Militärs über den „Mammut-Zirkus".

Der Riesenaufwand galt einem Spektakel, das bereits als „Minutengipfel" in die Nato-Annalen eingegangen ist: Während der zwei Gipfeltage saßen die Bündnishonoratioren ganze viereinhalb Stunden am Verhandlungstisch. Jeder Delegation blieben da – rechnerisch – kaum mehr als 15 Minuten Zeit, die eigenen Anliegen vorzutragen.

Der Zeitraffer – der Rest der zwei Tage ging für Festessen und Phototermine drauf – hatte durchaus seinen Sinn. Gelänge es, Diskussionen zu verhindern, so das Kalkül der Gipfelarchitekten, würde der Streit im Bündnis nicht gar so augenfällig: Es sollte doch aller Welt ein Bild von Einheit und Geschlossenheit vorgegaukelt werden.

Vor allem galt es, den Hauskrach um atomare Kurzstreckenraketen und um den Wert von Abrüstung und Entspannung zu kaschieren. Zwei wolkige Gipfelerklärungen von insgesamt mehr als zehn eng beschriebenen Schreibmaschinenseiten konnten jedoch die Meinungsverschiedenheiten zwischen den Deutschen und ihren Allianzpartnern USA und Großbritannien nicht überdecken. „In den Papieren", so ein Mitglied der Bonner Delegation, „findet jeder das, was ihm gefällt."

Die Erklärung zur konventionellen Rüstungskontrolle („Der Weg nach vorn") fordert den Abzug von Zehntausenden von Waffen des Warschauer Pakts aus Europa, die für einen Überraschungsangriff von Bedeutung sind. Das Gipfelkommuniqué betont altbekannte Nato-Floskeln: Militärische Stärke und nukleare Abschreckung seien „notwendige Grundlage für einen konstruktiven Dialog mit dem Osten".

Derlei Leerformeln kamen den Deutschen gerade recht. Wäre es nach den Vorstellungen der britischen Premierministerin Margaret Thatcher gegangen, hätten die Deutschen unterschreiben müssen:

- einen Verzicht auf weitere atomare Abrüstung in Europa, solange Moskau seine konventionellen Streitkräfte nicht mindestens auf Nato-Niveau heruntergerüstet habe und alle chemischen Waffen weltweit geächtet seien;
- die rasche und umfassende „Modernisierung" der nuklearen Kurzstrekkenraketen des Westens in Europa.

Gipfel-Teilnehmer Genscher, Kohl: „Jeder findet, was ihm gefällt"

So starken Tobak wollten Bundeskanzler Helmut Kohl und Außenminister Hans-Dietrich Genscher dem mehr und mehr rüstungsmüden Publikum daheim vor den Landtagswahlen in Baden-Württemberg und Schleswig-Holstein nicht mehr zumuten. Der AA-Chef war sogar entschlossen, es beim Gipfel notfalls auf einen Eklat ankommen zu lassen.

Immerhin gelang es Genschers Abrüstungsbeauftragtem Josef Holik, im Papier über konventionelle Rüstungskontrolle „Ausgewogenheit" (Holik) durchzusetzen, während die Staatsmänner bereits ihre vorgefertigten Statements verlasen. Der erste Entwurf hatte nur 20 Prozent des Textes für Abrüstung, aber 80 Prozent auf Russenschelte und Horrorgemälde der „Bedrohung" durch den Warschauer Pakt verwandt.

Aus dem Gipfelkommuniqué konnten die Bonner die bösesten „Gehässigkeiten", so ein Genscher-Vertrauter, beim nächtlichen Außenminister-Umtrunk nach dem Staatsbankett im königlichen Lustschlößchen „Val Duchesse" tilgen. Was blieb, war grob genug: „Wir warten auf greifbare und dauerhafte Änderungen der Politik Moskaus." Und: „Wir haben bis zum heutigen Tage kein Nachlassen der seit Jahren von der Sowjet-Union unternommenen militärischen Anstrengungen feststellen können."

Gleichwohl rieten die Gipfelpartner dem Präsidenten ihrer amerikanischen Vormacht, auf den Erfolg des Abkommens über die Verschrottung der Mittelstreckenwaffen möglichst bald noch eine Vereinbarung über die Halbierung der strategischen Atom-Arsenale draufzusetzen. Bei Kurzstreckenraketen in Europa, die fast ausschließlich Deutschland verwüsten würden, soll allerdings nicht abgerüstet, sondern vorerst kräftig nachgerüstet werden, lautet auch weiterhin die Forderung der Hardliner.

Gegen das Gerede Margaret Thatchers von der „Brandmauer", die nun bei der Abrüstung der Kurzstreckenwaffen eingezogen werden müsse, erhielten die Bonner überraschend Schützenhilfe. Beim Gipfellunch verkündete Frankreichs sozialistischer Präsident Mitterrand einem Tischnachbarn: „Wir sind gegen jede Modernisierung" der atomaren Kurzstreckenraketen. Er wolle das Zeug weghaben. Für die Abschreckung tauge es ohnehin nicht.

Trotzdem war der Gipfel aus Sicht der Bonner Diplomatie eher „ärgerlich und schädlich". Tapfer versuchten Kohl und Genscher als Erfolg zu verkaufen, daß sie im Kommuniqué den Begriff „Modernisierung der Kurzstreckenwaffen" verhindert hatten. Die Freude über die „Kursbestimmung für diese Ära" (Kohl) währte keine Viertelstunde: Kaum hatte der Kanzler das Feld geräumt und sich lächelnd Richtung Flughafen verabschiedet, erläuterte Margaret Thatcher, wo es wirklich langgeht.

Der Gipfel habe sich „verpflichtet, alle unsere Waffen zu modernisieren". Und welche Waffe „ganz schnell modernisiert werden muß", steht für Margaret Thatcher längst fest: die US-Rakete „Lance", Reichweite 110 Kilometer, von der gut 1600 Exemplare in der Bundesrepublik lagern.

Um den Streit zu vertuschen, hatte Kohl seine sonst so akkuraten Dolmetscher schummeln lassen. In die deutsche Fassung des Kommuniqués mogelten sie die Formulierung, nukleare und konventionelle Waffen sollten „weiterhin auf dem *gebotenen* Stand gehalten werden". Im englischen Text stand eindeutig „up to date" – „auf dem *neusten* Stand".

Helmut Kohl hält die ganze Modernisierungsdiskussion für „reine Semantik" und einen „Theologenstreit": „Das Thema ist überhaupt nicht aktuell."

Doch Maggi Thatcher läßt nicht lokker: „Ich drücke mich klar aus, die Amerikaner auch, und andere drücken sich weniger klar aus."

Lafontaine – „Den richtigen Nagel gedroschen“

Oskar Lafontaine hat die Sozialdemokraten wieder ins Gespräch gebracht. Seine These, durch Lohnverzicht bei Arbeitszeitverkürzungen könnten Arbeitsplätze geschaffen werden, hat die Fronten in der Bundesrepublik verkehrt: Konservative und Liberale zollen Beifall, Gewerkschaften und traditionsbewußte Genossen protestieren. Doch Willy Brandts Lieblingsenkel denkt über den Tag hinaus. Der Aufsteiger von der Saar und Stellvertreter Vogels empfiehlt sich, ohne es zu sagen, als Kanzlerkandidat für die Bundestagswahl 1990.

Wenn sich im saarländischen Siersburg die Genossen am Aschermittwoch zum Fischessen versammeln, sind sie – schönen Gruß nach Passau und Vilshofen – auf deftige Töne eingestimmt. Dafür bürgt schon seit Jahren ihr Spitzenmann, der Ministerpräsident und SPD-Landeschef Oskar Lafontaine.

Doch in diesem Jahr wurden die rund tausend Zuhörer enttäuscht. Statt auf politische Gegner einzudreschen, nahm der SPD-Vize die eigene Partei aufs Korn – eine gezielte Provokation mit Anlauf:

- ▷ Zuerst Selbstkritik: „Wir müssen uns fragen, ob unsere Antworten tragen, ob wir, wenn wir auf die Rezepte der 50er, 60er und 70er Jahre zurückgreifen, im Fall der Regierungsübernahme in der Lage wären, die Arbeitslosigkeit abzubauen.“
- ▷ Dann der Solidaritätsappell: Dem Problem könne die Gesellschaft nur beikommen, „wenn diejenigen, die im Erwerbsleben stehen, nicht nur die Arbeit, sondern auch Einkommen und Löhne teilen wollen mit denen, die jetzt keinen Arbeitsplatz haben“.
- ▷ Und schließlich die Schlußpointe: „Ich bin für die 35-Stunden-Woche, aber nicht für vollen Lohnausgleich für alle Tarifgruppen.“

Lafontaine wußte, wovon er sprach und was er damit anrichtete.

Seine Forderung an die Gewerkschaften, Arbeitsplätze nicht nur durch Arbeitszeitverkürzung zu erkämpfen, sondern auch aus der Lohntüte mitzufinanzieren, verletzte sozialdemokratische Tabus.

Noch nie hatte ein stellvertretender Vorsitzender der Arbeiterpartei mitten in einem Tarifstreit öffentlich Lohnverzicht gepredigt. Und noch nie war den Freunden vom DGB so unverblümt bedeutet worden, daß nicht nur die Arbeitgeber schuld an hohen Arbeitslosenzahlen haben, sondern auch die Gewerkschaften mitverantwortlich sind.

Solche Töne hatte die Öffentlichkeit bisher immer nur aus dem konservativen Lager gehört. Daß ausgerechnet der linke Lafontaine die Melodie der Rechten übernahm, empfanden die DGB-Fürsten als Verrat.

Denn an diesem Aschermittwoch war nichts vorbei. In Siersburg gab es nur ein paar Pfiffe. Richtig rund ging es erst, als die von Lafontaine mit Bedacht im Bus aus Bonn angekarrten Journalisten den Knaller bundesweit aufbereiteten. Seither redet die Republik über Oskar – den Star von der Saar. Der hat auf einen Streich die gesamte Polit-Szene aufgemischt und Freund und Feind verwirrt.

Gestandene Alt-Sozis sind empört, eingefleischte Unionsanhänger begei-

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Oskar, der Blechtrommler

stert über den Trommler von der Saar. Arbeitslose und Unternehmer gratulieren ihm, Gewerkschaftsfunktionäre und ergraute Jusos schreien Zeter und Mordio. Blumen und Beifall von rechts? Pfiffe und Buhrufe von links? Die politische Geographie ist durcheinandergeraten.

Die Union ist perplex. Der Vorstoß des Saarländers hat das Konrad-Adenauer-Haus genauso kalt erwischt wie die Genossen in der SPD-Zentrale. Schon tüfteln Heiner Geißlers Wahlstrategen an Abwehr-Strategien: Was tun, wenn Oskar kommt?

Auch die SPD weiß noch nicht, ob sie ihren Vize ganz toll oder total verrückt finden soll.

Immerhin hat Lafontaine den Genossen – nach langer Zeit – wieder einmal das Gefühl bereitet, daß die Partei noch nicht ganz in den Klarsichthüllen des Vorsitzenden Hans-Jochen Vogel verschwunden ist. „Wer hat denn über uns geredet", freut sich Lafontaines niedersächsischer Mitstreiter Gerhard Schröder, „jetzt wollen alle von uns was wissen."

Der Alt-Linke Peter von Oertzen, in Sachen Lohnausgleich durchaus nicht auf Lafontaine-Kurs, findet den Wirbel erfrischend: „Lieber einen schlechten Ruf als gar keinen."

Auch die Medien überschlagen sich. Ob linke „taz" („mutiger Vorschlag") oder rechte „FAZ" („ein Wegweiser namens Lafontaine") – die Freude zumindest über den Tabu-Brecher Lafontaine ist ungeteilt.

SPD-Parteivize Lafontaine: Immer besser als andere

Seit der seine Thesen auch noch in einer Fernseh-Talk-Show ebenso griffig wie glaubwürdig in die Wohnzimmer trug, reißt die Fan-Post nicht ab. Arbeitslose Lehrer und wohlbestallte Ärzte, Immobilienmakler und Hausfrauen, Pastoren und Krankenschwestern überschütten den SPD-Vormann von der Saar mit überschwenglichem Lob.

Ein „Arbeitskreis parteilose Arbeitslose" aus Hannover nennt es „die Sensation des 20. Jahrhunderts", daß ein SPD-Ministerpräsident „etwas ausgesprochen hat, was als das Vernünftigste in der Sozialgeschichte der letzten 100 Jahre zu bezeichnen ist". Ein begeisterter Gastwirt aus Saarbrücken findet seinen Ministerpräsidenten „sogar als Unternehmer wählbar".

Zustimmend äußerten sich rund 95 Prozent aller Briefschreiber, so auch der SPD-Kanalarbeiter und frühere Parlamentarische Finanz-Staatssekretär Karl Haehser: „Selbst wenn Du meinen solltest, es sei Beifall von der falschen Seite, will ich ihn Dir zollen."

Respekt bekundete ihm auch ein anderer prominenter Alt-Genosse. Karl Schiller, einst Symbol für ökonomische Kompetenz der SPD, bescheinigte Lafontaine am Telephon: „Du hast den Hammer auf den richtigen Nagel gedroschen."

Und während der DGB in Nordfriesland den SPD-Vize verärgert als Redner für die Mai-Kundgebung nicht haben will, stellte sich der Ehrenvorsitzende Willy Brandt demonstrativ vor seinen Lieblingsenkel.

Dessen Vorschläge, die Arbeitszeit bei Besserverdienenden ohne vollen Lohnausgleich zu verringern, sei eine „begrüßenswerte Initiative". Zugleich räumte Brandt ein Mißverständnis aus. Es gehe nicht darum, „daß die Menschen direkt etwas abgeben sollen, sondern daß eingefroren wird, was sie haben" – kein Lohnverzicht, sondern nur der Verzicht auf Lohnzuwachs für die oberen Einkommensbezieher.

Den Einwand, daß sein Vorschlag nicht praktizierbar sei, hat Lafontaine schon in seiner Siersburger Rede mit einem verblüffend einfachen Argument entkräftet: Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich, so wiederholt er seither stereotyp, finde jetzt schon statt – Arbeitslosigkeit sei deren brutalste Form.

Sogar DGB-Chef Ernst Breit gab vergangene Woche zu erkennen, daß aus dem krassen Nein der Gewerkschaften auch ein bedingtes Ja werden könnte. Zwar blieb er dabei, daß es für den DGB nur die Forderung nach kürzerer Arbeitszeit geben könne: „Wenn sich die Arbeitgeber aber dazu verpflichten würden, bei einer fünfprozentigen Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich für Besserverdienende fünf Prozent mehr Arbeitsplätze zu schaffen, wären die Gewerkschaften sofort dabei."

Lafontaine hat sich keineswegs spontan eingemischt. Sein Einmarsch in sozialdemokratische Tabuzonen war sorgfältig geplant. Und auch das Drehbuch lag schon vor. In einer „Analyse" der verlorenen Bundestagswahl 1987, die eine Parteikommission unter Vorsitz des früheren Bundesgeschäftsführers Peter Glotz verfaßt hatte, konnte man im vorigen Herbst lesen, was Lafontaine jetzt tut.

Die SPD, so hieß es da, müsse sich aus „verkrampften Frontstellungen" lösen. Längerfristig habe sie nur dann eine Chance, wieder die Macht zu gewinnen, wenn sie nicht nur außen-, sondern auch gesellschafts- und wirtschaftspolitisch ein bündnisfähiger Partner für die Liberalen werde.

> Solange der SPD von wichtigen Teilen der Wählerschaft die Modernisierung der Gesellschaft und der Wirtschaft nicht zugetraut wird, sondern man sie allein für die soziale Absicherung dieses Modernisierungsprozesses zuständig machen will, ist es um ihre Mehrheitsfähigkeit schlecht bestellt.

Genauso sieht das auch Oskar Lafontaine. Zwar hat er seinen Vorstoß zum Verdruß seiner Freunde mit keinem vorher abgesprochen. Aber die von ihm losgetretene Diskussion paßt ebenso ins Glotz-Konzept wie sein neues Buch zur künftigen Organisation der Arbeit* – eine Art Perestroika auf sozialdemokratisch: Umdenken und Entrümpelung sind angesagt, nicht nur in der SPD, sondern auch beim DGB.

Kernthese: Die SPD darf sich nicht allein auf die Erwerbsarbeit konzentrieren, sie muß die unbezahlten, aber gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten etwa in der Familie oder der Weiterbildung aufwerten.

Lafontaine stellt damit nicht nur vertraute Denkmodelle zur Disposition. Er hat sich auch in die Emanzipationsdebat-

* Oskar Lafontaine: „Die Gesellschaft der Zukunft". Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg; 267 Seiten; 36 Mark.

Lafontaine-Gegner Rappe, Wulf-Mathies, Roth: Gestandene Alt-Sozis sind empört

te eingemischt – bisher allerdings ohne Unterstützung der SPD-Frauen (siehe Seite 30).

Buch und Autor haben aber auch ein anderes sozialdemokratisches Defizit sichtbar gemacht. Bislang fehlt der SPD ein griffiges Wirtschaftsprogramm und vor allem der Kopf, der es publikumswirksam unter die Leute bringt.

Trotz immensen Fleißes hat es der wirtschaftspolitische Sprecher Wolfgang Roth nicht geschafft, das tiefsitzende Vorurteil aufzubrechen, die Sozis hätten von Wirtschaftspolitik keine Ahnung. Auch Hans Apel verheißt keine bessere Zukunft, wenn er im Fernsehen wieder und wieder seinen drögen CDU-Widersacher Gerhard Stoltenberg heftig kritisiert.

Lafontaine hat diesen Mißstand längst erkannt. Zielstrebig und unauffällig hat er sich Gesprächspartnern aus Wirtschaft und Industrie als kompetenter Polit-Manager empfohlen. Wie er die heruntergewirtschaftete Arbed Saarstahl in den Griff nahm, imponierte den Unternehmern. Wenn sich heute Industriekapitäne mit führenden Sozialdemokraten treffen, ist Lafontaine immer mit von der Partie.

In der vorletzten Woche war der Saarländer gleich zweimal im Einsatz: Am Montag traf er sich, begleitet von Vogel, Johannes Rau und Schatzmeister Hans-Ulrich Klose in Bonn im Politischen Club der Friedrich-Ebert-Stiftung diskret mit den Spitzen des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI). Drei Tage später war er in Frankfurt bei einem vom ehemaligen Kanzleramtschef Manfred Schueler arrangierten Gespräch mit sozialdemokratischen Managern dabei. Im „Frankfurter Hof" redete die Herrenrunde beim Abendessen über die Defizite der SPD in der Wirtschafts- und Finanzpolitik.

Und immer häufiger tritt Lafontaine mit Sprüchen wie diesen ans Rampenlicht: „Wir sind die Partei der intelligenteren Lösungen"; und: „Wir müssen die Effizienz des Marktsystems verbessern."

Trockenübungen des Kanzlerkandidaten für 1990?

Bestätigt fühlt sich Lafontaine heute jedenfalls in seiner Entscheidung, Hans-Jochen Vogel nach Willy Brandts Rücktritt den Vortritt gelassen zu haben. Den Tarifkrach, so seine These, hätte er als Parteichef nicht anzetteln können: „Dann hätten alle gesagt, *die* SPD stellt sich gegen die Gewerkschaften." So aber kann er seine Tore „aus der zweiten Reihe" schießen – das ist ihm, sagt er, auch auf dem Fußballfeld „die liebste Position".

Die Berufung auf den Charme der zweiten Reihe ist schiere Koketterie. Nichts treibt Oskar Lafontaine so sehr an wie die Herausforderung, beweisen zu können, daß er „der Bessere" ist. So stand es in einer frühen Wahlkampfbroschüre im Saarland, und schon damals konnten sich die Autoren auf ein verläßliches biographisches Muster stützen, das Oskar Lafontaine in der Schule, dem bischöflichen Konvikt im Eifelstädtchen Prüm, gestrickt hat. Als Vorsänger im Kirchenchor, als Anführer von Klassenkrawallen und als Primus mit Einser-Abitur – stets war der Oskar besser als die anderen, und immer war er sich dessen bewußt.

Gleichwohl hat sich diese Grundhaltung, die manchen irritiert und ärgert, nicht zur abstoßenden Anmaßung verhärtet. Das liegt einmal daran, daß Oskar Lafontaine, was selten ist im politischen Gewerbe, in einem hohen Maße zur Selbstironie fähig ist. Zum anderen verbindet er seinen Anspruch, besser zu sein, mit einer Haltung von Verantwortung und Fürsorge für Schwächere.

Unbestreitbar ist auch, daß der hochbegabte und gut ausgebildete Physiker Lafontaine mit seinen intellektuellen Fähigkeiten und seiner humanistischen Bildung in der Tat weit über das politische Durchschnittsmaß hinausragt.

Die Karriereleiter nahm er im Sturmschritt. Juso, Stadtrat, Landtagsabgeordneter, Fraktionsvize, Landesvorsitzender, Bürgermeister, Oberbürgermeister – die ganze Ochsentour, für die andere ein halbes Leben brauchen, dauerte bei ihm gerade ein Jahrzehnt. Mit 32 Jahren war Lafontaine damals der jüngste Oberbürgermeister in einer deutschen Großstadt.

Sein Erkerzimmer im Rathaus wird Besuchern inzwischen wie eine Sehenswürdigkeit gezeigt, als „die Wiege", die dem Wunderknaben Oskar beim Aufstieg in die politische Bundesliga schon bald zu klein geworden war.

Nie beschränkte er den Wirkungskreis aufs enge Saarland, aber ohne die Verbundenheit mit seiner Heimat wäre sein bundespolitischer Erfolg undenkbar. Denn das imponiert den Saarländern ganz besonders: daß einer von ihnen draußen „im Reich" etwas geworden ist, neben Erich Honecker eben auch Oskar Lafontaine.

Der mischte bei allem Streit auf Bundesebene kräftig mit: Kernenergie und Raketen, Plänkelei mit, dann Abgrenzung von den Grünen. Oskar gab immer einen Parteiton an.

Lafontaine-Freunde Klose, Schiller, Schröder: Signale an die FDP

Längst wissen nicht nur seine Parteifreunde an der Saar, daß Lafontaine für Alleingänge, plötzliche Vorstöße und überraschende Themenbesetzungen immer gut ist.

In der Bundespartei hatte er nach der vergangenen Bundestagswahl zunächst die Rechten schockiert, als er unabgestimmt am Tage nach der Niederlage Kritik an der Wahlkampfführung von Johannes Rau übte. Wenig später überraschte und enttäuschte er dann seine linken Freunde, die ihn bereits als Willy-Brandt-Nachfolger sahen, mit einer ebenso einsamen wie abrupten Entscheidung, für dieses Amt nicht zur Verfügung zu stehen. Für eine Weile glaubten selbst jene, die Oskar Lafontaine nicht

„Der haut auch auf den Tisch“

Wie der saarländische Ministerpräsident Lafontaine das kleinste Bundesland regiert

Maria Zimmermann, Regierungssprecherin in der Saarbrücker Staatskanzlei, ist eine gestreßte Frau. Ihren Chef, den saarländischen Ministerpräsidenten Oskar Lafontaine, kriegt sie nach eigenem Bekunden „zu selten“ zu fassen. Kaum sei er mal in seinem Dienstzimmer, klagt Frau Zimmermann, „dann ist er auch schon wieder weg“.

Deshalb hat die Regierungssprecherin vorgeschlagen, „daß sich der Oskar klonen läßt“, und zwar „wenigstens viermal“. Zumindest müsse ein Doppelgänger engagiert werden: „Den können wir dann zu den Terminen schicken.“

In dem Gefrotzel steckt ein wahrer Kern. Seit Lafontaine außer seinem Job als Regierungschef auch den Posten des stellvertretenden SPD-Bundesvorsitzenden innehat und der sozialdemokratischen Programmkommission vorsitzt, eilt er zwischen Bonn und Saarbrücken hin und her und wird in der Staatskanzlei häufig vermißt.

Der Oskar sei, mäkelten Parteifreunde letzte Woche im Saarbrücker Landtagsrestaurant, „zuwenig da“. Schlimmer noch: In den letzten Monaten habe er die Landespolitik „schleifen lassen“.

Kompensiert wird die Genossen-Kritik durch Lafontaines Präsenz in den Medien. Noch nie ist ein saarländischer Politiker so häufig zitiert, interviewt und von Talk-Show zu Talk-Show gereicht worden wie Lafontaine, noch nie war das Saarland so häufig Ausgangspunkt politischer Aktivitäten. Für die Saarländer, die in ihrer Geschichte immer wieder gedeckelt wurden, aber stolz sind auf ihr Land („Mir sinn wer“), ein völlig neues Wir-Gefühl.

Bis zur Landtagswahl 1985, als Lafontaines SPD die CDU/FDP-Regierung des wenig erfolgreichen Christdemokraten Werner Zeyer ablöste, tauchte der kleinste Flächenstaat der Republik höchstens mal in den Nachrichten auf, wenn es um Stahlkrise, Milliardenschulden oder Arbeitslosigkeit ging.

Seit Lafontaine regiert, ist das anders. Zwar ist die Stahlkrise längst nicht bewältigt. Auch sind die Schulden auf mittlerweile 9,8 Milliarden Mark angestiegen, ist die Arbeitslosigkeit gleich hoch geblieben (13,3 Prozent), wird die Pro-Kopf-Verschuldung noch in diesem Jahr die Höhe von 10 000 Mark pro Bürger überschreiten.

Doch im Unterschied zu früher wird nicht mehr darüber geredet. Grund: Lafontaine hievt das Saarland geschickt anderweitig in die Schlagzeilen – vornehmlich mit Maßnahmen, die das Land nichts kosten.

So wurde kurz nach seinem Wahlsieg der Radikalenerlaß außer Kraft gesetzt, mußten sich im Saarland die Bewerber für den öffentlichen Dienst nicht mehr einer sogenannten Regelanfrage beim Verfassungsschutz unterziehen. Lafontaines Argument: „Warum, bitte schön, soll ein junger Kommunist nicht Briefträger oder Lehrer sein, wenn er nur seine Arbeit richtig macht?“

Heftige Diskussionen löste die Ankündigung von Lafontaines Umweltminister Jo Leinen aus, Autorallyes im Saarland zu verbieten. ADAC-Vizepräsident Otto Flimm wetterte über die „von Ideologie gegen das Auto motivierte Entscheidung“, der Bund für Umwelt und Naturschutz jubelte über die „richtige Reaktion“ zur „rechten Zeit“.

Kumpel Lafontaine (r.), Arbeiter: Neues Wir-Gefühl

Unterstützung von CDU und FDP bekam die Landesregierung für ihren Schritt, gegen die Betriebsgenehmigung des Atomkraftwerks im benachbarten Cattenom (Lafontaine: „Zentrale des Todes“) vor dem Verwaltungsgericht in Straßburg zu klagen. Zustimmung der Grünen fand der Erlaß, die Polizei-Arsenale von CS-Reizgaspatronen, Maschinengewehren und Handgranaten zu säubern. Und im geplanten neuen Polizeigesetz soll die Rasterfahndung stark reduziert werden und für den finalen Rettungsschuß kein Platz mehr sein.

„Lafontaine hat praktisch keine Fehler gemacht“, kommentiert Otto Klinkhammer, Chefredakteur des Saarländischen Rundfunks, die Zwischenbilanz des Ministerpräsidenten. Dank seines ungewöhnlichen politischen Instinkts habe der SPD-Regierungschef „die Finger von allem gelassen, was ihm hätte gefährlich werden können“. Auch sei er der erste saarländische Ministerpräsident, der in Bonn „nicht nur um Geld bettelt, sondern auch auf den Tisch haut“.

Vor allem glückte Lafontaine ein Coup in der Wirtschaftspolitik: Er befriedete vorläufig das marode Hüttenwerk Arbed Saarstahl. Der luxemburgische Konzern hatte zwischen 1978 und 1985 rund 2,6 Milliarden Mark öffentliche Mittel verschlungen und war trotzdem von 22 000 auf rund 12 500 Mitarbeiter geschrumpft. Das endgültige Aus stand unmittelbar bevor.

Um den Betrieb aus den roten Zahlen zu holen, waren weitere Entlassungen unumgänglich – für einen frischgewählten SPD-Ministerpräsidenten ein Horror-Szenario. Doch Lafontaine griff tief in den Zauberkasten.

Trick Nummer eins: Wie Bäcker Horst Schiesser einst die Neue Heimat, kaufte das Land dem Mutterkonzern 76 Prozent des Hüttenwerks zum symbolischen Preis von einer Mark ab. Damit konnten die Luxemburger nicht mehr ihre Drohung wahrmachen, das Werk bankrott gehen zu lassen.

Trick Nummer zwei: Ausgerechnet den früheren christdemokratischen Wirtschaftsminister Manfred Schäfer gewann Lafontaine für den Posten des Landestreuhänders. Damit war die christdemokratische Opposition eingebunden, deren Bonn-Kontakte unverzichtbar sind,

Landesvater Lafontaine: „Ich trinke gerne einen"

um weitere Bundesmittel lockerzumachen.

Trick Nummer drei: Durch Gründung einer Stahlstiftung Saarland sind die Gewerkschaften ruhiggestellt worden. In einem Schutzvertrag zwischen den Arbeitgebern und der IG Metall wurden Massenentlassungen ausgeschlossen, bei unabwendbaren Einzelkündigungen zahlt die Stiftung bis zu 95 Prozent des letzten Monatseinkommens.

Der schweißtreibenden Pflichtnummer bei Arbed, wo laut Geschäftsführung gegenwärtig „hohe Auftragseingänge" registriert werden, folgte die Kür. Um sich als eiserner Sparkommissar zu profilieren, knöpfte sich Lafontaine den öffentlichen Dienst vor. Seinen Beamten (Lafontaine: „Sesselfurzer") strich er die Ministerialzulage, Beförderungstermine wurden seltener, die Wiederbesetzungssperre verlängert – Maßnahmen, die außerhalb des gehobenen Dienstes viel Beifall fanden.

Und als wär's ein Stück Bonner Wendepolitik, wurden freiwillige Sozialleistungen wie etwa Wohnungsbaudarlehen gekürzt oder ganz abgeschafft. Auch sollen insgesamt im öffentlichen Dienst jährlich 150 Stellen eingespart werden.

So richtig ausgeholzt wurde in der Kultur- und Gesundheitspolitik. Binnen zweieinhalb Jahren sind 36 Grund- und Hauptschulen und vier kleine Krankenhäuser dichtgemacht worden: die Schulen – vornehmlich Zwergschulen –, weil sie angeblich pädagogisch wertlos und zu teuer, die Krankenhäuser, weil sie „unrentabel" waren. Erhoffter Spareffekt: rund 45 Millionen Mark.

Wenn es um den eigenen Arbeitsbereich geht, ist der Ministerpräsident weniger knauserig: Seit seinem Amtsantritt stieg die Zahl der Bediensteten in der Staatskanzlei von 70 auf rund 100 an.

Zum Sparkurs paßt auch nicht, daß Lafontaine den Saarbrücker Edelgastronomen Heinz Peter Koop für ein Monatssalär von 6100 Mark als Küchenchef für die saarländische Vertretung in Bonn anheuerte. „Öffentlich predigen sie Wasser, heimlich trinken sie Wein", ereiferte sich der saarländische CDU-Chef Peter Jacoby in der Haushaltsdebatte, sein Parteifreund Günther Schwarz ergänzte: „Die ärmste Küche darf sich doch nicht den teuersten Koch leisten."

Lafontaine schaltete schnell und nutzte den Protest, um sich als lebensfrohen Mitbürger darzustellen, der am liebsten mit seinen Wählern am Tresen stehen und saftig über Gott und die Welt schwätzen würde. „Ich trinke gerne einen und esse gerne gut", verriet er vor laufenden TV-Kameras, seine Kritiker standen als puritanische Nörgelfritzen da.

Anders als etwa sein steifer Vorgänger Zeyer, der bis spät in die Nacht in der Staatskanzlei über Akten brütete, aber den direkten Kontakt mit den Wählern scheute, ist Lafontaine ein Politiker zum Anfassen, wie er im Saarland ankommt. Auf dem Sankt-Johanner-Markt in Saarbrücken, wo eine Bierkneipe neben der anderen steht, nennen ihn alle nur „Oskar".

Doch wenn ihm etwas gegen den Strich läuft, etwa im Kabinett, gibt sich Lafontaine weniger gemütlich. Als „ruppig und autoritär" schildert ihn ein Kabinettsmitglied, aufbrausend „wie ein kleiner Napoleon".

Mitunter fließen sogar Tränen. Als sich Gesundheitsministerin Brunhilde Peter nach Lafontaines Geschmack mit allzu pathetischen Argumenten gegen die Zeugung menschlichen Lebens im Reagenzglas aussprach, kanzelte der Chef sie vor versammelter Regierungsmannschaft als Moraltante ab – Frau Peter weinte bitterlich.

Auch in der Saarbrücker Staatskanzlei wird Lafontaine mehr respektiert als geliebt. „Draußen redet er für die 35-Stunden-Woche", motzte letzte Woche ein Mitarbeiter, „und uns läßt er hier schon mal viel länger malochen."

Ohne vollen Lohnausgleich, versteht sich.

unterschätzen, daß er mit der Brüskierung der Rechten wie der Linken seine bundespolitische Zukunft selbst erledigt habe.

Kaum ist er, mit Aplomb, wieder auf der großen Bühne, jammern die Genossen, er hätte Inhalt und Zeitpunkt abstimmen und die Sprache womöglich dezenter wählen müssen. Das zeigt, daß viele die gezielte Methode seines provokativen Vorpreschens noch immer nicht so recht begriffen haben. Es ist Rechtfertigung und Spott zugleich, wenn Lafontaine am vorletzten Wochenende in Heidelberg lieben Genossen predigt, daß „die Linke immer dann schlecht war, wenn sie glaubte, mit dem Wiederkäuen alter Formeln Politik machen zu können".

Daß Lafontaine mit solchen spektakulären Alleingängen stets ein hohes Risiko eingeht, ist ihm bewußt, wohl gar erwünscht. Bei aller Zielstrebigkeit seiner Karriere nämlich ist der Saarländer immer sonderbar ambivalent geblieben. Seine Vorbehalte gegenüber dem menschenzermürbenden Betrieb in Bonn und die Vorliebe für lebensfrohe Freizeitgenüsse sind keine bloßen Attitüden. Oskar Lafontaine liebäugelt immer ein wenig mit der Idee, letztlich doch noch etwas anderes machen zu können. Auch diese Haltung mag kokett sein, zugleich enthält aber seine Risikobereitschaft immer auch ein wenig die Herausforderung an das Schicksal, ihm einen anderen Weg aufzuzwingen.

Leicht macht er es dem Schicksal freilich nicht. Denn wenn er herausfordernd mit neuen Thesen an die Öffentlichkeit tritt, hat sich der wissenschaftliche Perfektionist und Bücherfresser Lafontaine sorgfältig theoretisch vorbereitet, neuerdings sogar so sorgfältig, daß er nach all dem Bücherlesen auch immer gleich ein eigenes schreibt.

Überdies achtet Lafontaine darauf, daß er bei seinen geistigen Höhenflügen nie die Bodenhaftung verliert. Ausdrücklich zeigt er seine Legitimation vor, wenn er eine neue Debatte, wie die über Lohnausgleich und Arbeitsbegriff, lostritt: „Ich bin Mitglied einer Gewerkschaft, ich bin Mitglied einer Partei, ich trage Verantwortung als Ministerpräsident. Ich bin also gefordert, mich zu einer Frage zu äußern, die eine wichtige Bedeutung hat für die Entwicklung der öffentlichen Haushalte und für die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit."

Sein jetziger Vorstoß etwa muß den Gewerkschaftern besonders unangenehm sein, weil ihn die Mitglieder als einen der Ihren verstehen. Er kennt und teilt ihre Mentalität.

Arbeiter war sein Vater, und obwohl der zwei Jahre nach der Geburt seiner Söhne im Krieg blieb, verharrte die Familie im Milieu: Die Mutter arbeitete im Stahlkonzern Röchling als Sekretärin. Es mag ein guter Gag sein, aber es ist keine bloße Masche, daß Oskar Lafontaine heute noch immer einen Stahlarbeiter-

Müssen es immer die Männer sein?

SPIEGEL-Redakteurin Marion Schreiber über SPD-Vorstandsdamen

Wo seid ihr, Heidemarie, Herta und Inge? Kein Beifall, keine Unterstützung für Oskar Lafontaines feministisches Engagement? Den alltäglichen Einsatz der Frauen im Haushalt und in der Familie will er als „Arbeit" anerkennen und sozial absichern. Doch statt Lob – betretenes Schweigen bei den sozialdemokratischen Vorstandsdamen.

Ist ihnen vielleicht die Absicht zu kühn, den traditionellen Arbeitsbegriff auch um diese „gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten" zu erweitern? Schließlich hat die Forderung nach bezahlter Hausarbeit so radikal noch kein Mann zu stellen gewagt. In der SPD ging es bisher vor allem um mehr Chancengleichheit und gleichen Lohn für gleiche Arbeit. Kinder und Küche fielen unter die Maxime „Vereinbarkeit von Beruf und Familie".

Und nun erzählt Lafontaine seinen Genossen, diese für sie so bequeme Aufteilung der Welt in „arbeitslose" Hausfrauen und entlohnte Arbeitnehmer sei „familien- und frauenfeindlich". Fehlt den Sozialdemokratinnen schlicht der Mut oder vielleicht das Interesse, Oskar, dem Feministen, öffentlich beizustehen?

Sicherlich, Heidemarie Wieczorek-Zeul hat alle Hände voll zu tun, um in Hessen Karriere zu machen. Herta Däubler-Gmelin hegt vermutlich schwerwiegende Bedenken gegen Lafontaines forschen Vorstoß. Und für Inge Wettig-Danielmeier, die Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen, ist derzeit das Thema Gentechnologie und Quotierung vorrangig.

Zwar reagierten einige Sozialdemokratinnen auf Lafontaines Vorschläge für eine Arbeitszeitverkürzung ohne vollen Lohnausgleich – doch nur ganz allgemein und keineswegs als Frau. ÖTV-Chefin Monika Wulf-Mathies weist Lafontaines „Effekthascherei" empört zurück, Bundesgeschäftsführerin Anke Fuchs hält die Diskussion für eine „Scheindebatte". Allein Ingrid Matthäus-Maier meldete Zustimmung an – als Finanzexpertin der SPD-Fraktion.

Was lehren uns diese Herren Damen in traditionellen Männerpositionen? Nichts über die erhoffte neue weibliche Qualität in der Politik. Und viel darüber, daß auch den Frauen auf dem Weg nach oben der Schneid zu Unbequemlichkeit abgekauft werden kann. Oder haben sie vielleicht nur gelernt, daß mit Frauenthemen keine Parteikarriere zu machen ist? Vielleicht auch hängt ihr Schweigen damit zusammen, daß sie den Clinch mit den Gewerkschaften fürchten. Schließlich kommt „man", wie der Gewerkschafter Hermann Rappe es im SPIEGEL-Streitgespräch mit Lafontaine formulierte, bei einer umfassenden Definition des Begriffes Arbeit ganz schön „ins Rutschen".

In der Tat: Wenn schon ein sozialdemokratischer Parteivize die Feministin Simone de Beauvoir als Kronzeugin mit dem Zitat „Die Selbständigkeit beginnt beim Portemonnaie" bemüht, wenn er – auch dem weiblichen Teil unserer Gesellschaft zuliebe – überholte Arbeitsstrukturen „aufbrechen" will, dann kommt Bewegung in die längst überfällige Diskussion um eine gerechtere Aufteilung von Arbeit und Einkommen.

Eine Bewegung, die für die Gewerkschaften mit ihrer starren Fixierung auf den Vollzeitjob bedrohlich ist. Nicht aber für die Frauen, die als Mütter unentgeltlich Erziehungsarbeit leisten, als Haushälterinnen und Therapeutinnen ihre Ehemänner versorgen, als Arbeitnehmerinnen, Angestellte oder Akademikerinnen sich resigniert in die Berufslosigkeit zurückgezogen haben, weil sie der Arbeitsmarkt nicht mehr braucht. Die Gewerkschaften, diese Lektion sollten doch auch sozialdemokratische Politikerinnen gelernt haben, waren noch nie die stärksten Verbündeten der Frauen. „Zuletzt geheuert, zuerst gefeuert" – an dieser Gesetzmäßigkeit im Leben einer deutschen Arbeiterin mochten auch die Gewerkschaften nichts ändern. Und wie lange hat es gedauert, ehe sie sich aufrafften, den Kampf ihrer weiblichen Mitglieder vor den Gerichten um gleichen Lohn für gleiche Arbeit zu unterstützen. Einen typisch weiblichen Sektor der Arbeitswelt, die Teilzeitarbeit, blendeten sie schlicht aus.

Die wirkliche Unterstützung kommt offenbar von einer ganz anderen Seite. Bei der CDU löste Heiner Geißler 1985 mit den Leitsätzen für eine „Neue Partnerschaft zwischen Mann und Frau" unter den Unionsdamen mit den Blockabsätzen und Rüschenblusen einen geradezu emanzipatorischen Schub aus. Und seine Idee war es, die unabhängige Professorin Rita Süssmuth und nicht eine der bekannten Parteidamen zur Familienministerin zu machen.

Müssen es denn wirklich immer die Männer sein, die – zumindest in den beiden großen Parteien – die Frauenfrage puschen?

Lohnzettel in der Tasche hat. Er fühlt sich zugehörig und verantwortlich.

Ohne sich kumpelhaft anzubiedern, vermag Oskar Lafontaine, der studierte Ministerpräsident, auch heute noch den Arbeiterführer zu verkörpern. Auch das Thema Nachrüstung etwa hat er nie losgelöst vom Schicksal der Menschen in seiner Region behandelt. Auf dem Kölner Parteitag 1983, auf dem die SPD sozusagen die Konsequenz aus dreihundert aufwiegelnden Reden des Saarländers gegen Raketenstationierung zog, prasselte der Beifall los, als er sagte: „ . . . daß wir nämlich nicht zulassen, daß die Diskussion um die Frage der Rüstung abgekoppelt wird von der Frage der Wirtschaftspolitik und der Frage der Sozialpolitik".

Wie damals zum Friedensthema hat Oskar Lafontaine auch bei seinen Diskussionsanstößen zum Thema Arbeit dafür gesorgt, daß seine eigenen Überzeugungen, seine politischen Interessen und seine Qualifikationen sich decken. Es gelingt ihm, die Diskussion über seine eigene Partei hinauszutragen und zugleich seine eigene Parteibasis an der Saar nicht zu verprellen. Denn das ist allemal der solideste Teil des Politikers Lafontaine gewesen, daß er weiß: „Nur wer zu Hause erfolgreich ist, hat Erfolge darüber hinaus" (siehe Seite 28).

Jetzt macht er auch in der Bundespolitik wieder Furore – und schon wird die Kanzlerpartei nervös. CDU-Generalsekretär Heiner Geißler, sonst Spezialist für das Besetzen politischer Themen, konnte in dem Wirbel, den der fixe Saarländer ausgelöst hatte, nur noch müde nachklappern. Er begrüßte, daß wenigstens eine „Minderheit" der Sozialdemokraten „auf den vernünftigen Kurs" einschwenke. Geißlers Kursbeschreibung könnte von Lafontaine stammen: „Die Tarifverhandlungen sollten von einer neuen Solidarität bestimmt sein, die Arbeitslose mit einbezieht."

Ein Anflug von Neid überkam auch Christoph Böhr, den Vorsitzenden der Jungen Union. „Es wäre gut gewesen", bekannte der Nachwuchsmann, „wenn die CDU eine Diskussion um die Arbeitszeitverkürzung begonnen hätte, wie es Oskar Lafontaine getan hat."

Tatsächlich nehmen die Strategen im Konrad-Adenauer-Haus Lafontaines Vorstoß sehr ernst. Sie sehen darin ein Signal, daß sich die SPD aus der Umklammerung der Gewerkschaften löst, sich für Unternehmer und bürgerliche Wähler wieder akzeptabel macht und so auch Geißlers Lagertheorie in Frage stellt, daß die Bundesrepublik schon aus wirtschaftspolitischen Gründen nur von Union und Freidemokraten regiert werden könne. CDU-Geschäftsführer Peter Radunski: „Wir unterschätzen diese Entwicklung überhaupt nicht."

Wie könnten sie auch, ist ihnen doch nicht entgangen, mit welcher Aufmerksamkeit mancher Spitzenliberale (Hans-Dietrich Genscher: „Großes Interesse")

Lafontaines Ketzereien gegen sozialdemokratischen „Verantwortungsimperialismus“ in der Wirtschaftspolitik verfolgt. Und daß der SPD-Vize den Koalitionspartner von einst im Visier hat, sagen andere Sozis unverblümter als er selbst. Schatzmeister Hans-Ulrich Klose letzte Woche auf die Frage, ob Lafontaines Diskussionsanstöße in Richtung FDP zielen: „Das sehe ich darin auch. Und das wäre ja auch nicht so neu, weil es da Hinweise über seine Einstellung schon seit längerer Zeit gibt.“

Klose vergaß nicht hinzuzufügen: „Ich teile seine Meinung.“ Und SPD-Präside Peter Glotz sekundierte: „Politische Signale der Auflockerung halte ich auch für nötig, wenn man wieder regieren will.“

te. Denn: „Wir können von den Arbeitnehmern schlecht Solidaritätsopfer verlangen, während die wirklich Reichen Steuernachlaß kassieren.“

Von der Umverteilung à la Stoltenberg hält freilich auch Lafontaine nichts. Nur: Gegen liberalkonservative Angebotspolitik und gegen die Steuerreform laufen die Sozis seit langem Sturm – mit mäßigem Echo. Erst der Siersburger Trompetenstoß, der den eigenen Genossen in den Ohren dröhnt, brachte die für eine Oppositionspartei selten wohlfeile öffentliche Aufmerksamkeit.

In der Sache will Lafontaine denn auch nicht wackeln. Zwar wirkte es wie ein halber Rückzieher, als er diejenigen, denen künftig Arbeitszeitverkürzungen nicht mehr entgolten werden sollen, in

Parteichef Vogel, Vertreter Lafontaine, Rau: „Liebste Position“

Doch da sind einstweilen, außer der Union, noch viele und durchaus mächtige Genossen vor – nicht nur der Vorsitzende Vogel. Hermann Rappe etwa lehnt nicht nur Lafontaines Überlegungen zu Lohnausgleich und Neudefinition des Arbeitsbegriffs ab (SPIEGEL 9/1988), er sieht auch „keinerlei Anknüpfungspunkte“ mit der Wende-FDP.

Erst letzten Dienstag führte der IG-Chemie-Boß in der Bundestagsfraktion wieder den lautstarken Chor der Oskar-Kritiker an: Der sei der ÖTV in den Rücken gefallen, obwohl er doch genau wisse, daß die Arbeitnehmer für Arbeitszeitverkürzungen schon immer auf Lohnzuwächse verzichtet hätten.

Ein paar Einwände haben selbst Freunde, die Lafontaine in der Sache zustimmen. Mitenkel Gerhard Schröder hätte es lieber gesehen, wenn der Oberenkel seinen Kracher mehr mit Gerhard Stoltenbergs Steuerreform verknüpft und so „falschen Beifall“ vermieden hätder Einkommensklasse ab 5000 Mark monatlich ansiedelte. Doch für diesen Vorschlag kann sich der SPD-Vize immerhin auf einen Parteitagsbeschluß berufen: 1982 in München hatten die Sozialdemokraten von eben jenen Gehaltsgruppen eine sechsprozentige Ergänzungsabgabe gefordert – für den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit.

Der Einwand, daß die Industriegewerkschaften in der Regel über Einkommen dieser Größenordnung gar nicht verhandeln, schreckt Lafontaine nicht. Notfalls müsse das Solidaropfer dann halt tiefer angesetzt werden. Wichtig sei allein das Prinzip, daß die Tarifpartner dazu übergehen, Produktivitätszuwächse nicht überwiegend unter sich aufzuteilen, sondern konsequent für die Schaffung neuer Arbeitsplätze einzusetzen.

Eng verbunden mit diesem aktuellen tarifpolitischen Ansatz ist Lafontaines Zukunftsforderung nach einer Neubewertung der Arbeit. Seiner Partei will er einimpfen, sie müsse sich rasch aus ihrer defensiven Haltung gegenüber den schnellen technologischen Umbrüchen der „dritten industriellen Revolution“ lösen, wolle sie nicht am Ende nur die Opfer der Entwicklung organisieren.

Immer kürzer werdende Arbeitszeiten in immer anspruchsvolleren Jobs kämen dem gewachsenen Bedürfnis der Menschen nach individuellen Entfaltungsmöglichkeiten entgegen. Und vor allem böten sie die Chance, mit der Benachteiligung der Frauen Schluß zu machen.

Erwerbsarbeit und traditionell unbezahlte Tätigkeiten faßt der Saarländer deshalb unter dem Begriff der „gesellschaftlich notwendigen Arbeit“ zusammen, die schon „immer aus der Haus- und Familienarbeit, die Versorgung und Erziehung der Kinder eingeschlossen, und der Arbeit zur Herstellung der lebensnotwendigen Güter“ bestanden habe. Lafontaines Schluß: „Es hat sich gezeigt, daß Männer und Frauen gleichermaßen fähig sind, sowohl diese wie auch jene Art von Arbeit zu verrichten.“

Das müßte Musik in den Ohren der SPD-Frauen sein, fordern sie doch den Sechs-Stunden-Arbeitstag als Voraussetzung für eine gerechte Aufteilung von Erwerbs- und Familienarbeit. Aber bislang haben sich die Sozialdemokratinnen merkwürdig bedeckt gehalten.

Immerhin sind sie sich mit dem Saarbrücker Emanzipator einig, daß der im Irseer Programmentwurf fixierte Arbeitsbegriff aufgebrochen werden müsse. Dort hatten sich Rappe und der IG-Metall-Chef Franz Steinkühler zu mehr als dem Zugeständnis nicht finden wollen, die SPD solle „verstärkt für die gesellschaftliche Anerkennung solcher Arbeit werben, die Menschen außerhalb des Erwerbssektors leisten“.

Zoff steht also auch in der Programmarbeit bevor. Und den hatte der geschäftsführende Kommissionsvorsitzende Lafontaine durchaus mit im Sinn, als er sich entschloß, dem dritten und wohl letzten SPD-Grundsatzprogramm in diesem Jahrhundert mit einem neuen Arbeitsbegriff seinen Stempel aufzudrücken.

Ob er sich durchsetzt gegen die Traditionsgenossen, ist noch längst nicht ausgemacht. Aber an weiteren Konfliktthemen wäre auch dann kein Mangel. Eines erschnupperte er am Dienstag letzter Woche in Paris. Da war auch um acht Uhr am Abend noch Leben in den Straßen, es roch nach frischem Brot, die Menschen kauften ein. Der saarländische Bonvivant, auf dem Weg zu einem Essen mit EG-Kommissionspräsident Jacques Delors, zu einem Begleiter: „Sie können sich denken, daß mir die französische Regelung sehr sympathisch ist.“

Einen Streit um den deutschen Ladenschluß aber möchte Oskar Lafontaine seinen Querelen mit den Gewerkschaften nicht hinzufügen, einstweilen jedenfalls. ◆

ES_ _ _ _ _ _
IST DAS ERSPRIESSLICHSTE, WAS IHNEN IM MÄRZ BLÜHEN KANN

Name: Horst Teltschik. Beruf: Sicherheitsberater. Sein Chef: Bundeskanzler Helmut Kohl. Und wie berät so ein Berater? ESQUIRE hat ihn danach gefragt. Und dabei auch an Ort und Stelle herausgefunden, daß der Mann ein richtiger Radfahrer ist…

Seit ein paar Monaten gibt es Männer (und auch Frauen!) in unserem Lande, die über den Horizont hinausschauen. Das sind die Leser des deutschen ESQUIRE.

ESQUIRE ist die älteste Männerzeitschrift der Welt. Jetzt gibt es sie in einer deutschen Version. So exklusiv im Inhalt wie unverwechselbar im Konzept.

Die Welt des ESQUIRE ist aufregend. Und entspannend. „Männer, Möglichkeiten, Meinungen" – so haben wir sie überschrieben. In diesem Sinne möchte ESQUIRE seine Leser beraten, aber niemals belehren. Augenzwinkerei statt Augenwischerei.

Auf ESQUIRE können Sie sich verlassen. Wie auf einen guten Freund. Und Partner. Und einen guten Zeitschriftenhändler erkennen Sie von nun an immer an ESQUIRE*. Jeden Monat neu.

Sind sie eigentlich zu beneiden, die Reichen dieser Welt, die von Thurn & Taxis, Gettys und Kashoggis? ESQUIRE zeichnet auf, was die oberen Zehntausend am meisten beschäftigt und warum ihr Leben so langweilig ist. Und ESQUIRE erklärt auch, warum der Clan der Superreichen sogar die Rothschilds nicht ganz akzeptiert…

Nicht erst seit der Diskussion um Lee Iacocca wird auch hierzulande der Ruf laut: Wirtschaftsmanager in den Bundestag! Doch die Industriebosse wenden sich ab mit Grausen. Warum? Einer, der sich in Bonn auskennt wie kaum ein anderer, sagt es unverblümt in ESQUIRE: Otto Graf Lambsdorff…

Schon der Name zergeht Feinschmeckern auf der Zunge: „Die Ente vom Lehel". Was spielt sich hinter den Kulissen dieser kulinarischen Hochburg ab, wenn vorn alle Plätze besetzt sind? Wie heiß es in der Küche von Peter Wodarz zugeht, zeigt ESQUIRE in Wort und Bild. Auf den ersten Blick ein Tohuwabohu, doch wenn man genauer hinschaut…

*** (Falls vergriffen, bestellen Sie bitte bei: ESQUIRE-Leserservice, Postfach 30 05 45, 2000 Hamburg 36, oder telefonisch zum Ortstarif: 0130/2014)**

SPD-Zielgruppe Jungwähler, Alte auf SPD-Veranstaltung: „Warum soll sich ein Aufsteiger mit einer absteigenden Partei belasten?"

SPD – „Der Charme eines Finanzamtes"

SPIEGEL-Reporter Jürgen Leinemann über fade Genossen und enttäuschte Jugendliche

Daß es Jugendliche gibt, die Norbert Blüm, besonders aber seine Brille, „affengeil" finden, ist nicht zu bestreiten. Auch kommen Yuppies vor, die halten Manfred Wörner für „hip" und Walter Wallmann für „schick". Auf jeder Großveranstaltung der Jungen Union kreischen Hunderte von Freaks sogar Beifall für „Birne". Ehrlich, Disko-Jugend und Union, das geht zusammen, nicht zuletzt deshalb, weil die Smarties aus dem Adenauerhaus dafür sorgen, daß Optik und Akustik stimmen.

Sie trimmen ihre einst biedere Honoratiorenpartei echt grell auf Show, verkaufen selbst die lahmsten Dreggers noch als Stars. „Amerikanisch" würde Wolfgang Michal, 34, dieses Rattenfänger-Image wohl nennen, das abzielt auf eine Generation, deren Lebensgefühl durch Video-Clips und Computerspiele, Filme, Werbung und knallige „Zeitgeist"-Magazine permanent aufgereizt wird.

Und die SPD? Sie ist, spottet Genosse Michal in einem Buch*, „staatstreu und jugendfrei"; sie leide an kultureller Vergreisung:

„Wenn ein Jugendlicher mit diesen Seh-Gewohnheiten auf einen SPD-Parteitag oder die Jahreshauptversammlung eines Ortsvereins trifft, dann muß es ihm vorkommen, als habe er die Stopptaste seines Videorecorders gedrückt."

Chaos, so der deutlich aus unerwiderter Liebe bittere Jungsozi – unlängst als Redakteur beim Parteiblatt „Vorwärts" gefeuert –, sei für die Jungen ein positiv besetzter Begriff: „Im Chaos ist immer was los." In der SPD nie. Die ist laut Michal eine geschlossene, museale Veranstaltung. Seit nun schon 15 Jahren verprelle die paternalistisch gepanzerte Staatspartei preußischen Zuschnitts Generationen junger Individualisten, die sich zunehmend als „Störenfriede" in der allumfassenden Reguliertheit des sozialen Lebens verstehen.

Autor Michal
„Muff der fünfziger Jahre"

Krasse Thesen, kesse Worte. Es wird an Genossen-Stimmen nicht fehlen, die Michals Pamphlet als Racheakt abtun möchten. Weil er als Redakteur einen Beitrag deckte, in dem regierenden Sozialdemokraten von Weimar an die Mitverantwortung an einer „Blutspur" in der deutschen Geschichte nachgesagt wurde, mußte er gehen. Nicht ganz unglaubwürdig klingt die Begründung aus dem Parteivorstand, es habe Michal an jedem historischen Verständnis gemangelt – auch in seinem Buch erheitern die wenigen historischen Passagen durch ergreifende Unkenntnis.

Es wird auch nicht mangeln in der Bonner Vorstands-Baracke an gelangweilten Gesten des Abwinkens, weil der Sachverhalt nicht neu sei. Wußte man das etwa nicht: daß die Sozis seit 1983 ihre besten Stimmenergebnisse in der Altersgruppe der Senioren erzielen? Daß bei den Jungwählern die Neigung zur Wahlabstinenz allgemein wächst, wobei die Sozis – die 1972 bei ihrem rauschenden Willy-Wahlsieg überdurchschnittlich von den Stimmen der Jungen profitierten – nicht ausgespart werden? Daß Ende 1986 von den 913 000 gespeicherten SPD-Mitgliedern gerade 20,4 Prozent unter 35 Jahre alt waren? Daß im Vorstand der Partei keiner mehr jünger als 40 ist? Daß die Jusos als politische Kraft in der Öffentlichkeit nahezu völlig verschwunden sind? Daß Willy Brandts viel behimmelte Enkel inzwischen dem Vorruhestandsalter entgegenfrusten?

Alles bekannt. So um die „fünf, sechs Jahrgänge", schätzt der Vorsitzende Hans-Jochen Vogel, fehlen fast vollständig. Doch wenig deutet darauf hin, daß sich in der SPD mehr rührt als eine vage Hoffnung, „der Oskar" werde das schon richten, angenommen, Lafontaine käme zum Zuge. Dieser Sachverhalt ist schon

* Wolfgang Michal: „Die SPD – staatstreu und jugendfrei". Rowohlt Verlag, Reinbek; 222 Seiten; 10.80 Mark.

TOSHIBA: Der Spezialist für Portable Computer.

Wissen ist Macht.

Immer mehr Speicherkapazität und eine immer schnellere Zugriffszeit zu besitzen, jederzeit darüber verfügen zu können und kompatibel zum Weltstandard zu sein, das sind die Vorteile tragbarer Computer. Ihnen gehört die Zukunft.
TOSHIBA will diesen technologischen Vorsprung mit seinen Portable Computern allen schon heute zur Verfügung stellen.

80386/40MB, das Herz des T 5100 von TOSHIBA.

BERATUNGSGUTSCHEIN

T 1000

T 1100 Plus

T 1200

T 3100

T 3200

T 5100

Hier sehen Sie alle TOSHIBA Portable Computer auf einen Blick. Um genau zu wissen, welcher der Richtige ist, sollten Sie sich beraten lassen.
Wenn Sie Informationsmaterial über die Portables von TOSHIBA haben wollen, schicken Sie den ausgefüllten Beratungsgutschein bitte an TOSHIBA.
Oder wenden Sie sich direkt an einen autorisierten TOSHIBA Fachhändler, dort können Sie die Portables auch im Original sehen.

Firma/Branche

Name

Straße

PLZ Ort

Telefon

sp 1088/51

In Touch with Tomorrow
TOSHIBA

TOSHIBA Europa (I.E.) GmbH, Bereich IPS Deutschland, Hammer Landstraße 115, 4040 Neuss.

Kristallklare Scheibe
sichere Sicht!
Schluß mit dem gefürchteten „Blindflug" nach Betätigen der Wischer auf verschmutzter Scheibe.
CW 1:100 *verhindert wirkungsvoll gefährliche Blend- und Schmierfilme.*

- *Marktführend (GfK-Studie)*
- *Bei der ADAC-Straßenwacht bewährt*
- mot-*getestet* Ausg. 16/87 *„empfehlenswert"*
- *Umweltfreundlich*

TESTEN SIE KOSTENLOS!
Sie erhalten eine Probepackung CW 1:100 gratis gegen Einsendung von DM 1,10 (in Briefmarken) für das Porto.

Dr. O. K. Wack Chemie GmbH
Bunsenstraße 6 · 8070 Ingolstadt

DER SPIEGEL – ein Lexikon der Zeitgeschichte

Es gibt kein ergiebigeres Nachschlagewerk zur jüngeren Geschichte als eine SPIEGEL-Sammlung.
Wer auch morgen die Facts von heute parat haben will, kann aus SPIEGEL-Heften mit **Einbanddecken** ein Lexikon machen.
Für einen SPIEGEL-Jahrgang sind vier Einbanddecken erforderlich; deren Rückenbreite kann erst am Ende eines Quartals festgelegt werden.
Bestellungen sind deshalb nur für zurückliegende Quartale möglich; bitte angeben, für welche Jahresquartale die Einbanddecken benötigt werden.
Preis DM 9,– pro Einbanddecke (inkl. Umsatzsteuer).
Versand gegen Vorkasse, im Inland portofrei.
Überweisungen mit genauem Bestellvermerk bitte auf Postgirokonto Hamburg 7137-200 (BLZ 200 100 20).

SPIEGEL-Verlag
Vertriebsabteilung
Postfach 11 04 20, 2 Hamburg 11

fundierter analysiert und stichhaltiger aus der SPD-Geschichte erklärt worden als in Michals Buch. Aber wer hätte sein kulturelles Erscheinungsbild im Hier und Jetzt schon so knallig ausgemalt, hätte es so drastisch an „Augenfälligem" aufgezeigt und mit so viel ungeduldig fordernder Zuneigung beschrieben?

Dieses Buch ist eine Polemik aus der Sicht politisch engagierter 20- und 30jähriger, die den von Peter Glotz erfundenen schwerfälligen Tanker SPD provozierend in den kippeligen Booten von Greenpeace umkreisen. Im „Zeitgeist"-Magazin „Wiener" spitzt Wolfgang Michal ihre Haltung noch einmal zu: „Wir müssen dafür sorgen, daß wir unregierbar werden, solange wir so wie jetzt regiert werden. Wir sind egoistisch: Wir wehren uns gegen alles, was uns zu schaden droht. Kapiert das die SPD? Kapiert sie, daß viele Unzufriedene ohne politische Heimat sind?"

Kapieren vielleicht, aber sich denen öffnen? Da sei Jochen Vogel vor. Und Hermann Rappe. Und Johannes Rau und alle. Es wird Michal auch nicht helfen, daß er sich mit seiner Herausforderung unverfroren auf Willy Brandt beruft, dem Buch das Zitat des Ehrenvorsitzenden voranstellt: „Ich bin für Öffnung, gegen Inzucht."

Allenfalls mag es dem Autor gelingen, den einen oder anderen Enkel zu erschrecken, weil er wie die von ihm beschriebenen Jungen „mit den Augen denkt". Was Michal bei der SPD sieht und beschreibt, geht auch den Schröders, Engholms, Scharpings, Spöris und Wieczorek-Zeuls auf die Nerven:

> Auf Bezirksebene herrscht der Muff der fünfziger Jahre – die Parteihäuser unansehnlich, die Fassaden nicht renoviert, der Schriftzug SPD noch aus den sechziger Jahren; Architektur und Innenausstattung erinnern an Amtsstuben der Nachkriegszeit. In den Fluren hängen vergilbte Plakate, alte Veranstaltungshinweise, die lokale Ahnengalerie ehemaliger Parteiführer. Auf ausrangierten Büroschreibtischen liegen stapelweise Broschüren und Zeitungen. In einer Besenkammer steht ein alter Kopierer. Die Parteihäuser verbreiten den Charme alter Krankenhäuser und Finanzämter.
>
> Die Geschäftsführer haben oft alle Hände voll zu tun, um Sonderwünsche von Ortsvereinen und Arbeitsgemeinschaften abzublocken. Entweder sind sie „zu Tisch" oder in einer „wichtigen Konferenz". Der Zugang zur Partei ist so schwierig wie der Zugang zum Allerheiligsten.

Auf diese verstaubte Behäbigkeit trifft eine Jugend, deren hochentwickeltes „Bedürfnis nach Nervenkitzel" und deren wählerischen Geschmack Wolfgang Michal so erklärt:

> Die Fernbedienung macht es ihnen möglich, aus dem Überangebot an Programmen das auszuwählen, was am ehesten unterhält, am meisten stimuliert. Das ständige Umschalten am Fernsehgerät, das Vor- und Rückspulen am Videogerät bringt optimale Zerstreuung und die individuelle Zusammenstellung eines originellen Bildsalats. Was nicht zusammenpaßt, ist am geilsten: Wenn das Kettensägenmonster auf Alexis losgeht, wenn Boris Becker den

Papst mit einem As erschlägt oder Helmut Kohl die Biene Maja küßt – dann geht die Post ab.

Dieses Überangebot an Reizen zwingt zu vermehrter Aufnahme von Unterhaltung, wenn der einzelne – sitzend – auf dem laufenden bleiben will. Da der Tag nicht verlängerbar ist und das öffentlich-rechtliche Fernsehen nicht mehr als fünf Spielfilme pro Nacht zeigen kann, bleibt nur die Möglichkeit, die Erlebnisintensität zu steigern. Dem Arbeitstempo im Sinne der Produktivitätssteigerung folgt das Tempo der Freizeit im Sinne der Steigerung der Reproduktivität auf dem Fuße. Zeit ist Geld. Und da sich Politik in der Freizeit abspielt, bekommen ihre Protagonisten das zu spüren.

Es ist das Verdienst Michals, der sich in beiden Szenen auskennt, an ästhetischen Signalen die tiefe Kluft zwischen den Kulturen aufzuzeigen, mag auch dahingestellt bleiben, ob er sie mit „amerikanisch" und „preußisch" glücklich benannt hat. Es erweist sich darüber hinaus als ein überraschender Gewinn für den Leser, daß der Autor seine zunächst irritierende Ambivalenz bis zum Schluß durchhält. Denn Michal kennt sich nicht nur aus auf beiden Seiten der Kluft, er gehört seinem Selbstverständnis nach auch zu beiden Kulturen. Und eher unterschwellig wird deutlich, daß in den Defiziten beider Seiten eine Chance liegen könnte.

Denn sosehr auch die Yuppies, Schikkimickis, Punks und Kir Royals pochen mögen auf Selbstbehauptung ihrer farbenfrohen, temporeichen, störfreudigen Individualität, so unübersehbar scheint dahinter eine Sehnsucht nach Zugehörigkeit, Mitmenschlichkeit, sozialem Engagement auf.

Die Sozialdemokraten haben für diesen Mangel einen Begriff, der einst den zentralen Wert ihrer Bewegung ausmachte – Solidarität. Nur haben sie diesen Begriff inzwischen so weitgehend in die Gesetzgebung aufgehen lassen, haben ihn als programmatischen Beton in den Sozialstaat eingegossen, daß der Begriff für die Jungen (und auch für viele Genossen) nur noch ein Synonym für Bürokratie ist. Als Lebenshaltung wird er an hohen Parteifeiertagen zwar noch in Liedern nostalgisch besungen, im Alltag ist er längst im allgemeinen Ellenbogengerangel zerdrückt worden. Allenfalls zur Disziplinierung der Basis wird der Begriff von den Parteioberen in Krisensituationen noch bemüht.

Ob es der SPD gelingt, dem Wert Solidarität – den die CDU inzwischen längst in ihr Propagandavokabular aufgenommen hat – nach innen wie nach außen wieder eine Lebenswirklichkeit zu verleihen, wird über die Zukunft der Partei entscheiden. Willy Brandt hat es den „lieben Genossinnen und Genossen" in seiner letzten Kolumne als Parteivorsitzender dringend ans Herz gelegt: „Ich rate, die Vertrauens- und Überzeugungsarbeit der kommenden Jahre unter die Überschrift Fortschritt und Solidarität zu stellen." Freilich kann es nicht nur um das Wort gehen. Daß da-

Badhotel „The golden days are here again!"

DOMBURG

Der „first-class"-Badeort an der niederländischen Nordseeküste (Halbinsel Walcheren/Zeeland)

Ein Traum wird wahr: Das neue Badhotel wird, stilgetreu, an der gleichen exklusiven Stelle direkt hinter den Dünen wieder aufgebaut, wo das alte Badhotel noch heute zu sehen ist und immer wieder Erinnerungen an unvergeßliche Zeiten hervorruft.
Das Neue am neuen Badhotel sind zwei zusätzliche Gebäude, der „Toorop"- und der „Mondriaanflügel" mit Appartements, die im 100%igen Eigentum erworben werden können.
Größen von 40 bis 114 qm zu einem durchschnittlichen Quadratmeterpreis von ca. HFl 4.000,– (ca. DM 3.600,–), inkl. aller Kosten. Potentielle Interessenten richten ihre Anfrage bitte an:

UDO SCHMITZ
Werbung und Verkaufsförderung
Barkhausstraße 28, D-4370 Marl
Telefon: 02365/15055,
mo./fr. von 10.00 bis 17.00 Uhr.

Datensicherheit garantieren nur echte Reißwölfe

HANNOVER MESSE CeBIT'88
Wir stellen aus: Halle 1 Stand 2D6

Der Versuch vertrauliche Schriftstücke zu vernichten nimmt mitunter skurrile Formen an.
Und das im Zeitalter der Datenverarbeitung.
Reißwölfe sind inzwischen fester Bestandteil jeder zeitgemäßen Büroausstattung.
***INTIMUS Aktenvernichter** gibt es seit über 20 Jahren.*
Sie stehen heute direkt neben dem Schreibtisch, neben dem Fotokopierer und vor allem eben dort, wo besondere Schutzverpflichtungen bestehen: in der EDV.

Gabler

intimus®
Aktenvernichter

Bitte schicken Sie mir den **INTIMUS-Gesamtkatalog** mit allen Informationen über die verschiedenen Typen der neuen **INTIMUS Aktenvernichter-Generation** und nennen Sie mir den **INTIMUS Fachhändler** in meiner Nähe.

Sp 10/M

Telefon 07544/60-0, Telex 734255 schld
Telefax 07544/60248, Teletex 754413 SCHL INT
Telefon Wien 0222/858148
Telefon Zürich 01/8291111

Schleicher & Co International AG
Postfach 1420
D-7778 Markdorf/Bodensee

AM 15. 5. ZEIGT DER OMEGA DEN UNTERSCHIED. WIR SUCHEN AUGENZEUGEN.

DER OPEL OMEGA
IM FAHRWERKSTEST

Die Straßen in Dudenhofen sind streng bewacht. Nur mit einem Spezialausweis kann man das 2,6 Quadratkilometer große Testgelände betreten. Tag und Nacht laufen hier neue Modelle im Dauerversuch. Noch geheime Technologien bringt Opel auf dem Testgelände Dudenhofen zur Serienreife.

ABER DIESE ARBEIT WIRD AM 15.5. RUHEN. Für einen Test, den es selbst in Dudenhofen noch nicht gegeben hat: Vor 100 Augenzeugen und unter neutraler Beobachtung unabhängiger Fachleute tritt der Omega in drei Disziplinen an: schneller Fahrbahnwechsel, Bremstest und Lastwechselreaktion. Ist das selbststabilisierende DSA-Sicherheitsfahrwerk tatsächlich so überzeugend, wie die Omega-Story seit vielen Kapiteln beschreibt?

1. Disziplin: Fahrbahnwechsel-Test

BITTE ÜBERZEUGEN SIE SICH SELBST. Zum Beispiel beim Bremstest. Dabei sollen die Fahrzeuge auf unterschiedlich griffiger Fahrbahn spurgenau zum Stehen kommen.

Wir wissen natürlich, wie sicher der Omega diese Disziplin beherrscht. Ist es deshalb unfair, wenn Sie ihn dann mit anderen vergleichen? Wie oft sind die Straßen in der Mitte trocken, aber am Rand glitschig oder vereist. Treten Störkräfte auf, geht beim Omega das entsprechende Rad in Vorspur, so daß der Wagen auch in kritischen Situationen beherrschbar bleibt.

3. Disziplin: Lastwechsel-Reaktionstest

SICHERHEIT ERLEBEN: Sehen Sie den Omega in Dudenhofen mit eigenen Augen. Wer auf den 15.5. nicht warten will: Jede Probefahrt beim freundlichen Opel Händler zeigt den Unterschied.

OPEL

ICH MÖCHTE AUGENZEUGE WERDEN:

Name/Vorname _____ Alter _____

Straße _____ PLZ/Ort _____

Ich fahre z. Z. _____ Baujahr _____

Ich will den Omega auch selbst testen: ☐ Ja.

Bis zum 20.4.88 per frankierter Postkarte an die Portica GmbH, „Fahrwerkstest", Postfach, 4150 Krefeld 500. 100 Teilnehmer werden ausgelost. Teilnahmekarten auch bei jedem Opel Vertragshändler. Rechtsweg ausgeschlossen. 09-SP10

DER OPEL OMEGA. WAS FÜR EIN AUTO.

bei „die Vorherrschaft des schieren Eigennutzes und der Individualität um jeden Preis" gebrochen werden müsse, wie Brandt meint, glaubt auch Wolfgang Michal. Nur kann das gerade nicht bedeuten, daß die SPD sich in dieser Krisensituation wieder „neurotisch" in ihre Staats-Wagenburg einigelt, wie es traditionell ihr Muster ist. Sie müsse sich vielmehr jenen helfend öffnen, die sich mit der Gestaltung ihres Lebens allein herumschlagen.

Unbequeme Anmutungen für eine Partei, die schon mit jenen Generationen nach 1968 ihre Mühe hatte, als die ihren Marsch durch die Institutionen in Brandts SPD begannen. Nun soll sie jene aufnehmen, die durch die ehrwürdigen Parteiinstitutionen nicht marschieren, sondern tanzen wollen? Die Rechte und Mitwirkungsmöglichkeiten fordern, bevor sie Pflichten zu übernehmen bereit sind? „Ein Neubau sozialer Strukturen", sagt Michal, müßte mit den Jungen „von den Freiheits- und Menschenrechten ausgehen, nicht von den Sozialstaatspflichten".

So, und nur so, behauptet Michal, habe die SPD eine Zukunft. Denn gegenwärtig gibt die Partei auf der Suche nach einem neuen programmatischen Selbstverständnis wenig Anlaß zu der Vermutung, daß sie in der Lage wäre, sich aus sich selbst heraus zu erneuern. Die einen – Schröder, Engholm oder Spöri – versuchen sich halbherzig den Jungen als „Stars" attraktiv zu machen, werden aber von der Partei zurückgepfiffen. Andere starren fasziniert auf demoskopische Umfragen und hecheln anpasserisch, aber vergeblich in Großstädten den karrierebesessenen High-Tech-Angestellten hinterher. „Warum soll sich ein Aufsteiger mit einer absteigenden Partei belasten?" spottet Michal.

Für ihn steht fest: Gerade weil dieses Milieu gewonnen werden müsse, wenn die SPD mehrheitsfähig werden wolle, muß die SPD auf die jüngeren, alternativen und radikalen Gruppierungen in der Gesellschaft setzen, die von den „Grünen" enttäuscht sind. Denn von den ausdrucksstärksten Kräften der sozialen Bewegungen – denen Umwelt, Frieden, Dritte Welt und soziale Sicherheit persönliche Anliegen sind – geht auf die Aufsteiger eine Attraktion aus. Wie die SPD aber gerade diese aufmüpfigen und den Altgenossen zutiefst wesensfremden bunten Vögel anlocken soll, dazu fällt dem Autor auch nicht viel mehr ein als die Umwandlung der Ortsvereine in Bürgerinitiativen. Antworten, so findet er, seien Sache der Partei. Michal im „Wiener": „Wir sind die Generation, der die SPD nichts zu bieten hat. Ist das schlimmer für die SPD oder für uns?"

Daß der traditionelle Parteisoldat mit Stallgeruch, der für seine Ochsentour die offizielle Klarsicht nur in Mappenform zur Wiedervorlage aus Bonn erhält, eine eindeutige Antwort auf diese Frage weiß, steht zu befürchten. Es ist mit Sicherheit die falsche.

GENSCHER

Ohne Jackett

Die Amerikaner trauen dem deutschen Außenminister nicht über den Weg – er ist ihnen zu weich und zu verschlagen. Doch an dem Liberalen kommt keiner vorbei.

Für Henry Kissinger war er bei seinem Amtsantritt 1974 ein „Neuling" in der Außenpolitik, „ohne praktische Erfahrungen und intensive Studien". Der Spätberufene erwies sich „mit seiner entschiedenen, selbstsicheren Art und seinen verständnisvollen Fragen" im Urteil des erfahrenen Profis als „ungewöhnlich talentiert".

Zweifel reichen bis in die US-Regierung hinein: „Man weiß nie", zitiert in Washington ein Vertrauter von US-Außenminister George Shultz seinen Chef, „wo Genscher wirklich steht."

Die offenen Ressentiments gegen den auf Abrüstung und Entspannung drängenden Bonner AA-Chef haben sich in der letzten Zeit verschärft:

- ▷ Während des Nato-Gipfels letzte Woche in Brüssel bekamen Bonner Diplomaten beim Gefeilsche um die Schlußerklärung von amerikanischen Kollegen rüde zu hören: „We don't want any Genscherist language anymore" – („Wir können diese Genscherismen nicht mehr hören").
- ▷ Als Genscher vor vier Wochen in Genf das weltweite Verbot chemischer Waffen anmahnte, wandte sich der amerikanische C-Waffen-Unterhändler Max L. Friedersdorf an seinen DDR-Kollegen Harald Rose: Er solle nicht auf dessen Rede achten, sie gebe nicht die Position der Nato wieder.

Kontrahenten Genscher, Burt*: Abenteurer am Werk?

Mehr noch: Die „Freundschaft" mit Hans-Dietrich Genscher, behauptet der frühere Amtskollege auf Seite 1394 seines 1982 erschienenen zweiten Memoirenbandes, sei ihm „ein großer Gewinn" gewesen.

Der so vom großen Henry Gelobte hört solche Töne aus Amerika heute nicht mehr. Er ist ins Washingtoner Zwielicht geraten: Der FDP-Außenminister, so ein US-Diplomat, „hat bei uns das Image von Egon Bahr geerbt – und der ist nicht unser Freund".

Schlimmer geht es nicht mehr: Genscher steht bei Amerikas Rechten in dem Verdacht, ein Entspannungsfanatiker zu sein, der um neuer Koalitionen willen sozialdemokratische Unarten übernimmt und sich bei den Kommunisten in Moskau als Weichmacher anbiedert. Die Bonner Diplomaten haben die Quelle der Vorbehalte ausgemacht: Reagans Statthalter in Bonn, Botschafter Richard Burt. Der führe sich wie ein Vizekönig auf und verbreite in Washington, man dürfe dem ewig taktierenden liberalen Polit-Profi nicht über den Weg trauen.

Tatsache ist: Genscher und Burt verbindet eine herzliche gegenseitige Abneigung. Zwar behauptet der „regierende Botschafter" (AA-Jargon), „größten Respekt" vor dem „sehr erfahrenen, engagierten Mann" zu haben, und bestreitet entschieden, Genscher je als „slippery man" (aalglatten Burschen) denunziert zu haben. Aber den Deut-

* Im Dezember 1987 in Bonn beim Aufwiegen in Kartoffeln nach einer von Burt verlorenen „Wetten daß . . ."-Wette.

Irland-Urlaub: Natürlich und menschlich

Angelbank mit Gewinnaussichten

Typisch Irland

„Lieber spät frühstücken als früh aufstehen. Fische gibt es auch am Mittag noch genug..."

„Wenn die zu Hause unsere Fotos sehen, glaubt's uns wieder keiner. Die sollten selber mal zum Angeln nach Irland kommen – sooolche Prachtkerle von dieser Angel-Sandbank aus..."

„Bewegung ist immer gut. Man kann ja nach dem Angeln eine Runde Golfen oder Reiten über Stock und Stein..."

„Reetgedeckte Feriencottages sind ideal für Anglerurlaub. Vorm Torffeuer am Kamin sitzen – der richtige Ausklang eines irischen Ferientages..."

„In Irland kann man in vielen romantisch-historischen Häusern wohnen – vom Schloßhotel bis zum Country Home..."

Hier ein Angebot von vielen verschiedenen Irland-Urlaubsmöglichkeiten:
Ferienhaus und Angelboot. Eine Woche Ferienhausmiete plus Angelboot mit Außenbordmotor. Durchgehend deutschsprachige Betreuung. Fähranreise mit Kabinenplatz Le Havre/Cherbourg nach Rosslare (und zurück) mit **Irish Ferries.**
Bei 4 Personen pro Person ab **DM 484**
Aer Lingus, die irische Fluglinie, fliegt täglich direkt nach Irland. Mit guten Verbindungen von allen deutschen Flughäfen.
IRISH FERRIES befördert Sie mit Ihrem Fahrzeug direkt nach Irland. Le Havre/Cherbourg – Rosslare und Le Havre – Cork.
Wenn Sie mehr über Irland-Urlaub wissen wollen, fordern Sie unsere neue 60-seitige Farbbroschüre an und die Grünen Seiten mit über 1000 Irland-Reiseangeboten, oft preiswerter als im Vorjahr.
Für ganz Eilige: Btx *22081#. Oder Stichwort „Informationspaket":
Tel. (069) 23 64 92.
Irische Fremdenverkehrszentrale

BON Bitte schicken Sie mir das komplette Informationspaket der Irischen Fremdenverkehrszentrale mit den Broschüren von Aer Lingus mit täglichen Direktflügen und von Irish Ferries mit den Direktfahren.
Versandanschrift: stafadruck GmbH, Abt. Irland 62, Postfach, 6338 Hüttenberg

Name: _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Was gibt es schöneres, als an einem milden Sommermorgen den frohen Klängen eines Kurkonzertes zu lauschen und den Tag mit einem würzigen Bommerlunder zu begrüßen?

Die Würze des Nordens.

Sein charakteristischer Geschmack beruht auf feinem Kräuterdestillat. Die lange Reifezeit gehört zur Rezeptur. Sie wird seit Generationen gehütet und noch heute nach strengen Regeln eingehalten.

schen ist nicht verborgen geblieben, daß Burt in seinen internen Berichten amerikanische Befürchtungen über den angeblich unzuverlässigen deutschen Juniorpartner nährte, wann immer es in der christliberalen Koalition knirschte.

Erst in letzter Zeit, als auch Zweifel der Koalitionsrechten an den amerikanischen Bündnisgarantien laut wurden, habe sich der Botschafter „um Verständnis für Bonn bemüht", bestätigt ein ranghoher Genscher-Diplomat. Daß der ehemalige Journalist Burt den FDP-Mann gar als „Freund" für sich in Anspruch nahm, ging dem plötzlich Umworbenen dann doch zu weit: Er könne es nicht verhindern, klagte Genscher im Freundeskreis, wenn „der den Mund aufmacht und so etwas sagt".

Seit seinem Amtsantritt im September 1985 haben Burt und sein Gesandter James F. Dobbins – ebenfalls kein Deutschland-Kenner – die Rolle Genschers in der Wende-Koalition falsch gewichtet. Beide hielten den Wechsel-Liberalen für einen „man on the way out", dessen Tage gezählt seien, und pflegten fortan, an Genscher vorbei, exklusive Beziehungen zum Kanzleramt.

In fataler Fehleinschätzung der Bonner Lage tat die US-Botschaft so, als sei das Kanzleramt mit dem Weißen Haus, der Machtzentrale daheim, vergleichbar: In CDU-Kanzler Kohl und seinem Gehilfen Horst Teltschik fanden die US-Diplomaten geschmeidige und geschmeichelte Partner. Genscher hingegen sieht sich in einer schwierigen Rolle: als ständiger Kritiker der Bündnis-Vormacht und, seit Gorbatschow, als lästiger Mahner, „nicht blind zu sein für die Möglichkeiten einer neuen Entwicklung im West-Ost-Verhältnis".

Reagans Rambo-Politik der Hochrüstung trieb den AA-Vorsteher zu der Sorge, in Washington seien „Abenteurer" am Werk. Umgekehrt hält die Bonner US-Botschaft Genschers Sündenregister parat: Der habe die US-Invasion auf der Gewürzinsel Grenada kritisiert, sich zum europäischen Widersacher einer Teilnahme an Reagans Sternenkrieg (SDI) aufgeschwungen und mache sich für verstärkten westlichen High-Tech-Transfer an Osteuropa stark.

Zu den Skeptikern zählt immer wieder auch US-Außenminister Shultz, dem sein Bonner Kollege zu tricky und wuselig ist. Erst vor zwei Jahren, während einer gemeinsamen Bootspartie „bei guten Getränken ohne Jackett und Krawatten" (Genscher), kamen sich die beiden ein wenig näher: Seither schätzt der schwerblütige Shultz die Sicht des Bonner Kollegen, wenn es um die Situation im sozialistischen Lager geht.

Ein Genscher-Vertrauter umschreibt die Interessenlage: „Die innere Allianz in Washington ist so, daß Shultz Genschers Hilfe gegen die Hardliner braucht."

Auch sein Chef bleibt trotz aller Kritik nach außen gelassen: „Wer mit mir spricht, weiß, woran er ist."

WAHLKAMPF

Gern bubeln

Baden-Württembergs CDU-Ministerpräsident Späth, der um seine Mehrheit fürchten muß, bietet der SPD Koalitionsgespräche an.

Auf den ersten Blick haben die beiden Männer wenig gemeinsam. Klein im Wuchs, mit Bauchansatz und ausgeprägten Geheimratsecken, erinnert der eine an den Filialleiter einer schwäbischen Kreissparkasse. Der andere, blond und stets braungebrannt, würde nahtlos auf die Modeseiten eines Herrenmagazins passen.

Auch politisch sind die Herren auseinander. Der eine, Baden-Württembergs Ministerpräsident Lothar Späth, 50, will seiner CDU bei den Wahlen am 20. März wieder die absolute Mehrheit sichern. Der andere, Dieter Spöri, 44, muß versuchen, die SPD aus dem südlichen Dauertief herauszuführen.

SPD-Wahlkämpfer Spöri
Freundliches Geplänkel

CDU-Wahlkämpfer Späth (r.): Vorspiel für eine große Koalition?

Dennoch verstehen sich die Gegner prächtig. „Wir bubeln"*, gesteht Spöri, „unheimlich gern miteinander."

Das freundliche Geplänkel ist typisch für den Landtagswahlkampf im deutschen Südwesten. Nach dem Kieler Waterkantgate müßten sich, so Spöri, die Spitzenkandidaten mit Respekt begegnen, das sei ein „notwendiges Stück der Erneuerung der politischen Kultur". Und auch Späth macht seinem Kontrahenten gelegentlich artige Komplimente: „Der Mann ist viel zu jung, um verheizt zu werden."

Das publikumswirksame „Spielchen" (Spöri) ist so innig geworden, daß Wahlkampfbeobachter geradezu sensationelle politische Folgen heraufziehen sehen: „Späth denkt an große Koalition", schlagzeilte vorige Woche die Stuttgarter Ausgabe von „Bild".

In der Tat muß sich Späth vorsorglich nach einem Partner umsehen. Bei der Landtagswahl hat er, dessen Partei bundesweit wegen der Barschel-Affäre, der Bonner Koalitionsquerelen und des schwachen Erscheinungsbildes des Kanzlers in der Innenpolitik abgesackt ist, erstmals um seine Alleinherrschaft zu fürchten. Erhalten die Christdemokraten weniger als 48 Prozent (1984: 51,9 Prozent) der Stimmen, ist die letzte CDU-Alleinregierung der Republik am Ende.

Die Avancen der FDP (1984: 7,2 Prozent), die sich auf ein Bündnis mit der CDU festgelegt hat und bereits Mini-

* Schwäbische Mundart: im Scherz streiten.

STRÜWE & PARTNER

ENKA®

* eingetragenes Warenzeichen der ENKA AG. ENKA ist ein Unternehmen der AKZO Gruppe.

HAUPTSACHE SYMPATEX®: FÜR JEDES WETTER GUT GERÜSTET.

Es gibt Situationen, da kommt man vom Regen in die Traufe. Hier garantiert *Sympatex* sicheren Schutz. *Sympatex*. Die hauchzarte Klima-Membrane. Unsichtbar eingearbeitet. Macht Kleidung, Schuhe, Hüte und Handschuhe absolut *wasserdicht, winddicht* und ist dabei *atmungsaktiv*. *Sympatex* hat eine lange Lebensdauer. *Sympatex* ist: Scheuerfest. Knickstabil. Exakt verarbeitet. Problemlos zu waschen. Chemisch zu reinigen. *Sympatex ist Qualität, auf die Sie sich immer verlassen können.*

Führende Konfektionäre statten ihre Bekleidung mit Sympatex aus. Fragen Sie im Fachhandel oder in Warenhäusern nach Sympatex.

sterposten verteilt, sind von Späth bisher brüsk zurückgewiesen worden. Einerseits will Späth vermeiden, den im Südwesten traditionell starken Liberalen CDU-Wechselwähler zuzutreiben. Andererseits ist mit den baden-württembergischen Freidemokraten derzeit wenig Staat zu machen.

Ihren Landesvorsitzenden Walter Döring, 33, der die Liberalen seit 1985 führt, nennt Späth verächtlich einen „politischen Azubi". „Der ist so ungeschickt", höhnte kürzlich CDU-Generalsekretär Heiner Geißler, „der bricht sich den Finger noch im Hosensack."

Auch programmatisch haben die Südwest-Liberalen wenig zu bieten. Ihr Hauptthema im Wahlkampf ist nicht Rechtsstaat oder Wirtschaftspolitik, sondern der Wasserpfennig, eine von Späth erfundene Ausgleichsabgabe zugunsten der Bauern, die ihre Umwelt weniger mit Schadstoffen belasten. Diese Sondersteuer wollen die Freidemokraten, kommt es zur Koalition mit der CDU, wieder abschaffen; Späth hingegen will die Bauernhilfe auf jeden Fall beibehalten. Weitere Forderungen haben die Liberalen vorerst nicht, „sonst", meint Döring, „blockiert man sich nur von vornherein".

Um den „Freundeskreis der Postenjäger", wie Späth die Liberalen verhöhnt, klein zu halten, scheucht der Ministerpräsident ein „Gespenst" („Südwest Presse") durchs Ländle. Er versäumt keine Gelegenheit, Andeutungen über eine große Koalition abzusondern und zu betonen, daß er ja auch mit den Sozialdemokraten zusammengehen könne, die seit Jahren um die 30-Prozent-Marke (1984: 32,4 Prozent) krebsen. Späth, ganz politischer Kulturträger, vorige Woche in einem Interview: „Wenn wir die absolute Mehrheit verlieren sollten, würde ich meiner Partei erst mal raten, mit allen Parteien zu reden, sowohl mit der FDP als auch mit der SPD."

In internen Gesprächen schürt der eigenwillige Ministerpräsident schon seit Monaten die Spekulationen. Er fürchte, daß sein Kabinett bei einer FDP/CDU-Koalition zur „Marionettenregierung" verkomme und „die Elefantenrunde in Bonn beschließt und dann mitgeteilt wird, dies sei nun verbindlich für die beiden Koalitionspartner".

Ein prominenter Parteifreund, der Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel, wirbt offen für ein Zusammengehen der beiden großen Parteien. Bei einem Bündnis nach Bundes-Muster, argumentiert Rommel, „würde die Abhängigkeit von Bonn einfach zu stark". Außerdem seien die Sozialdemokraten in „schwierigen Zeiten" als Regierungspartner „verläßlicher".

Späths Denkspiele – ob bloße Wahltaktik gegen die FDP oder mehr – haben die Liberalen aufgeschreckt. „Das Gerede und das Liebäugeln" mit einer großen Koalition, so der Außenminister und frühere FDP-Chef Hans-Dietrich Genscher, müßten „durchaus ernst" genommen werden. Zwar hätten die Liberalen keine Angst vor einem CDU/SPD-Bündnis, doch liege es nicht in ihrem Sinne, wenn sich in Baden-Württemberg ein „Probelauf" für eine große Koalition in Bonn ergäbe.

Schon einmal, 1966, hatten sich die Stuttgarter Christ- und Sozialdemokraten – in Bonn regierte gerade die große Koalition unter CDU-Kanzler Kurt Georg Kiesinger und SPD-Vizekanzler Willy Brandt – zusammengetan. Auch damals hatten die Liberalen im Süden zunächst versucht, die beiden großen Parteien gegeneinander auszuspielen, am Ende jedoch den kürzeren gezogen.

Die Gedanken an eine große Koalition werden noch dadurch genährt, daß baden-württembergische SPD und CDU bei zentralen Themen gar nicht so weit auseinanderliegen. Späth wie Spöri kritisieren zum Beispiel die Bonner Steuerreform, beide werfen den Liberalen vor, sie verträten einseitig Unternehmerinteressen.

Selbst in der Kernenergiepolitik, für Spöri ein „Crashpunkt" potentieller Zusammenarbeit, ließen sich Kompromisse erzielen. So empfahl Späth vorige Woche, ganz im Sinne von Spöri, vom umstrittenen Schnellen Brüter die Finger zu lassen. Späth: „Ich reiß' mir für Kalkar keinen Fuß mehr raus."

Gegensätze gibt es allerdings im Land: Späth will das im Bau befindliche Kernkraftwerk Neckarwestheim 2 auf jeden Fall ans Netz gehen lassen, die SPD möchte den Atommeiler gleich einmotten. Und in einem weiteren Punkt sind Spöri und Späth im Dissens. Der Sozialdemokrat, der Späth mitten im Wahlkampf als engagierten Politiker belobigte, der „sich um Baden-Württemberg verdient gemacht hat", stellte als Bedingung für Verhandlungen, Kultusminister Gerhard Mayer-Vorfelder müsse abgelöst, die rechtskonservative Bildungspolitik gestoppt werden.

Ein solcher Schritt könnte in der christdemokratischen Landtagsfraktion zur Rebellion führen. Denn ohnehin müßte Späth bei einer Regierungsbeteiligung der SPD mehr als ein Drittel seiner CDU-Minister nach Hause schicken. Auch hätte der Regierungschef als Wahlverlierer Probleme, sein schwarz-rotes Experiment in der Bundespartei durchzusetzen. Sollte Späth sich weigern, ein Bündnis mit den Liberalen einzugehen, stehen zudem schon Ersatzkandidaten fürs Ministerpräsidentenamt bereit, so CDU-Landtagsfraktionschef Erwin Teufel oder Mayer-Vorfelder selber.

Die SPD, die noch vor Wochen das Gerede über eine große Koalition als „blanken Unsinn" abgetan hat, nutzt in der Endphase des Wahlkampfs die von Späth gebotene Gelegenheit, sich als regierungsfähige Partei darzustellen. Die Sozialdemokraten, so Spöri, seien „keineswegs auf die Oppositionsrolle festgeschweißt".

Er kann sich auf einen prominenten Mitkämpfer berufen. Vergangene Wo-

Vater ist stolz auf mich.

Wegen meines sicheren Aufschlages beim Tennis. Und der Erfolge im Reitturnier. Besonders angetan hat es ihm aber die musikalische Begabung seiner „Kleinen", wie er mich nennt.

Deshalb hat er mir jetzt ein Korg Digital-Piano geschenkt, wie es auch professionelle Musiker einsetzen.

Denn Digital-Pianos von Korg verbinden innovatives High-tec, wie Vater sagt, mit dem unvergleichlichen Klang eines herausragenden Pianos. Modernste Sampling-Technologie macht's möglich. Und die spezielle Lautsprecheranordnung der Concert-Serie verleiht Korg Digital-Pianos ihren verblüffend natürlichen Sound.

Was Vater aber vielleicht am meisten freut: dank des Kopfhörer-Anschlusses kann ich jetzt von Bach bis Beatles üben, ohne ihm auf die Nerven zu gehen. Damit er demnächst noch ein bißchen mehr stolz auf mich sein kann.

KORG®

Digital-Pianos. Der richtige Weg.
Im guten Musik-Fachgeschäft.

Informationen und Händlernachweis kostenlos: KORG Vertrieb Deutschland, Abt. SI, Postfach 1729, 3550 Marburg/Lahn.

S T A R K

UND ZUVERLÄSSIG IST DEUTSCHLANDS GROSSES SCHUPPEN-SHAMPOO.

WELLA

che forderte Alt-Bundeskanzler Helmut Schmidt in einer Wahlanzeige, der SPD-Hoffnungsträger und seine Partei müßten „nach 16 Jahren CDU-Alleinherrschaft“ in Baden-Württemberg „wieder mitwirken an der Gestaltung unserer Wirtschaft“.

LUFTFAHRT

Ziemlich im dunkeln

Die Lufthansa fliegt radioaktive Fracht „querbeet durch alle Länder“ – auch in Passagiermaschinen.

Die DC-8, die am Vormittag des 27. Januar auf dem Stockholmer Flughafen Arlanda niederging, hatte eine Überraschung an Bord. Atomkraftgegner, die schon in Lübeck und in schwedischen Häfen versucht hatten, einen Transport mit radioaktiver Fracht zu verhindern, entdeckten, daß auf dem Luftweg eine zweite Ladung Strahlmaterial unbehindert aus der Bundesrepublik nach Schweden gelangt war.

Über die Köpfe der Blockierer hinweg waren 13 Tonnen Uranhexafluorid, das zur Herstellung von Brennstäben gebraucht wird, aus Schanghai mit Zwischenstopp auf dem Frankfurter Flughafen ins Ziel gebracht worden. Sicherheitsbedenken der Atomkraftgegner suchte die schwedische Atomaufsicht, die Statens Kärnkraftinspektion, zu zerstreuen: Strahlende Fracht werde „sehr häufig“ geflogen, die Transportbehälter müßten im Test „einen freien Fall“ aushalten können – aus „neun Metern Höhe“.

Die Deutsche Lufthansa, deren Tochtergesellschaft German Cargo den Charterflug nach Schweden übernommen hatte, hantiert schon seit 1955 mit strahlender Fracht. Doch während Ministerien und Behörden, Folge des Hanauer Atomskandals, an schärferen Bestimmungen für die Nukleartransporte zu Wasser und zu Lande basteln, sind die Atom-Flieger bisher außen vor.

Dabei ist der Lufttransport radioaktiver Stoffe in der Bundesrepublik von gut 1000 Tonnen inklusive Verpackung im Jahr 1983 auf über 6000 Tonnen 1986 hochgeschnellt, Tendenz: weiter steigend. Allein die Lufthansa befördert auf Fracht- wie Passagiermaschinen pro Jahr 6000 radioaktive Sendungen, zum Großteil Radionuklide für Medizin und Materialprüfung. Das international größte Linienluftfrachtunternehmen fliegt Radioaktives, so ein Firmensprecher, „querbeet durch alle Länder“.

Spaltbares Material wie das Uranhexafluorid für Schweden werde, beteuert die Lufthansa, allerdings nur in Frachtmaschinen transportiert. Die Erörterung des angstbesetzten Themas scheint dem Unternehmen wenig geeignet, das Wohlbehagen der Passagiere zu fördern. So erließ die Frankfurter PR-Zentrale Mitte letzten Monats intern eine „Sprachregelung Radioaktive Transporte“: „In den letzten drei Jahren – und unserem Erkenntnisstand nach auch nicht in den Jahren zuvor – ist kein spaltbares Material (z.B. Uran 235) auf Passagiermaschinen der Deutschen Lufthansa transportiert worden.“

Der Kranich aber fliegt auch für den Atomfirmen-Komplex in Hanau, der europaweit falsch deklarierte Fässer mit strahlendem Abfall verschoben haben soll. Dennoch sind die Lufthanseaten überzeugt, daß die Fracht stets in Ordnung war. Durch „verschiedene Checks“, meint ein Sprecher, sei auszuschließen, daß Passagiere und Personal durch Strahlung gefährdet würden.

Letztlich jedoch, räumt der Sprecher ein, muß sich die Fluggesellschaft „auf das verlassen, was angegeben wird“. Da das Firmenpersonal den genauen Inhalt der strahlenden Behältnisse mit Bordmitteln nicht kontrollieren kann, vertrauen die Transporteure auf die Genehmigungen der Braunschweiger Physikalisch-Technischen Bundesanstalt (PTB). Friedrich Wilhelm Collin, PTB-Bereichsleiter für Beförderung und Lagerung radioaktiver Stoffe, ist der Ansicht, „vom Technischen her“ könne „im Prinzip alles“ geflogen werden.

Die Braunschweiger haben denn auch zahlreiche Genehmigungen für Lufttransporte mit strahlender Fracht erteilt. Eine Aufstellung der Transporterlaubnisse für die Hanauer Skandalfirma Transnuklear vom Januar dieses Jahres verzeichnet allein 19 Genehmigungen für Transporte per Flugzeug, darunter vier in Kombination mit den für hochgefährliche Stoffe reservierten Sicherheitsfahrzeugen.

Dieser Liste zufolge konnte Transnuklear mit einem Aktionsradius von Japan bis in die USA, von Norwegen bis Italien mal Brennelemente, mal Rückstände, auch Uranverbindungen und „kleine Mengen“ Plutonium per Luftfracht transportieren. Die PTB achtet vor allem darauf, daß die gefährlichen Stoffe korrekt verpackt sind: Maßgeblich ist bei der Prüfung nicht, wie stark der Inhalt strahlt, sondern vor allem, was durch die intakten Wände der Transportbehälter dringt.

Prototypen sogenannter Typ-B-Behälter, denen die PTB hohe Sicherheit bescheinigt, werden zuvor in Feuer, Wasser und freiem Fall auf ihre Widerstandsfähigkeit getestet. Doch Behältercrashs, wie sie auf dem Gelände der Transnuklear vorgeführt wurden, befriedigen „eher das Dramatik-Bedürfnis ihrer Konstrukteure, als Aussagen über die angebliche Unfallsicherheit der Transporttonnen zuzulassen“, so ein Report der Umweltorganisation Greenpeace. Trotz aller „Belastungsspektakel“ sei ein Unfall „heute, morgen, jeden Tag möglich“.

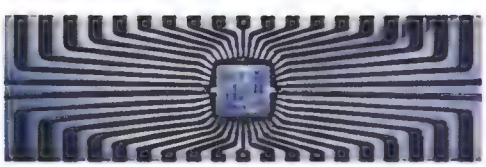
Strahlen-Übung auf dem Frankfurter Flughafen: „Heute, morgen, jeden Tag möglich“

Immerhin will die PTB nach den Hanauer Schiebereien für ein wenig mehr Kontrolle sorgen. Da niemand „unterwegs die Pötte öffnen und nachgucken“ könne, so Transportgenehmiger Collin, müßten Aufseher nun verstärkt beachten, „was reingepackt wird“.

Die Lufthansa gilt dem Braunschweiger Amt als besonders zuverlässig. Das zeige sich allein daran, daß die Internationale Atomenergie-Organisation in Wien der Fluggesellschaft ihre Proben anvertraue. Weltweit, so Collin, werde der Transport der jährlich rund 1000 Uran- und Plutoniumproben für die Laboratorien der Wiener zu einem großen Teil mit Lufthansa abgewickelt.

Doch trotz aller Beteuerungen über die Sicherheit der Transportbehälter tre-

Größe auf



Es sind die Micro-Chips, die ein Fernseher braucht, will er alle Signale digital verarbeiten. Und bei den Fernsehern der neuen Art von Loewe sind es insgesamt 13. Einer davon sorgt für die gleichbleibende Qualität. Zwei sorgen für den perfekten Ton. Drei für das perfekte Bild. Wieder einer steuert alle Chips. Auch die, die für die Zusatzfunktionen Videotext, Btx oder die verschiedenen Fernsehnormen zuständig sind. Und es sind genauso Micro-Chips, die bei den digitalen Videorecordern von Loewe für die Sonderfunktionen zuständig sind. Für das Super-Standbild. Für Super-Zeitlupe. Für Bild in Bild, also TV und Video gleichzeitig. Für Multibild, also neun Programme gleichzeitig. Für die Anzeige der Programmierungsdaten des Videorecorders auf dem Bildschirm des Fernsehers, on-screen-display genannt. Und sie sind es auch, die in Kombination mit einem digitalen Fernseher wie dem Art 32 von Loewe dafür sorgen, daß Sie sogar zwei TV-Programme gleichzeitig sehen können. So eröffnet Ihnen die Technik der neuen Art noch mehr Möglichkeiten ganz neuer Art.

neue Art.

Wer glaubt, die Größe eines Fernsehers zeige sich einzig in Zentimetern, sieht die Sache recht einseitig. Denn, sieht man es nur so, ist das Bild zwar größer, es ist aber noch lange nicht besser.

Beim Loewe Art 32 ist das Bild bei einer Bildröhren-Diagonalen von 82 Zentimetern nicht nur größer.

Es ist auch großartiger. Dafür sorgt eine flat-square-Planar-Großbildröhre. Und dafür sorgt die Technik der neuen Art:

Die Loewe Micro-Digital-Technik. Sie errechnet Bild und Ton auf der Basis von Zahlen und kommt logischerweise immer zum selben Ergebnis: Optimales Bild und optimaler Ton. Über die gesamte Lebensdauer des Gerätes.

Größe zeigt der Art 32 aber auch aus anderer Sicht – bei der Kombination von TV und Video. Das sieht bei ihm so aus, wie es idealer nicht aussehen kann. Der Videorecorder, integriert im Fernseher, bleibt nämlich unsichtbar. So eröffnet die Größe auf neue Art auch Möglichkeiten ganz neuer Art.

Mehr bei Ihrem Loewe Profi-Partner. Oder direkt von Loewe.

Loewe Deutschland
Industriestraße 11
8640 Kronach
Btx-Nr.: * 50705 #

Loewe Österreich
A-4021 Linz
Postf. 377

Loewe Schweiz
Egli, Fischer & Co. AG
CH-8022 Zürich
Gotthardstrasse 6
VTX-Nr.: * 1881 #

LOEWE.

Lufthansa-Boeing 737: „Etwas höher ausgeschlagen"

ten Pannen auf. So gab es Ende vorigen Jahres auf dem Flughafen München-Riem zwei Zwischenfälle, bei denen der Geigerzähler, so die Diktion der Lufthansa, „etwas höher ausgeschlagen" hat.

Bei einer Routine-Stichprobe kontrollierten Mitarbeiter der Münchner Flughafenfeuerwehr am 8. Dezember Frachtgut aus einer Lufthansa-Passagiermaschine vom Typ Boeing 737, die als Flug 1781 am Vormittag aus Paris eingetroffen war. Die Beamten hielten ihr Meßgerät gegen mehrere Blechbehälter, und dann, berichtet ein Feuerwehrmann, „san mir drauf kemma, daß des strahlt".

Fachleute des Bayerischen Landesamtes für Umweltschutz stellten fest, daß es sich um eine Lieferung von Radionukliden handelte, die an der Behälteroberfläche „bis zu 100fach erhöhte" Strahlenwerte auswies – 2000 Milliröntgen pro Stunde. Die Umweltschutzbeamten ordneten an, die strahlende Fracht an einem Ort abzustellen, „wo nichts passieren kann".

Als die Kontrolleure eine Woche später bei einer Sendung gleicher Herkunft an drei Behältern wieder erhöhte Dosiswerte feststellten, wurden die Behälter untersucht. Ergebnis: Sie waren falsch konstruiert. Bei Luftdruckschwankungen im Flugzeug war strahlendes Material zwischen Bleiabschirmung und Behälterwand geraten, die Strahlung dadurch „wesentlich höher" geworden. Zwar habe, so urteilten die Experten, „keine Gefahr für Passagiere und Personal" bestanden, unentwickelte Filme aber „wären bei der Strahlung belichtet worden".

Erhöhte Werte wurden im Juni letzten Jahres durch puren Zufall auch in einer Maschine der Austrian Airlines registriert. Auf der Strecke Paris–Wien, Flug-Nummer 232, maß ein Fluggast, der Physiker Werner Fiala, der zur Messung der Höhenstrahlung mit einem Geigerzähler von der Kanzel bis ins Heck robbte, in der Sitzreihe 25 deutlich stärkere Radioaktivität. Darunter im Frachtraum befand sich, so ergab eine Überprüfung in Wien, strahlendes Gut.

Die österreichische Airline teilte dem Passagier ein halbes Jahr später mit, internationale Bestimmungen seien nicht übertreten worden, die Strahlung nehme vom Frachtraum „bis zur Sitzhöhe auf ein völlig unbedenkliches Maß" ab. Nebulös versprach die Fluggesellschaft ihrem Fluggast, sie werde „in Zukunft darauf achten, daß bei derartigen Frachtgütern die für die Dosisleistung in der Kabine maßgebenden Abstände über den minimal zulässigen Distanzen liegen".

Ähnlich wachsweiche Auskünfte sorgen auch bei der Lufthansa-Belegschaft für Unruhe. „Die Belastung des Kabinenpersonals durch das Mitführen radioaktiver Fracht", klagt die Personalvertretung der fliegenden Angestellten in einem internen Informationsschreiben, liege „ziemlich im dunkeln". Angeblich gebe es im ganzen Konzern niemanden, „der eine Aussage darüber machen kann, wieviel, wie oft und in welchem Umfang radioaktive Fracht befördert wird".

Unbehagen regt sich auch bei der Piloten-Lobby „Vereinigung Cockpit". Die Transporte radioaktiver Stoffe würden, sagt Cockpit-Geschäftsführer Günther Schweser, „auf Treu und Glauben" geflogen. Wegen des Mangels an Kontrollen, mutmaßt ein anderer Cockpit-Sprecher, könnten „gewisse Transporteure" versucht sein, „die hohen Kosten einer schweren Verpakkung einzusparen, indem sie die Verpackung eben ein bißchen weniger schwer und ein bißchen weniger sicher machen".

Die Piloten wurmt vor allem, daß sie über gefährliche Fracht im Laderaum ihrer Maschine nur dürftige Informationen haben. „Wir kriegen da eine Liste reingereicht", berichtet ein verantwortliches Besatzungsmitglied, auf der radioaktive Ladung zwar aufgeführt sei, jedoch weder die Stoffe noch die Verpackungsart genau benannt würden – „wenn dahinten was strahlt, sagen die, kann uns das vorne egal sein".

Dringender noch wünschen die Cockpit-Leute zu wissen, wie gefährlich die zusätzliche Strahlenbelastung für das Flugpersonal ist. Wegen des Zusammenwirkens der natürlichen Strahlung in großen Höhen, der Strahlung bestimmter Instrumente in der Kanzel und auch noch der Nuklear-Fracht bezweifelt Schweser, „daß die radioaktive Zusatzbelastung des Personals vernachlässigbar ist".

Cockpit hat deshalb den Berliner Umweltanwalt Reiner Geulen verpflichtet, der eine „grundlegende Veränderung der Praxis des Lufttransportes radioaktiver Stoffe" durchsetzen will. Geulen bemängelt vor allem:

- ▷ daß Deklarierungen der Fracht „unzureichend" seien oder „zum Teil völlig" fehlten;
- ▷ „das Fehlen von Meß- und Kontrolleinrichtungen an Bord";
- ▷ die Radioaktivitätskontrollen, die nicht von unabhängigen Institutionen, sondern „von Vertretern der Herstellungsfirmen bzw. der Luftfahrtgesellschaften" durchgeführt würden;
- ▷ die „unkontrollierbare Gesundheitsgefährdung des fliegenden Personals".

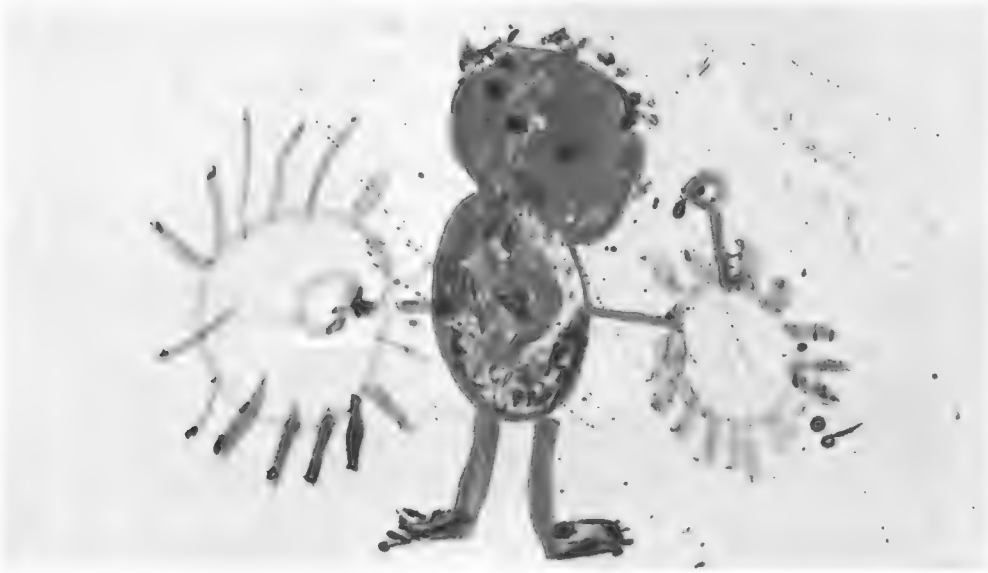
Neue Forschungsergebnisse über die Wirkungen radioaktiver Niedrigstrahlung haben in Großbritannien schon zur deutlichen Absenkung von Strahlenschutz-Grenzwerten geführt. Daher rechnen sich die Lufthansa-Mitarbeiter Chancen aus, mit ihren Forderungen nach mehr Vorsorge durchzudringen.

Offiziell allerdings nimmt die Fluggesellschaft das Ansinnen bislang wenig ernst. Solange die Lufthansa überzeugt sei, „daß das o.k. und sicher ist", so ein Firmensprecher, „besteht auch kein Anlaß, regelmäßige Messungen am Personal vorzusehen". ◆

Der Inhalt spricht für sich selbst.

Dimple. 12 Jahre alter De-Luxe-Scotch Whisky. Alleinv[illegible] Diversa Spezialitäten GmbH, 4134 Rheinberg.

Die Zukunft gehört der Phantasie.



Kinder kommen immer wieder zu neuen, erstaunlichen Ergebnissen, weil ihnen Denkklischees fremd sind. Etwas davon haben sich auch erfolgreiche Unternehmerpersönlichkeiten bewahrt.

Investitionsprobleme können mit Leasing schneller gelöst werden. Wer dieses Instrument einsetzt, entdeckt die Facetten der Flexibilität: Im Vertrieb von Maschinenbau-Unternehmen z. B. vereinfacht es die Verkaufsverhandlungen und minimiert viele Risiken. Kein Hersteller kann heute darauf verzichten. Bei der Finanzierung von Industrie-Ausrüstungen schont es das Firmenkapital: Eigene Mittel sind frei für andere Aufgaben, wie Produktentwicklung, Marketing, Werbung, Materialversorgung, Personaldispositionen usw.

Wer so denkt, braucht aber einen zuverlässigen und kompetenten Partner. Der Deutschen Leasing AG schenkten bis heute über 100.000 Unternehmen ihr Vertrauen. Dies brachte uns in die Spitze der Investitionsberater und Investoren. Wir haben schon manchen mutigen Plan verwirklicht – mit Wissen, Finanzkraft, Sicherheit und nicht zuletzt mit Phantasie. Rufen Sie uns an.

Deutsche Leasing AG
Frölingstraße 15-31
Bad Homburg v.d.Höhe
Tel. 0 61 72/88-00

Geschäftsstellen
Hamburg
Tel. 0 40/20 16 61
Bremen
Tel. 04 21/23 20 67
Hannover
Tel. 05 11/56 00 10
Bielefeld
Tel. 05 21/52 00 90
Düsseldorf
Tel. 02 11/13 08 90
Köln
Tel. 02 21/67 10 90
Frankfurt am Main
Tel. 0 69/6 64 00 90
Nürnberg
Tel. 09 11/3 71 73
Karlsruhe
Tel. 07 21/16 01 0
Stuttgart
Tel. 07 11/21 03 90
München
Tel. 0 89/50 07 10

Konzerngesellschaften
Deutsche Auto-Leasing GmbH
Tel. 0 61 72/88-01
DIF Bank Deutsche Investitions Finanz GmbH
Tel. 0 61 72/88-04
LGS Leasinggesellschaft der Sparkasse GmbH
Tel. 0 61 72/88-02

Hannover Messe CeBIT '88
Hannover, 16. 3. – 23. 3. 88
Halle 1 CeBIT, Stand 7e3
Tel. 05 11/89 50 56

Der erfahrene Investitionspartner

Deutsche Leasing AG

Aus der Mottenkiste

Beim privaten Fernsehprogramm RTL plus brechen innere Konflikte auf. Die einst erfolgreichen Luxemburger Unterhaltungskonzepte lassen das Publikum meist kalt, die Einschaltquoten sind zu niedrig.

Daß die neuen Programme so alt aussehen würden, wie sie nun wirken, hatte vorher wohl kein Medienpolitiker und kein Fernsehzuschauer für möglich gehalten.

Detektiv Simon Templar forscht und fahndet auf dem Bildschirm wie in längst vergangenen Zeiten, „Der Chef" und Petrocelli schlagen wieder zu. Flipper tummelt sich, wo auch das „Love Boat" dümpelt. Noch einmal turteln Nachkriegspärchen wie Marianne Hold und Adrian Hoven durchs „Heimatland".

Das Privatfernsehen ist auf dem elektronischen Rückmarsch weit vorangekommen. Am konsequentesten plünderte Sat 1, das sogenannte Verlegerfernsehen, die Film- und Serienbestände der letzten Jahrzehnte. Das Überraschende geschah. Das „Programm aus der Mottenkiste" (Bonner „Funkreport") liegt in der Publikumsgunst deutlich vor der Konkurrenzwelle RTL plus.

Auf 61 Minuten tägliche Einschaltquote brachte es, nach Meßzahlen der Nürnberger Gesellschaft für Konsum-, Markt- und Absatzforschung, das Mainzer Sat 1 zum Jahresbeginn in den deutschen Kabelhaushalten – immerhin 25,6 Prozent des Fernsehkonsums. Das Kölner RTL-plus-Programm erreichte dagegen mit durchschnittlich 28 Minuten Empfangsdauer nur einen Anteil von 11,8 Prozent (ARD: 34,5 ZDF: 28,6 Prozent).

Fernseh-Oldie „Heimatland": Programmerfolge aus dem Filmarchiv

Die Schlappe ereilte die Kölner in einem ungünstigen Augenblick. Das Publikum des privaten Fernsehens wächst in diesem Jahr zügig: Immer mehr Haushalte lassen sich ans Kabel legen; und in vielen Großstädten sind die Privaten schon über sogenannte terrestrische Frequenzen ganz normal per Dachantenne zu empfangen, so seit voriger Woche in Hamburg. Derzeit sind für jeden der beiden Programmrivalen rund zwölf Millionen Zuschauer erreichbar, bis Ende des Jahres werden es mindestens 20 Millionen, im günstigsten Fall über 25 Millionen sein.

Während der Expansionskurs beim Etappensieger Sat 1 für Jubel sorgte und innerbetriebliche Querelen erst einmal verstummen ließ, lösten die mageren Einschaltquoten bei RTL plus Unruhe aus. Denn es geht um viel Geld: Sat 1 kündigt für dieses Jahr „mindestens 100 Millionen Mark Netto-Werbeeinnahmen" an. RTL plus, das mit Einkünften in ähnlicher Höhe rechnet, muß künftig womöglich mit weniger leben. Mit günstigeren Meßzahlen aus anderen Kabelhaushalten, etwa im Kabelpilotprojekt Dortmund oder in Österreich, fanden die TV-Manager bisher kein Gehör.

Im Kölner Verwaltungsrat, dem zehn Vertreter der fünf RTL-plus-Teilhaber angehören, häufen sich Kampfabstimmungen. In einem Personalstreit entluden sich die wachsenden Spannungen zwischen den Hauptkontrahenten: Programmdirektor Helmut Thoma, 48, und Verwaltungsrats-Vize Manfred Lahnstein, 50, einst SPD-Bundesfinanzminister, heute im Vorstand der Gütersloher Bertelsmann AG. Vordergründig ging es um eine Lappalie: Einen scheidenden

Serien-Oldies „Flipper", „Der Chef": „Mehr Mittel für die Ausweitung der Sendezeiten"

Usbach
Uralt
Weinbrand-Trüffel

Wie Sie die große Kunst der kleinen Aufmerksamkeiten pflegen.

Wie könnten Sie Ihren Geschmack und Ihre Kennerschaft selbstverständlicher zeigen als mit diesen vorzüglichen Asbach Uralt Weinbrand-Trüffeln?

Feinste Vollmilch- oder Zartbitterschokolade umhüllt eine zarte Trüffelfüllung, die den Genießer sahnig sanft und dennoch temperamentvoll überrascht. Natürlich, denn das Herzstück dieser vollendeten Komposition ist zugleich das Geheimnis des Asbach Uralt.
Sein unverwechselbarer Charakter meisterlich gebrannter Weine und seine besondere Reife bereichern nicht nur die Trüffel und Pralinen, die im Hause Asbach in bester Tradition entstehen: Wo hohe Gastlichkeit gepflegt wird, da verzaubert der Asbach Uralt auch den kleinsten Anlaß.

Asbach Uralt

Im Asbach Uralt ist der Geist des Weines.

Ihr Erfolg

Als erster und erfahrenster Träger haben wir in den letzten 10 Jahren 4000 Hochschulabsolventen zum erfolgreichen EDV-Berufseinstieg geführt. Die anspruchsvollen Mangelberufe der EDV bieten Ihnen als Akademiker/-in exzellente Möglichkeiten der beruflichen Neuorientierung. Die richtige EDV-Qualifizierung sichert Ihnen nahezu 100%ig einen unmittelbaren, adäquaten Berufserfolg.

EDV-Berufe
Vollzeit ab 5. April bzw. 20. Juni 1988

Für Akademiker aller Fachrichtungen
- **EDV-Fachmann**

Für Pädagogen
- **EDV-Instruktor/Computertrainer**

Für Wirtschaftswissenschaftler und Juristen
- **Organisationsprogrammierer (IBM)**
- **Wirtschaftsinformatiker IHK**

Für Naturwissenschaftler und Techniker
- **Softwareentwickler Technik**
- **Technikinformatiker**
- **CIM-, CAM-Fachmann**

EDV-Benutzer
Vollzeit ab 2. Mai bzw. 20. Juni 1988

Für jeden PC-Benutzer
- **Computer-Führerschein** (MS-DOS, MS-WORD, LOTUS 1-2-3, DBASE)

Für Akademikerinnen
- **Kommunikationsassistentin**

Für Grafiker und Designer
- **Computer-Grafik-Designer**

Für technische Zeichner
- **CAD-Konstrukteur 2D, 3D**

EDV-Berufs- und Benutzerqualifikationen können Sie bei uns auch samstags erwerben. Nächster Beginntermin: 26.3.1988! Rufen Sie den Katalog **„EDV-Berufe, EDV-Benutzer 1988 Teilzeit"** ab.

Europas Nr. 1

- 20 Jahre Qualifizierungs-Erfahrung
- 30.000 erfolgreiche Absolventen
- Staatl. Förderung AFG, ESTG, SVG möglich.
- Ständig über **5000 Teilnehmer** in

Berlin	☎ 030/82390112
Hamburg	☎ 040/351313
Hannover	☎ 0511/392364
Düsseldorf	☎ 0228/400090
Dortmund	☎ 0231/754470
Bonn	☎ 0228/400090
Frankfurt	☎ 069/256060
Saarbrücken	☎ 0681/39551
Stuttgart	☎ 0711/257760
Tübingen	☎ 07071/68023
München	☎ 089/523910
Nürnberg	☎ 0911/203377

Rufen Sie den neuen, kostenlosen Katalog **„EDV-Berufe, EDV-Benutzer Vollzeit 1988"** ab!

CONTROL DATA INSTITUT
Karlstraße 42 · 8000 München 2

Bertelsmann-Sprecher, den Lahnstein als Chef für Public Relations bei RTL plus plazieren wollte, lehnte Thoma nach anfänglicher Zustimmung ab. Der Kandidat habe sich schon bei einer Werbeagentur verdingt gehabt, argumentierte Thoma. Andere Beteiligte wollen wissen, Thoma habe befürchtet, der Einfluß des Verlagsriesen Bertelsmann auf sein Programm könne zu groß werden – sein eigener PR-Chef sollte gehen.

Zerwürfnisse dieser Art, wie sie zuvor auch bei Sat 1 an der Tagesordnung waren, sind Belege für die Startprobleme des Privatfernsehens. Mit anfangs weitgehend ungedeckten Kosten, in diesem Jahr um die 200 Millionen Mark bei Sat 1 und rund 160 Millionen bei RTL plus, mußten die beiden Hauptkonkurrenten seit ihrem Programmbeginn vor vier Jahren gegen die Milliarden-Etats von ARD und ZDF ansenden.

Für Sat 1 zahlte sich aus, daß dem Programm die schier unerschöpflichen Film- und Serienarchive des Münchner Mediengrossisten Leo Kirch zur Verfügung stehen (SPIEGEL 42/1987). „RTL plus hat diese Vorräte nicht", sagt Geschäftsführer Bernd Schiphorst von Bertelsmanns Hamburger Beteiligungsgesellschaft Ufa, „und muß versuchen, mit einem eigenen Produkt gegenzuhalten."

Letztlich verließen sich die deutschen Gesellschafter, neben dem 38,9-Prozent-Teilhaber Bertelsmann die „Westdeutsche Allgemeine Zeitung" (zehn Prozent), „Frankfurter Allgemeine Zeitung" (ein Prozent) und der Burda-Verlag (zwei Prozent), auf das Know-how der erfahrenen Kommerzfunker von Radio-Télé-Luxembourg. Doch ausgerechnet für die Gründerzeit des deutschen Privatfunks fehlte es den erfolgverwöhnten Luxemburgern an klaren Konzepten.

Fast im Alleingang ließ Thoma seinen Unterhaltungschef Jochen Filser, 42, an einem „Programmschema 1988" basteln, dessen krude kommerzielle Handschrift sogar ausgebuffte RTL-Profis irritierte (siehe Seite 59). Thoma, ein mundfertiger Wiener Jurist, nimmt seinen Filser als „den erfolgreichsten Produzenten von Unterhaltungssendungen im Fernsehen" in Schutz, etwa von „Sketchup", „Dingsda" oder „Herzblatt". Beim Bayerischen Rundfunk allerdings, wo er Geschmacklosigkeiten wie „Vier gegen Willi" gelandet hatte, wurde Filser von seinen „Aufgaben entbunden", wie sogar Staatskanzlei-Chef Edmund Stoiber notierte.

Bei RTL plus schaffte es Filser nicht, all seine Programmideen zum Jahresbeginn umzusetzen. Nun soll, wie Thoma ankündigt, der Fahrplan „weg von den ‚Konserven'" am 5. April beginnen. Ein Umzug der meisten Programm-Mitarbeiter von Luxemburg nach Köln zum letzten Jahreswechsel sei mit schuld, versichert Thoma, „daß wir personell und programmlich noch nicht soweit sind, wie wir sein wollten".

Die tieferen Ursachen der Krise liegen, meinen RTL-Kenner, allerdings in Luxemburg selbst. Sie verweisen darauf, daß nicht zufällig das deutschsprachige Hörfunkprogramm in ähnlichen Schwierigkeiten steckt wie RTL plus.

Bislang galt Radio Luxemburg als deutscher „Goldesel" (so der frühere Hörfunkchef Hugo Göke) der Muttergesellschaft Compagnie Luxembourgoise de Télédiffusion, die aus ihren europäischen Rundfunkgeschäften bis zu 18 Prozent Dividende kassierte. Mit seinem jugendlich getrimmten Sound und den

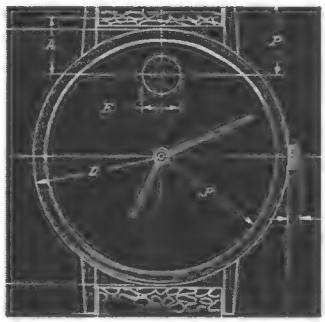
Bertelsmann-Manager Lahnstein
Schlappe nach dem Fernsehstart

RTL-plus-Manager Thoma
„Weg von den Konserven"

Die Leere. Die Funktion. Das Wesentliche.

Im Jahre 1919 gründet Walter Gropius die Hochschule für Gestaltung. Das Bauhaus. Ihm schließen sich u. a. Paul Klee und Mies van der Rohe an. Ziel ist es, die Trennung von Handwerker und Künstler zu überwinden. Auch und gerade bei Gegenständen des täglichen Lebens. So entstehen im Bauhaus Stühle, Kaffeekannen, Vasen und vieles mehr. Alles wird funktional gestaltet und auf das Wesentliche reduziert.

Das Jahr 1947. Der Designer Nathan George Horwitt, ein Verehrer der Bauhauskunst, entwirft ein Zifferblatt, das in die Geschichte eingehen wird. Ohne Schnörkel und unnötige Elemente reduziert Horwitt sein Design auf das Wesentliche. Ende der fünfziger



Jahre wird dieses Zifferblatt in das Museum Of Modern Art in New York aufgenommen. Und schon wenig später schlägt die Geburtsstunde der „Movado Museum Uhr", die Horwitt durch sein ausgewogenes Zifferblatt-Design wesentlich geprägt hat.

Die Movado Saphir Museum ist eine futuristisch anmutende Interpretation des legendären Zifferblatt-Designs.

Aber auch aus technologischer Sicht ist die Movado Saphir Museum eine Weiterentwicklung. Sie ist in bester Schweizer Präzision gearbeitet und nicht nur wasserdicht, sondern auch extrem flach. Ihr dunkles Saphirglas ist fast unzerkratzbar und mit dem Gehäuse untrennbar verbunden. Nur deshalb scheint der plastische, goldene Kreis zu schweben.

Die Movado Saphir Museum. Einzigartig in Design und Technologie.

Bezugsquellennachweis: Movado Watch Deutschland GmbH, Kurt-Blaum-Platz 7, 6450 Hanau. Nur erhältlich im ausgesuchten Fachhandel.

MOVADO
The Museum.Watch.

Die schwarze Movado Saphir Museum mit dem nahezu unzerkratzbaren Saphirglas. Unverbindlich empfohlener Verkaufspreis DM 1.350.–.

UNSERE
CLUB CLASS HAT
JETZT WENIGER
PLÄTZE.
DAMIT SIE MEHR
PLATZ HABEN.

CLUB
EUROPE

Weniger ist eben manchmal mehr. Deswegen haben wir bei nahezu allen London- und Berlin-Flügen eine ganze Reihe Sitze weggelassen. Damit Sie es noch bequemer haben als bisher. Ein Beispiel von vielen für den „A bis Z"-Service, der den neuen Club Europe zu einer Klasse für sich macht.

BRITISH AIRWAYS
Die Airline

Diskjockeys, die sich nur mit ihren Vornamen melden, erreichte das Programm bis zu zehn Millionen Hörer am Tag – mehr als jeder deutsche Sender.

Die Einschaltquoten begannen zwar zu sinken, als die „fröhlichen Wellen" aus dem Großherzogtum von immer flotteren deutschen UKW-Programmen, voran Südwest 3 und später WDR 4, überspielt wurden. Und mit den Werbeeinnahmen geht es bergab, seit auch noch der WDR im letzten November mit Hörfunkwerbung begann. Doch von der europaweiten Freigabe des Privatfunks erhofften sich die Luxemburger eine Belebung ihrer Funk- und Fernsehaktivitäten – eine europäische Illusion.

Denn die EG-Länder vergaben ihre Frequenzen, wie beim öffentlich-rechtlichen Funk, nur innerhalb der jeweiligen nationalen Grenzen. Gerade noch rechtzeitig siedelte Thoma mit seinem Troß in aller Eile nach Köln über, um im sozialdemokratisch regierten Nordrhein-Westfalen die Chancen gegenüber dem konservativen TV-Mitbewerber Sat 1 zu verbessern. Das Radioteam aber sitzt noch immer in Luxemburg, so daß die Aussichten auf deutsche UKW-Frequenzen geschwunden sind.

Wie bei RTL plus gipfelten die Probleme auch beim Hörfunk in einem Personalfall: Programmdirektor Rainer Popp, 41, Nachfolger des bis dahin auch fürs Radioprogramm zuständigen Thoma, warf den Job schon nach gut drei Wochen wieder hin.

Generaldirektor Gust Graas, 62, hatte den ausgemusterten Moderator Rolf Röpke, einen „prächtigen Kerl" (Graas), der vor etwa fünf Jahren wegen Unregelmäßigkeiten bei der Ausspielung eines 10 000-Mark-Preises ausgeschieden war, wieder ins Programm geholt. Für Popp war das, wie Kollegen mutmaßen, „der falsche Weg zurück in die goldenen sechziger Jahre, die nicht wiederkommen". Graas bestreitet das, will aber „frischen Wind" und „wieder mehr Freiheit für große Moderatoren".

Die RTL-Führung favorisiert im Zweifel eben doch die uraltbewährten Unterhaltungsrezepte – ein schwieriger Balanceakt. Denn schon Mitte der siebziger Jahre hatte eine großangelegte Infratest-Umfrage in den Empfangsgebieten Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Hessen ergeben, daß 85 Prozent der deutschen Radiohörer „nicht mehr nur Musik" hören wollten, sondern mehr Information, auch politische.

In einem ersten Schub sanken die Einschaltquoten zur Amtszeit von Programmchef Frank Elstner, bis zu seinem Ausstieg 1982, von 2,4 auf 1,3 Prozent. Als Chefredakteur heuerte, unter Thoma und Göke, der agile Nachrichtenredakteur Popp vom Deutschen Depeschendienst an. Wie es mit dem Moderatoren-Programm weitergehen soll, ist letztlich auch für Graas offen: „Wenn die Leute es nicht mehr wollen, schaffen wir's wieder ab."

Bei RTL plus verfolgen die Teilhaber derzeit mit gemischten Gefühlen Pläne des Filmregisseurs Alexander Kluge, vom Mai an im Rahmen einer nordrhein-westfälischen Lizenz auf RTL-plus-Frequenzen ein Informations- und Kulturprogramm zu senden. DER SPIEGEL wird sich daran mit einem Fernsehmagazin beteiligen; vorgesehene Sendezeit: abends an Wochenenden.

Auf einer Chefsitzung am Dienstag letzter Woche in Köln einigten sich Graas, Lahnstein und der Bertelsmann-Vorstandsvorsitzende Mark Wössner, Filsers RTL-plus-Rezepte erst einmal auf den Weg zu bringen. Programmbeirat und Verwaltungsrat werden Anfang dieser Woche über die neue Programmstruktur beraten und beschließen. Für die anstehende „Ausweitung der Sendezeiten", so Lahnstein, seien allerdings „größere Investitionsmittel für Vorratseinkäufe unausweichlich".

Programmchef Thoma erhielt eine Schonfrist. „Man muß fair sein und den Jungs Zeit lassen, aus dem Tief herauszukommen", sagt „WAZ"-Vertreter Günter Müggenburg, allerdings: „Wie das in Luxemburg gelaufen ist, geht es auf die Dauer nicht weiter."

Der Österreicher aus Luxemburg, sagt auch Ufa-Manager Schiphorst über Thoma, habe „bisher vernünftig und mit Augenmaß produziert". Das RTL-plus-Programm kostete über die Jahre schätzungsweise 200 Millionen Mark weniger als das Sat-1-Angebot.

Blödeltalk und Sexy-Follies

Das neue Programmschema des privaten Fernsehsenders RTL plus

Was Fernsehkabel und neue Wellen in bundesdeutsche Wohnstuben bringen sollen, hat der Luxemburger Privatfernsehsender RTL plus in „allgemeinen Grundsätzen" festgelegt. Danach soll das Programm „weder einem Programmauftrag noch der Selbstverwirklichung" dienen, sondern „ausschließlich dem Unternehmungsziel".

Und dieses Ziel definiert der Sender so: „Der Erfolg vom Privatprogramm bemißt sich an der Akzeptanz durch die Werbewirtschaft und durch den Zuschauer."

Das wird dem Bundespostminister Christian Schwarz-Schilling gefallen, der als CDU-Medienpolitiker dem mündigen Bürger ein Fernsehen der Vielfalt und der geistigen Erneuerung versprochen hatte.

Er will, daß Rundfunk und Fernsehen „weiter zur Kultursphäre" gehören und „nicht allein nach dem Markt gehen". Auch sollen „qualitätsschwache und niveaulose Programme", so Schwarz-Schilling, „durchaus nicht die einzige Mög-

* Moderatoren-Team der Sendung „Guten Morgen, Deutschland".

RTL-plus-Frühstücksfernsehen*: „Spielschiene, Lachschiene, Talkschiene"

Engagement.

Der Stolz,
gute Arbeit geleistet zu haben,
ist die treibende Kraft
hinter dem "Blue Box" System.

CAST

Das "Blue Box" System, das Erfolgskonzept im Containerverkehr

lichkeit“ sein, „um hohe Einschaltquoten zu bekommen“.

Was sich RTL plus alles ausgedacht hat, um demnächst, spätestens von April an, ein „Programm für eine möglichst große Zuschauerzahl“ zu machen, verraten die Handlungsanweisungen der Sender-Verantwortlichen. „Programm“, heißt es da, „bedient die Grundbedürfnisse der Menschen. Es muß eine Spielschiene, eine Lachschiene, eine Kulturschiene und eine Talkschiene geben“ – alles jeweils zu passender Sendezeit.

„Das Einziehen einer täglichen Spielshowschiene“ erfolgt „von 18 bis 18.30 Uhr“, die „tägliche Lachschiene von 18.35 bis 18.45 Uhr“, „eine Talkschiene mit Themen aus Kultur, Sex und Nonsens ab 23 Uhr“.

Das „aggressivste Moment des Programmschemas“ soll die „Einführung einer zusätzlichen Sportsendung“ sein, nach der ARD-Sportschau und vor dem ZDF-Sportstudio am Samstag. Neu eingeführt wurde „ein täglicher Zuschauer-Service von 16 bis 24 Uhr“, bei dem mal „Experten rund um die Uhr am Telephon im On und im Off zur Verfügung stehen“, mal andere Serviceleistungen geboten werden, etwa Tauschaktionen.

So präzise Vorstellungen haben die Programmschaffenden auch von der Tagesmoderation, die von Montag bis Sonntag nach einem genau festgelegten Schema ablaufen soll:

> Jeder Tag wird typisch verkauft. Ein Tag – ein Gesicht, ein Motto. Der Tagesmoderator hat zwischen den einzelnen Sendungen von 1 bis 5 Minuten Zeit für eigenes Programm. Am Montag hat er einen Steuerberater neben sich, am Dienstag ist es ein Mediziner usw . . . Dies ist ein einmaliger und individueller Service.

Denn „Live- und Telephonaktionen“, so haben die RTL-plus-Programmhersteller notiert, „machen den Sender zum Anfassen“. An einigen Leitsätzen sollen sich alle bei der Arbeit orientieren: „Das Herz sind die News. Privatprogramm ist reaktives Programm“, „Die Person ist das Programm“, und: „Sehmuster verlangen reine Formen. Ein Quiz ist ein Quiz. Eine Show ist eine Show, und News sind News.“

Auf der „Spielshowschiene“ wird „jeden Tag von Montag bis Freitag eine schnelle Spielshow mit Gewinnmöglichkeiten“ laufen. Die Ideengeber haben verschiedene Modelle, etwa:

- „Matsch“: „Wir suchen den härtesten Überlebenskämpfer Deutschlands. Bei einem Hindernisrennen auf einem Truppenübungsgelände kann der Zuschauer eine Einlaufwette abgeben“;
- „Klasse“, ein „schnelles Quiz mit Fragen aus der Lexikothek für und mit jungen Leuten. Die Fragen werden als Bilder angeboten“;
- „Money“, eine Spielshow mit folgender „Grundidee“: „Der Kandidat, der eine bestimmte Menge Geldes richtig und schnell genug zählt, darf es behalten. Das Zählen wird ihm schwergemacht.“

Für die „Gagschiene“ plant RTL plus „Das Briefkästchen“ mit dem „professionellen Briefeschreiber Bornemann“, der über seine „Briefattentate“ berichtet. Die Sendung „Das Hotel“ bringt „Nummernsketche in und um eine verrückte Hotelkette“.

Seriöser soll es montags auf der „Abendschiene“ zugehen – im „Kulturmagazin“ des Filmemachers Alexander Kluge. „30 Minuten Catchen mit einem RTL-Kämpfer“ wurden dagegen erst einmal zurückgestellt. Alle 14 Tage meldet sich bereits die „Sexberatung mit Frau Berger“. Für „Kopfkissen-Gespräche bei Prominenten“, die „mit Rainer Holbe und Helga Guitton über das Thema ‚Liebe ist . . .‘“ sprechen sollten, fehlen einstweilen noch ein geeignetes Studio und das Geld.

Dafür wechselt sich Moderator Holbe nun mit dem Bonner Korrespondenten Geert Müller-Gerbes bei der Talkshow „Diese Woche“ ab. Und beim „Blödeltalk“ alterniert Karl Dall („Dall-As“) alle 14 Tage mit „3 plus 1“ – einem „Nonsenstalk mit drei Kabarettisten, mit einem Gast über ein angeblich seriöses Thema der Woche“.

Einmal im Monat gibt es nach Plan einen „harten Spielfilm“, zweimal im Monat einen „Konzertmitschnitt“; zwölf Sendeplätze pro Jahr bleiben „offen für spektakuläre Ereignisse aus der Showbranche“. Auch an die deutsche Hausfrau wurde gedacht: „Komm doch mal in die Küche“ – „Bewährtes aus Herd und Küche nach altem Muster“.

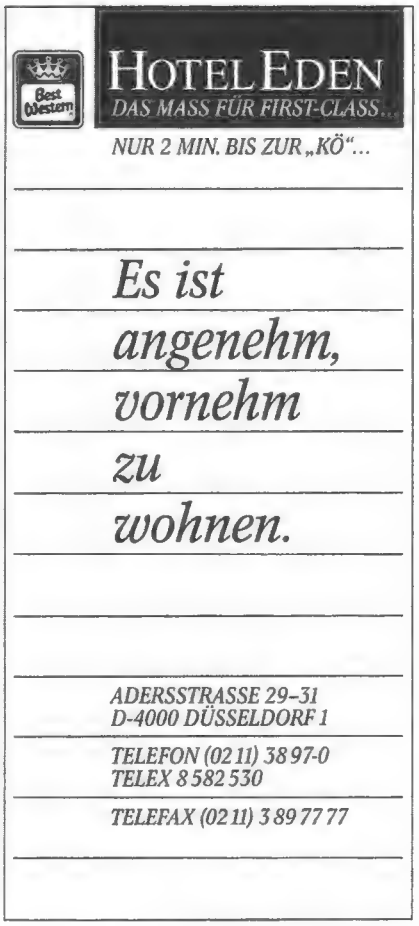
Rainer Holbe erzählt nach einer Pause demnächst wieder „Unglaubliche Geschichten“, führt „Menschen und Situationen vor, die an der Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit stehen“. Eine „Tiershow“ bringt „Quiz mit Fragen aus dem Bereich der Tiere“.

Selbst qualifizierte deutsche Minderheiten werden zielgruppengerecht bedient. In der Sendung „Das blaue Telephon“ zeigt sich „ein Adeliger im Gespräch mit Adeligen. Neuester Tratsch und Klatsch aus europäischen Herrscherhäusern“.

In der Kino-Show geht's bewegt zu – Titel: „Action neu im Kino“. Im Reisemagazin „Ein Tag wie kein anderer“ treten die Zuschauer in Aktion: beim Telephon-Quiz zu Themen wie Hongkong oder Frankreich.

Damit die Einschaltquoten hoch und die Werbeeinnahmen üppig ausfallen, wird auch das Zwischenmenschliche serialisiert: „12mal Sexy-Follies, 12mal Charmes, 12mal Männer-Magazin“ – das Ganze unter dem Arbeitstitel: „Das erotische Fenster“. Vielleicht ist der Plan aber doch zu frivol – ein Einheitstitel wird gerade erwogen: „Das Männermagazin“.

Von alledem soll es immer noch mehr geben. Seit letztem Oktober läuft bereits das RTL-plus-Frühstücksfernsehen. Das Tagesprogramm soll demnächst ausgeweitet werden. ◆



AUF DEN SPUREN
DER MAINZELMÄNNCHEN.

Vor einigen Jahren beteiligte sich die Landesbank Rheinland-Pfalz am Ankauf der Gutenberg-Bibel durch die Stadt Mainz. Damit halfen wir sicherzustellen, daß von den 48 noch existierenden Originalexemplaren dieses ersten und berühmtesten aller Bücher wenigstens eines in der Stadt verbleibt, in der es einst gedruckt wurde.

In jenem Jahr, 1452, wurde Mainz zum Ausgangspunkt einer in den folgenden fünfhundert Jahren immer wichtigeren Entwicklung: der Medien- und Kommunikationskultur. Wissenschaftler und Künstler erkannten schnell die Bedeutung der Erfindung Gutenbergs. So lesen wir in den 1548 erschienenen Tischreden Martin Luthers: „Die hohen Wohltaten der Buchdruckerei sind mit Worten nicht auszusprechen." Die Erfindung Gutenbergs hat das Leben damals so grundlegend verändert wie danach bestenfalls noch die Dampfmaschine, das Auto, die Datenverarbeitung oder die elektronischen Medien. Koinzidenz der Ereignisse: So wie Mainz durch Gutenberg damals zu einem Synonym für Kommunikation wurde, so ist es heute wieder damit verknüpft. Die Mainzelmännchen, vielgeliebte Symbolfiguren moderner Trivialkultur, führen jene alte Tradition im Bewußtsein von heute fort.

Mainz hat sich 500 Jahre nach Gutenberg wieder zum Medienzentrum entwickelt. Mit dem ZDF ist die größte europäische Sendeanstalt in Mainz ansässig, mit SAT 1 ein bedeutendes Unternehmen des privaten Fernsehens.

Gutenberg hat seinerzeit – die historische Treue gebietet dies zu erwähnen – mit seiner säkularen Erfindung kein Glück gehabt. Er, der mehr Künstler als Geschäftsmann war, fand bei seinen Geldgebern keine Unterstützung.

Heute können Unternehmen nicht nur der Kommunikationsbranche davon ausgehen, in Mainz kompetente Bankpartner vorzufinden, die – anders als Gutenbergs zweifelhafte Geldgeber – zukunftsweisende Technologien angemessen fördern.

LANDESBANK RHEINLAND-PFALZ

DUDENBACH GUENTHER BAGINSKI & PARTNER

Germanische Prägung

Wird der „Arzt im Praktikum", Probelauf für Jungmediziner, schon vor der Einführung wieder abgeschafft?

Ach ja, mein Freund Harvey", seufzt Manfred Steinbach, Ministerialdirektor im Bonner Gesundheitsministerium, „Harvey hat's nicht leicht." Seit der schweren Geburt 1984 sei seinem Zögling übel mitgespielt worden. Jetzt, so hat es den Anschein, geht es „Harvey" endgültig an den Kragen.

Steinbach spricht nicht vom großen weißen Hasen aus der US-Theaterklamotte „Mein Freund Harvey". Unter diesem Spitznamen läuft bei ihm der „Arzt im Praktikum" (AiP), um dessen Einführung der Bonner Gesundheitsexperte seit vier Jahren kämpft.

Im Oktober 1988, das schreibt die Bundesärzteordnung vor, sollen sich alle Absolventen des Dritten Abschnitts der Ärztlichen Prüfung erstmals als Arzt im Praktikum 24 Monate (in einer Übergangsphase 18 Monate) lang mit den Aufgaben ihres Berufs vertraut machen. Erst danach erhalten sie die Approbation und können eigenverantwortlich arbeiten.

Doch das umstrittene Gesetz ist das Papier nicht wert, auf dem es gedruckt wurde. Ende Januar teilte das Bonner Gesundheitsministerium mit, der Probelauf für Jungärzte werde um zwölf Monate zusammengestrichen, eine entsprechende Novelle sei in Arbeit. Das Ministerium hoffe, damit mehr Erfolg bei der „Implantation" des AiP in die Krankenhäuser zu haben.

24 000 AiP-Plätze sollten ursprünglich an den Kliniken eingerichtet werden, und das auch noch „kostenneutral": Die ministerialen AiP-Erfinder hatten vorgeschlagen, einfach jede fünfte Assistenzarztstelle in zwei bis drei schlechter bezahlte AiP-Stellen umzuwidmen.

Doch mit der Suche nach Plätzen für die Jungmediziner hatte es schon früh Probleme gegeben, der vorgesehene Starttermin mußte von 1987 auf 1988 verschoben werden. Jetzt, nach der Verkürzung des AiP auf zwölf Monate, sind nur noch 12 000 Stellen erforderlich – aber auch die sind nicht in Sicht.

Denn die Krankenhausverwaltungen werden von der Bundesärzteordnung nicht zur Einrichtung der AiP-Stellen verpflichtet. Eine Rundfrage der Deutschen Krankenhausgesellschaft in Nordrhein-Westfalen ergab denn auch einen „absolut unbrauchbaren Rücklauf", so Geschäftsführer Friedrich Mohr, „gesicherte Zahlen über vorhandene AiP-Plätze haben wir nicht bekommen".

Erfolgreicher waren die Studenten. In Telephon-Aktionen ermittelten Mediziner-Fachschaften, daß etwa in Nordrhein-Westfalen bisher nur 320 von 2400 AiP-Plätzen eingerichtet wurden. Die Kommilitonen in Erlangen und Würzburg fragten in allen fränkischen Krankenhäusern nach: Für 800 Medizinstudenten stehen derzeit 161 AiP-Plätze zur Verfügung. Und in Hamburg kommen auf 600 Interessenten gar nur 14 Stellen.

Ein pünktlicher Start in die neue Ausbildungsphase scheint kaum möglich.

Ärzte-Funktionär Hoppe
„Hürde wieder aufgebaut"

„Kommt der AiP nun, oder kommt er nicht?" fragt Kirstin Engel-Jähringer, Studentin im elften Semester an der Medizinischen Hochschule Hannover. Mit 6000 weiteren angehenden Ärzten gehört sie zur ersten AiP-Generation: „Wir wissen überhaupt nicht, was uns im Herbst erwartet, keiner weiß Bescheid, weder die Krankenhäuser noch das Arbeitsamt noch das hannoversche Sozialministerium."

Die Ärzteverbände haben das Chaos kalkuliert. „Wir sind zu der Überzeugung gekommen", erklärte die Arbeits-

Medizinstudenten (in Hamburg): „Keiner weiß Bescheid"

Mit den Möglichkeiten des neuen Lichts wachsen die Ansprüche an das Design.

Zum technischen Komfort des Grundgehäuses mit eingebautem Transformator gehören eine LED-Betriebsanzeige, Sicherungen und ein Schalter zur Reduzierung des Lichtstromes auf 80% oder 60%. Damit kann die Lebensdauer des Leuchtmittels bis um das 5fache verlängert werden.

Das Grundgehäuse ohne Transformator ist für den Betrieb in einer Niedervolt-Stromschiene ausgelegt. Diese Stromschiene wird über einen externen Transformator gespeist.

Noch zu keiner Zeit wurden so viele neue lichtstarke, aber energiesparende Lampen auf den Markt gebracht wie in der heutigen.

Das gilt besonders für die Niedervolt-Halogenglühlampen.

Für die Eclipse-Strahler gibt es sie von 50 bis 100 Watt.

Will man sie optimal nutzen, braucht praktisch jede Anwendungsart einen speziell konstruierten Reflektor.

Hätten wir also sieben verschiedene Strahler bauen sollen?

Das wäre nicht nur unökonomisch, unpraktisch und unflexibel, sondern auch einfallslos gewesen.

So beauftragten wir Mario Bellini – ein international tätiger Designer aus Mailand – eine neue Generation von Strahlern zu entwickeln in einem Design mit dem Ziel Flexibilität.

Er schuf ein System, das nach dem Prinzip eines Kameraaufbaus arbeitet:

Ein Grundgehäuse (mit oder ohne eingebautem Transformator) und sieben Lichtköpfe, die genau wie Objektive bei Kameras mit einem einfachen Bajonettverschluß verbunden werden.

Und natürlich gibt es reichlich Zubehör zu jedem Lichtkopf für alle möglichen Lichtszenarien.

Die Lichtköpfe können Sie wechseln, wann immer Sie die Ausstrahlungscharakteristik, die Lichtqualität, das Lichtszenario wechseln wollen.

Einfach und schnell.

Mit dem Strahlersystem Eclipse ist die Arbeit mit Licht flexibler als je zuvor.

Eine freistrahlende Halogenglühlampe mit 100 Watt Leistung liefert in diesem breitstahlenden Lichtkopf die notwendigen Lichtstärken zur Ausleuchtung größerer Flächen. Die verschiedenen Blendbegrenzungsvorsätze sowie Farb-, UV- und Wärmeschutzfilter werden einfach auf die Lichtköpfe aufgesteckt.

Neu entwickelte Halogen-Reflektorglühlampen mit 50 Watt Leistung können in diesen Lichtkopf eingesetzt werden. Die Lampe ist von eng- bis breitstrahlend erhältlich. Die ringförmig um den Fassungsträger angeordneten Kühl-Lamellen am hinteren Teil der Lichtköpfe garantieren eine optimale Wärmeableitung.

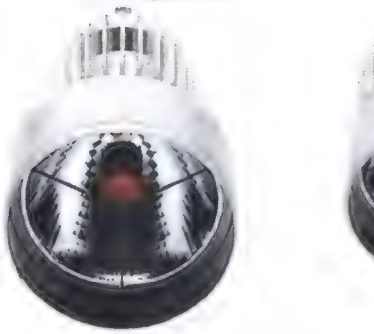
Besuchen Sie uns auf der Hannover-Messe, Halle 10, Stand 200/202.

ERCO Leuchten gibt es im guten Fachhandel.
ERCO
Leuchten GmbH
Brockhauser Weg
5880 Lüdenscheid

ERCO

HILDMANN, SIMON, EMPEN & SCHMIT/SMS

Der Lichtkopf ist mit engstrahlendem Reflektor und Abblendzylinder ausgerüstet. Der vordere Teil des Lichtkopfes ist als Blendschutzring ausgebildet. Dadurch wird der Lichtstrahl auf die Hauptausstrahlungsrichtung begrenzt. Mit der eingesetzten 100-Watt-Halogenglühlampe erreicht man auch auf größere Entfernungen hohe Beleuchtungsstärken.



Den breitstrahlenden Lichtkopf für freistrahlende Halogenglühlampen gibt es auch in einer 50-Watt-Ausführung. Für die kleineren Lichtköpfe sind ebenfalls verschiedene Blendbegrenzungsvorsätze, Farb-, UV- und Wärmeschutzfilter erhältlich.

Hier wird eine Halogen-Reflektorlampe mit 75 Watt Leistung eingesetzt. Auch bei diesen Lampen kann man zwischen eng- und mittelbreitstrahlendem Lichtkegel wählen.

In diesem Lichtkopf steckt eine 75 Watt Coolbeamlampe. Der Anteil der Wärmestrahlung im Strahlengang ist niedriger als bei anderen Halogenglühlampen. Dadurch geht die Wärmebelastung der angestrahlten Objekte um 66% zurück.

Der Lichtkopf ist mit einem engstrahlenden Reflektor und einer 50 Watt Halogenglühlampe ausgerüstet. Auch hier wird das Streulicht von einem Abblendzylinder abgeschirmt.

gemeinschaft der Leitenden Krankenhausärzte Hessens, „daß eine praktikable Einführung des AiP nicht möglich ist." Sollte der Gesetzgeber das Praktikum zwangsweise einführen, so drohen die hessischen Mediziner, sei „automatisch die Patientenversorgung nicht mehr garantiert".

Die Chefärzte sehen sowieso nur Nachteile, falls die ohnehin schon knappen Assistenzarztstellen zugunsten neuer AiP-Plätze abgebaut werden. Anders als ein Assistenzarzt darf der noch nicht approbierte Praktikant nur „unter Aufsicht" arbeiten. Die Juristen streiten noch, wie umfassend die Kontrolle sein muß.

Hinter solchen Einwänden stehen handfeste finanzielle Interessen. Mit der Approbation sollten die frisch ausgebildeten Mediziner nach ihrem Praktikum auch die Zulassung als Kassenarzt erhalten. Dieser lukrative Status ist bisher nur auf dem Umweg über eine Assistenzarztstelle zu ergattern, und auch da erst nach 18 Monaten „kassenärztlicher Vorbereitungszeit".

Den praktizierenden Ärzten, die um ihre Patientenklientel fürchten, galt der zweijährige AiP deshalb von Anfang an als gefährliche Schleuse für die Medizinerschwemme: Alle 100 000 Medizinstudenten, die derzeit an den bundesdeutschen Unis eingeschrieben sind, könnten direkt in den von 165 000 Ärzten verteidigten Markt der medizinischen Versorgung einbrechen. Der berüchtigte Flaschenhals – auf eine Assistenzarztstelle kommen inzwischen zwei Bewerber – wäre damit abgeschlagen.

Das allein sei eine „Kriegserklärung" an den Berufsverband der Praktischen Ärzte und Ärzte für Allgemeinmedizin (BPA), empörte sich dessen Ex-Vorsitzender Helmuth Klotz. Bundesgesundheitsministerin Rita Süssmuth beschere der Republik ein Heer von „Barfußmedizinern germanischer Prägung". Vom Zwang zur Fortbildung im Krankenhaus befreit, würden die AiP-Absolventen sich sofort niederlassen – und Kasse machen.

Das Bonner Gesundheitsministerium ließ sich von der massiven Ärztepropaganda zunächst nicht beirren. Noch im November letzten Jahres gab es eine 22 Seiten starke Broschüre (Auflage: 100 000) über den Arzt im Praktikum und seine zweijährige Ausbildungszeit heraus – schon damals Makulatur.

Denn die Gesundheitsexperten von Arbeitsminister Norbert Blüm waren zur selben Zeit endgültig vom zweijährigen Arzt im Praktikum abgerückt. Und am 18. Dezember präsentierte das Arbeitsministerium den Vorentwurf zum Gesundheitsreformgesetz, dessen Paragraph 101 festlegen soll: Die „Zulassung zum Kassenarzt" wird erst nach Ableistung einer weiteren einjährigen Vorbereitungszeit erteilt.

Im Bonner Gesundheitsministerium stieß der Passus auf Empörung. „Wir hatten dann gar keine Wahl", meint Manfred Steinbach, „um die ohnehin schon lange Ausbildungszeit der Mediziner nicht noch weiter zu verlängern, mußten wir den AiP im Gegenzug kürzen."

Mit der neuen Bonner Formel „Ein Jahr AiP plus ein Jahr Vorbereitungszeit" ist allein den konservativen Ärzteverbänden gedient, die um ihre Besitzstände bangen. „Die haben ihr Ziel schon erreicht", glaubt Jörg Hoppe, Vorsitzender des liberaleren Marburger Bundes, denn mit der Vorbereitungszeit sei die gewünschte „Zulassungshürde wieder aufgebaut".

Doch der BPA will noch mehr. Hauptgeschäftsführer Dieter Robert Adam spricht von der „einmaligen Chance einer Stunde Null": Der „verkrüppelte" AiP sei vollends unsinnig und müsse ganz abgeschafft werden.

Selbst Hoppe, der kürzlich noch bei 13 000 Krankenhausleitern und Chefärzten schriftlich für AiP-Stellen warb, fürchtet nun, daß die Praxisphase „ihren Sinn verloren" habe.

Gegen alle Erwartungen der Experten im Bundesgesundheitsministerium stößt der verkürzte AiP damit auf noch größeren Widerstand als vorher. Daher will Steinbach den AiP nun wieder auf 18 Monate verlängern. Unter seiner Führung plagt sich eine interministerielle Arbeitsgruppe derzeit damit, ein neues AiP-Gesetz zu formulieren, das womöglich nie verabschiedet wird.

Denn die CDU/CSU-Bundestagsfraktion, so ihr bildungspolitischer Sprecher Klaus Daweke, will den Arzt im Praktikum nur starten, wenn ausreichend Stellen dafür angeboten werden.

AGENTEN

Wie der Tenno

Der Untergrund-Agent Werner Mauss, der sich seit Jahren gegen öffentliche Kontrolle seiner geheimen Tuerei wehrt, gab sich zu erkennen – aus Versehen.

Werner Mauss, 48, hatte „das Bedürfnis", einige „Unrichtigkeiten aus der Welt zu räumen".

Die rechte Plattform schien ihm dafür, vorletztes Wochenende, die „Welt am Sonntag". Da durfte er die Bilanz seines Kampfes gegen das Böse ziehen: Auf „internationaler Ebene" habe er „zahl-

Werner Mauss, 48, nach einem morgendlichen Ausritt im winterlichen benachbarten Ausland. Danach fand das Interview statt

ad personam

HV **Bonn**
Werner Mauss wurde am 11. Februar 1940 in Essen als Sohn eines Kaufmanns geboren. Er

der Versicherungswirtschaft ins Geschäft. Er löste mehrere

Seit Mitte der 60er Jahre en- gagiert er sich bei der Ver-

steller und Terroristen.
Im Untergrund erzielte der Agent Mauss aufsehenerregende Erfolge: Wiederbe-

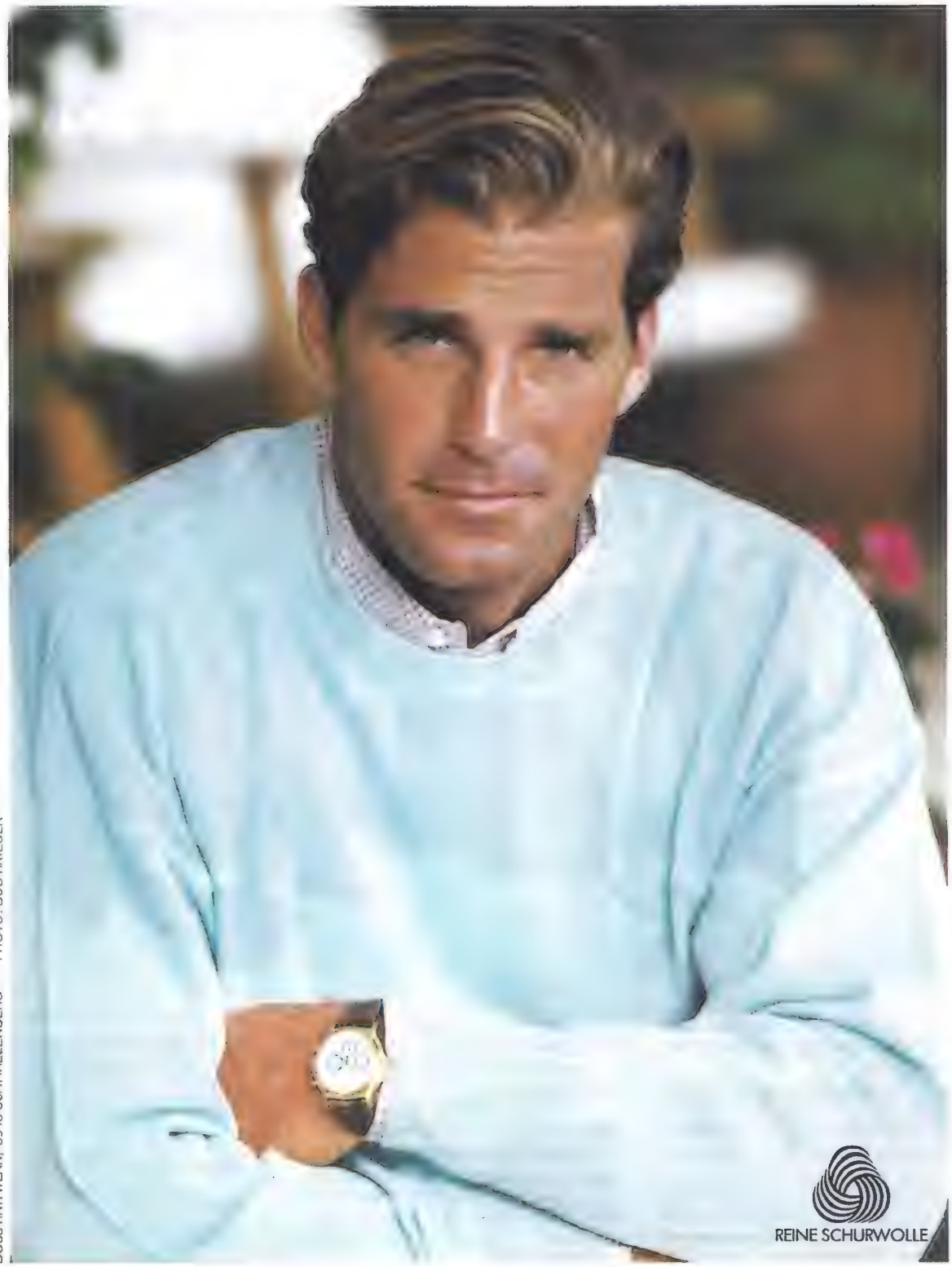
Mauss-Interview in „Welt am Sonntag" (Ausriß): „Subversive Elemente"

reiche kriminelle Existenzen zerstört". „Rauschgifthändler, Waffenschieber, Falschgeldhersteller, Raubmörder", „viele Banden" habe er „zur Strecke gebracht", von Terroristen ganz zu schweigen. Das „Wichtigste": Weil er 1983 die verschwundenen Seveso-Giftfässer gefunden habe, sei „mit Sicherheit" eine „der größten Umwelt-Katastrophen der Geschichte" verhindert worden.

In Hannover, wo seit Jahren Untersuchungsausschüsse versuchen, die Zusammenarbeit von Sicherheitsbehörden mit Spitzeln und dem Agenten Mauss aufzuklären, kam darob keine rechte Freude auf. „Verarscht" fühlte sich der grüne Landtagsabgeordnete Jürgen Trittin. Sein SPD-Kollege Wolf Weber fand das Mauss-Stück „hochgradig makaber". Und FDP-Mann Rudolf Fischer sah sich „düpiert", weil „Mauss sich hier als Held der Nation feiern läßt".

Die Aufwallung ist verständlich: Der Geheimniskrämer Mauss, alias Rick,

DIE KONSEQUENZ IN DER HERRENMODE.



BOSS KNITWEAR, 5948 SCHMALLENBERG PHOTO: BOB KRIEGER

BOSS

HUGO BOSS

Die CTM-Gesamtlösung
Erfolgs-Ideen, von denen Ihre Branche spricht

OFFICE 2000
BÜROKOMMUNIKATION VON SEL

HANNOVER MESSE CeBIT'88
Welt-Centrum Büro-Information-Telekommunikation
16. – 23. MÄRZ 1988
Halle 1, Sektor 4, Stand 4e 3

Für den Erfolg der CTM-Bürokommunikations-Systeme gibt es viele gute Gründe.

Genaugenommen so viele, wie es auch Branchen gibt, denn CTM hat für nahezu jede Branche die spezifische Lösung bereit. Und - bei CTM kommt alles aus einer Hand. Deshalb vertragen sich Hard- und Software miteinander und lassen sich problemlos kombinieren oder variieren. Ebenso wie alle anderen Komponenten der CTM-Gesamtlösung.

In uns finden Sie einen echten Partner für Ihre Probleme. Denn die CTM-Berater kommen aus Ihrer Branche. Gemeinsam mit Ihnen analysieren sie Ihre Organisationsabläufe. Um Ihnen aus dem Baukastensystem von CTM und SEL genau die Bausteine anzubieten, die Ihnen bei kleinstem Aufwand den größten Nutzen bieten.

So helfen wir, eine der größten mittelständischen Kapital-Ressourcen zu erschließen: die Büro-Organisation und Verwaltung.

Selbstverständlich gehören Leistungen wie Konfigurationspläne, Wirtschaftlichkeitsrechnungen und Finanzierungsberatung zur Gesamtlösung von CTM und SEL: Lassen Sie sich einmal über alles ganz ausführlich durch Ihren CTM-Branchenberater informieren.

CTM
COMPUTERTECHNIK
MÜLLER GMBH
Max-Stromeyer-Straße 160
D-7750 Konstanz
Telefon 0 75 31/802-0

Ich wünsche mehr Information.
☐ Senden Sie mir ausführliche Unterlagen über Ihre Branchenlösungen.
☐ Ich möchte mit meinem CTM-Branchenberater einen Termin vereinbaren.

Name

Firma

Branche

Straße

PLZ/Ort

Telefon SP 10/88

CTM
COMPUTER + TEXTSYSTEME

Ein Unternehmen der SEL-Gruppe

alias Nelson, ließ, nebenbei, die Parlamentarier wissen, er sei nun bereit, vor dem Ausschuß auszusagen, in „geheimer" Sitzung. Er teilte auch gleich seine Konditionen mit: Die Parlamentarier sollten „kurzfristig in Hubschraubern" an einen „Ort in der Bundesrepublik gebracht werden, der auch ihnen vor dem Abflug nicht genannt wird".

Der Top-Agent, der von der Versicherungswirtschaft für das Aufspüren von Diebesgut bezahlt wird und Protektion bei Bundeskriminalamt und Verfassungsschutz genießt, möchte wieder einmal Volksvertreter nach seiner Pfeife tanzen lassen. Doch eine „Fahrt ins Blaue" will der Vorsitzende des Ausschusses, Heiner Herbst (CDU), weder sich noch seinen Kollegen zumuten. „Den ganzen Quatsch mit der Geheimhaltung" mag auch Sozialdemokrat Weber „auf keinen Fall mitmachen".

Die Geduld der Parlamentarier mit Mauss, alias Jacques, alias Tiegel, ist, quer durch die Parteien, am Ende. Seit vier Jahren bereits versuchen Ausschüsse, die unter anderem den 1978 vom Verfassungsschutz getürkten Bombenanschlag auf das Celler Gefängnis untersuchen, den Dunkelmann zu Gesicht zu bekommen – ohne Erfolg.

Allein fünfmal in fast drei Jahren luden die Parlamentarier ihn vor den Ausschuß „Claude", der das Zusammenwirken des Undercover-Agenten Mauss, alias Jung, alias Loebel, mit der Polizei bei der Wiederbeschaffung der geraubten Preziosen des Juweliers René Düe zu klären hatte. Mal waren die Parlamentarier fast so weit, dem Vorschlag des Mauss-Anwaltes Hermann Höcherl (CSU) zu folgen und den wendigen Zeugen in Brüssel anzuhören. Ein Vorstoß, Mauss polizeilich vorführen zu lassen, scheiterte am Urteilsspruch des Staatsgerichtshofes in Bückeburg.

Der 11. Landtagsausschuß in Hannover, der nun die Vorgänge um das „Celler Loch" und andere Merkwürdigkeiten des niedersächsischen Geheimdienstes prüfen soll, erreichte wenigstens, daß nach Mauss, auch unter 17 Alias-Namen, vorübergehend polizeilich gefahndet wurde.

Zum Vollzug des Vorführungsbeschlusses ist es nicht gekommen. Die Ausschußmitglieder bevorzugen, immer noch, die sanfte Tour: Sie wollen den Zeugen Mauss, alias Scholz, alias Lurco, mit seinem Einverständnis vernehmen. Ihre Befürchtung: Wenn Mauss will, bleibt er weiter voll in Deckung.

Eine Adresse in der Bundesrepublik hat er schon lange nicht mehr. Als Anschrift gibt er an: „Kriminalsachverständiger Werner Mauss, 20 Bank Place, Melbourne/Australien". Er halte sich auch nirgendwo in Deutschland auf, so sein Stuttgarter Anwalt Karl Egbert Wenzel, über den der Ausschuß seit einiger Zeit den Kontakt mit dem Agenten hält.

In rund einem Dutzend Sitzungen haben die Politiker, seit Mai 1987, umständlich die Frage erörtert, wie an den Mann heranzukommen sei. Mal bot er an, sich von „einem australischen Richter in Melbourne kommissarisch vernehmen zu lassen", mal offerierte er die „Beantwortung eines Fragebogens vor einem deutschen Konsul".

Auch eine Videokonferenz stand zur Debatte, bis Mitte Februar eine Klärung der „unerträglichen Situation" (Weber) nahe schien: Mauss sollte in der Bundesrepublik in einem öffentlichen Gebäude, wohl im Bundeskriminalamt in Wiesbaden, vernommen werden, in dem der Ausschuß über „sitzungspolitische Hoheitsrechte" (Herbst) verfügen kann. Der Termin sollte zwar nicht öffentlich, das Untersuchungsergebnis gleichwohl für eine öffentliche Auswertung zugänglich sein.

Auch daraus wurde nichts, trotz eines Zugeständnisses an Mauss: Sitzungsort und -termin sollten vor der Presse geheimgehalten werden, um eine Ablichtung des Dunkelmannes zu verhindern. Sein Antlitz will er unter keinen Umständen offenbaren, aus lauter Angst vor „subversiven und asozialen Elementen", die ihm, aus Rache, nach dem Leben trachten könnten.

Seine Photoscheu führte schon, einmalig, zu einer juristischen Kuriosität. Bei einem Prozeß ließ er sich, in einem Nebenzimmer sitzend, nur über Mikrophon vernehmen – nicht etwa im Gerichtsgebäude, sondern in einer Polizeikaserne.

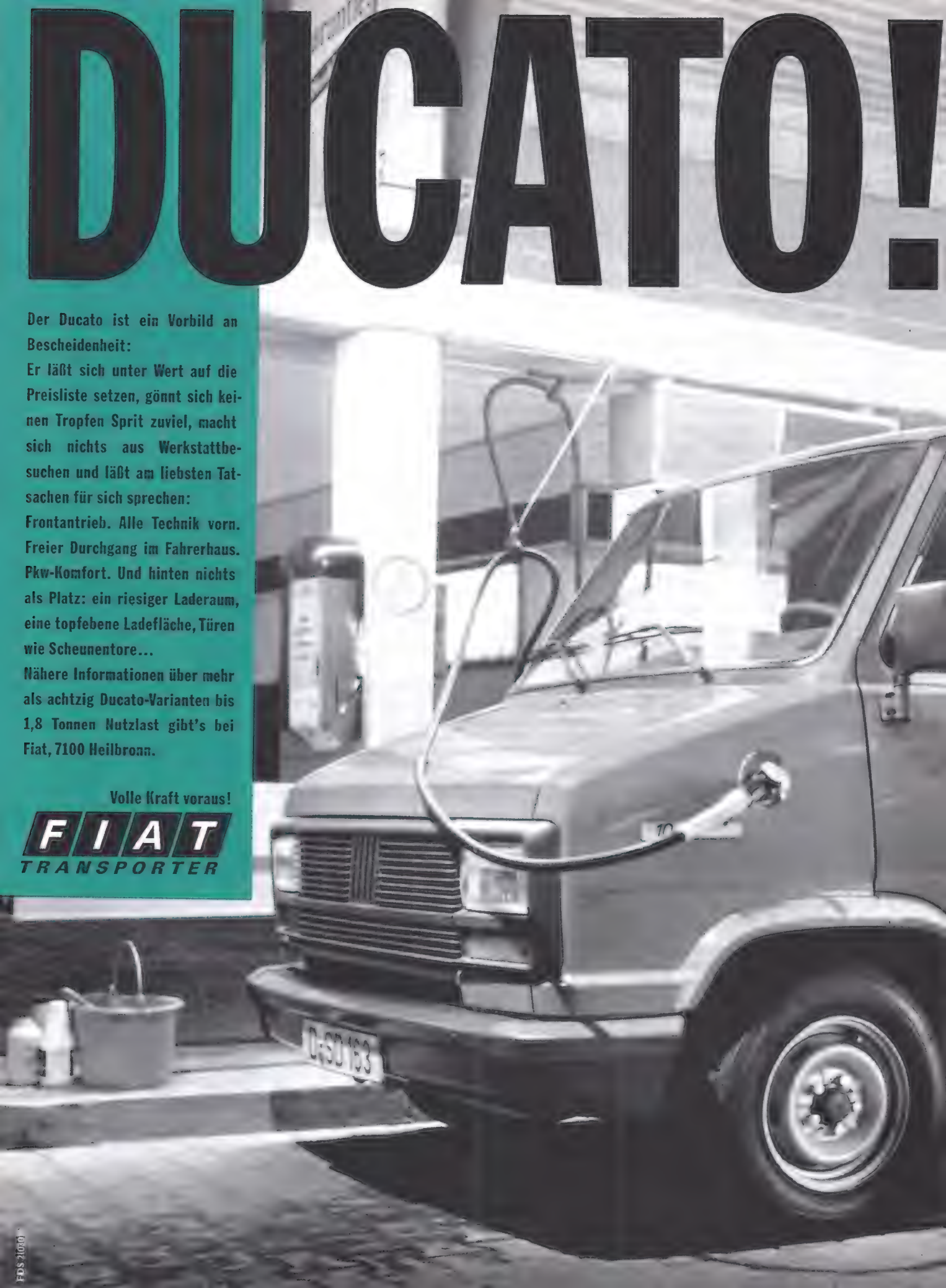
Um so mehr erstaunte, daß über dem Interview der „Welt am Sonntag" ein brandneues Farbphoto prangte: Werner Mauss vor winterlicher Landschaft mit Pferd. Das fand Mauss-Anwalt Wenzel „sehr unangenehm". Da sei eine „Riesenpanne" passiert: Das nach Angaben der „Welt am Sonntag" bei dem Interview aufgenommene Konterfei habe abgedunkelt werden sollen.

Das löste bei den Parlamentariern in Hannover höhnisches Gelächter aus über den Heimlichtuer Mauss, der sich, so Trittin, „gebärdet wie der Tenno im vordemokratischen Japan" – den bekamen einst nur Hofschranzen und seine Familie zu sehen.

Ohnehin schenken die Abgeordneten den Beteuerungen von Mauss, ein öffentlicher Zeugenauftritt gefährde ihm Leib und Leben, wenig Glauben. SPD-Mann Weber mutmaßt, Mauss fürchte vielmehr, vor dem Ausschuß die „Kontrolle zu verlieren" und sich zu „verplappern", das könne sein „Geschäft kaputtmachen". Noch immer wird der Detektiv von privater Hand für Einsätze gezahlt, für die polizeiliche Vollmachten nicht ausreichen.

Der Abgeordnete Trittin sieht eine „Gefährdung" noch woanders: Vor dem Ausschuß, unter Eid, müßte Mauss „womöglich zugeben, daß er illegal operiert" habe. ◆

DUCATO!



Der Ducato ist ein Vorbild an Bescheidenheit:
Er läßt sich unter Wert auf die Preisliste setzen, gönnt sich keinen Tropfen Sprit zuviel, macht sich nichts aus Werkstattbesuchen und läßt am liebsten Tatsachen für sich sprechen:
Frontantrieb. Alle Technik vorn. Freier Durchgang im Fahrerhaus. Pkw-Komfort. Und hinten nichts als Platz: ein riesiger Laderaum, eine topfebene Ladefläche, Türen wie Scheunentore...
Nähere Informationen über mehr als achtzig Ducato-Varianten bis 1,8 Tonnen Nutzlast gibt's bei Fiat, 7100 Heilbronn.

Volle Kraft voraus!

FIAT
TRANSPORTER

FDS 3000

Je weniger
einer tanken muß,
desto mehr
liebt er seinen
Tankwart.

„. . . und, und, und, und, und, und, und, und, und“

SPIEGEL-Reporter Gerhard Mauz im Prozeß gegen die Rechtsanwältin Isolde Oechsle-Misfeld

Man sagt „und so weiter“ oder „und so fort“. Die Wendung verkürzt, sie vereinfacht. Sie erspart dem Zuhörer und dem, der spricht, Wiederholungen von „allseits“ und „sattsam“ Bekanntem. Sie appelliert an die Erfahrung, die auch der gemacht hat, der zuhört, an das, was auch er weiß.

Etwas ist passiert. Und danach ist das geschehen, was immer geschieht, wenn so etwas passiert ist. Etwas ist so und so, und darauf ergibt sich Gleiches, Ähnliches oder dergleichen – und so weiter, und so fort.

Isolde Oechsle-Misfeld, die Angeklagte, sagt nicht „und so weiter“ oder „und so fort“. Sie sagt: „ . . . und, und, und, und, und“. Meistens folgen fünf Unds einander. Einmal waren es neun.

Sie kann nicht an Erfahrungen appellieren, die auch andere gemacht haben. Sie kann nicht an etwas erinnern, was auch anderen bekannt ist. Ihre Geschichte ist zu groß für das Vorstellungsvermögen ihrer Zuhörer, ob sie nun die Wahrheit sagt oder die Unwahrheit oder ihre Wahrheit.

Sie fand es, so sagt sie aus, „scheußlich“, so etwas zu tun, aber es sei ihr nichts anderes übriggeblieben. Und so hat sie zu Jutta Pinzner, der Frau ihres Mandanten Werner Pinzner, gesagt: „Nehmen Sie es mir nicht übel, aber Ihr Mann hat mir aufgetragen, Sie zu fragen, wann Sie sich das Leben nehmen.“

Das ist keine Erfindung. Das hat Isolde Oechsle-Misfeld, eine Rechtsanwältin, als Angeklagte ausgesagt. Und das ist nur *ein* Beispiel, nur *ein* Zitat aus der Flut von Sätzen, die man nur hört, die man nicht fassen kann.

Isolde Oechsle-Misfeld kann nicht verkürzen, nicht vereinfachen. Sie kann an nichts appellieren und an nichts erinnern. Sie kann nicht „und so weiter“ sagen oder „und so fort“. Sie muß „ . . . und, und, und, und, und“ sagen.

Sie sagt das so, als sei gerade wieder die Unsäglichkeit ihrer Geschichte über sie gekommen. Ihre Unds hören sich an wie die jagenden Schritte einer Fliehenden.

Sie sei damals dem Tod näher gewesen als dem Leben, sagt sie einmal. Die spontane Reaktion darauf ist schlimm, man schämt sich ihrer. Ja, ja, lautet sie – aber du hast überlebt und weitergemacht. Doch die spontane Reaktion ist nicht nur schlimm. Sie ignoriert auch die Umstände der Einlassung von Isolde Oechsle-Misfeld.

Seit dem 15. Februar 1988 sagt Isolde Oechsle-Misfeld zur Person und zur Sache aus. Der Vorsitzende Richter Erich Petersen, 51, hatte sie zuvor noch einmal angesprochen. Ob nicht doch der Zeitpunkt gekommen sei, zu dem sie etwas zur Entwicklung des Mandats Werner Pinzner sagen wolle. Er halte es für möglich, daß sie sich irgendwann den Bitten ihres Mandanten nicht mehr habe entziehen können.

Angeklagte Isolde Oechsle-Misfeld*
„Ich konnt' mich dem nicht entziehen“

Isolde Oechsle-Misfeld schüttelte daraufhin den Kopf, doch am nächsten Sitzungstag war sie dann zur Aussage bereit. Ihre Verteidigung gab durch den Rechtsanwalt Winfried Günnemann vorher noch eine abgewogene, gescheite Erklärung ab.

Die These der Anklage, nach der die Rechtsanwältin Werner Pinzner im Auftrag von St.-Pauli-Bossen veranlaßt und dazu in die Lage versetzt hat, nicht nur seine Frau und sich selbst, sondern auch den Staatsanwalt Wolfgang Bistry zu erschießen (und den – gescheiterten – Versuch zu unternehmen, auch die anwesenden Polizeibeamten zu töten), habe die Mandantin verletzt, gekränkt und verschlossen.

Diese „Theorie“, die „Grundlage der Mordanklageaffäre“ sei, habe den Versuch Isolde Oechsle-Misfelds, die Verschränkung ihres Lebensschicksals mit den Lebensschicksalen des Ehepaars Pinzner aufzuarbeiten, belastet, ihr Ringen mit sich selbst beschwert. Wenn Isolde Oechsle-Misfeld nun spreche, so geschehe dies auch, weil ihr klargeworden sei, daß sie möglicherweise nur noch wenig Zeit für ihre Einlassung habe.

Dieser Hinweis auf den Gesundheitszustand Isolde Oechsle-Misfelds war kein melodramatischer Schachzug der Verteidigung. Die Angeklagte befand und befindet sich körperlich in der allerschlechtesten Verfassung. Bei einer Größe von 1,72 Meter wiegt sie 20 Pfund unter Normalgewicht. An einem Sitzungstag mußte abgebrochen werden, weil ihr Blutdruck auf 70/50 fiel und sie unstreitig verhandlungsunfähig war.

Die Frage, ob Isolde Oechsle-Misfeld für die absehbar lange Dauer dieser Hauptverhandlung verhandlungsfähig bleiben wird, ist offen. Auf ihren Zustand, den man nicht mit der dummen These, sie habe ihn sich selbst zuzuschreiben, abtun kann und darf, ist Rücksicht zu nehmen.

Und so sagt sie seit dem 15. Februar nur an zwei Tagen in der Woche jeweils eine bis anderthalb Stunden aus, wobei mitunter auch noch eine Pause eingeschoben werden muß. Sie sagt allerdings durchgehend aus, ohne daß sie zwischendurch zu den einzelnen Abschnitten ihrer Aussage von den Verfahrensbeteiligten befragt wird.

Das Gericht ist verständlicherweise an dieser durchgehenden, nicht unterbrochenen Einlassung dringend interessiert. Es möchte eine Einlassung der Angeklagten im ganzen haben, bevor sich vielleicht ihr Zustand so verschlechtert, daß sie zumindest vorübergehend nicht weiter aussagen kann. Nachdem Isolde Oechsle-Misfeld sich bis zur Festnahme Werner Pinzners erklärt hatte, hat sie sich allerdings erkundigt, ob man bis zu diesem Punkt Fragen stellen wolle. Der Vorsitzende Richter Petersen schlug ihr vor, sie solle zunächst eine zusammenhängende Darstellung geben.

Über Isolde Oechsle-Misfelds Aussage kann nicht ohne Hinweis auf diese ungewöhnliche, besondere Situation berichtet werden. Denn da sie nicht zwischendurch zu den Abschnitten ihrer Einlassung befragt wird, kommt es nicht dazu, daß sie Gelegenheit hat, sich zu erläutern, sich zu ergänzen oder sich zu korrigieren. Sie erfährt nicht, wie ihre Aussa-

* Am 2. April 1986 im Hamburger Rathaus gelegentlich der Anhörung vor einem Parlamentarischen Untersuchungsausschuß.

70 Jahre Erfolg: Die beste Werbung für Zenith data systems GmbH

Erstes Fernsehgerät
Zenith H2438 von 1948

Schon 1948 brachte Zenith die großen Stars in die gute Stube. Die produzierten TV-Geräte boten für die damalige Zeit viele technische Leckerbissen. Unter anderem automatisierte Einzelknopf-Einteilung, reflexarme Bildröhre und Signalverstärker für guten Empfang in sendeschwachen Gebieten. Bereits 12 Jahre später ist jedes dritte Fernsehgerät in den USA ein Zenith. Damit hat Zenith 1948 zum wiederholten Mal seine Rolle als führender Hersteller leistungsfähiger elektronischer Geräte unter Beweis gestellt. Immer wieder ist es den Zenith-Ingenieuren gelungen, bahnbrechende Erfindungen zu entwickeln, die modernste Technologie für den Anwender nicht nur nutzbar, sondern auch erschwinglich macht.

Auch jetzt nach 70 Jahren ist es unser Ziel, neueste Forschungsergebnisse der Elektronik in bezahlbaren Anwendernutzen umzusetzen.
Über 37000 Mitarbeiter in 30 Produktionsstätten rund um die Welt arbeiten an diesem Ziel. Denn Erfolg ist schließlich eine Geschichte, die nicht von ungefähr kommt.
Wenn Sie wissen wollen, welchen Nutzen Ihnen die technologisch führenden PC's von Zenith bringen, dann schreiben Sie uns oder rufen Sie an. Wir senden Ihnen gern einen Übersichtsprospekt und nennen Ihnen die Adresse eines Zenith-Fachhändlers ganz in Ihrer Nähe, der Sie über Einsatzmöglichkeit und Anwendungen gern ausführlich berät.

1926 Zenith erfindet das erste Radio, das am Wechselstrom-Netz betrieben werden kann.

1927 Zenith erfindet die Stations-Taste, mit der ein Sender auf Knopfdruck eingestellt werden kann.

1934 Zenith erfindet die Einknopf-Abstimmung, mittels derer durch Drehen eines einzigen Knopfes die Sender gewählt werden und wie sie bis heute üblich ist.

1940 Zenith nimmt die erste kommerzielle UKW-Station der Welt in Betrieb und ermöglicht damit den Durchbruch der Frequenzmodulation als Übertragungsverfahren.

1941 Zenith baut das erste Kofferradio, das tragbar und batteriebetrieben ist. Dieses Gerät wurde als wichtigstes Kommunikationsmittel zur Polarexpedition von Donald B. MacMillan gewählt.

1948 Zenith stellt dem Markt das erste Fernsehgerät vor; ein Schwarzweiß-Gerät mit einer runden Bildröhre.

1950 Zenith erfindet die Infrarot-Fernbedienung für Fernsehgeräte.

1960 Zenith ist größter amerikanischer Hersteller von Fernsehgeräten. Jeder dritte amerikanische Fernseher ist ein Zenith.

1971 Zenith erfindet ein völlig neues Verfahren, um die Farbdarstellung an Farbbildröhren (Beamer) erheblich zu verbessern.

1979 Zenith gründet den Geschäftsbereich Zenith data systems und stellt seinen ersten 8-bit Microcomputer vor, den Z-89.

1981 Zenith entwickelt den Z-110, einen 8- und 16-bit Computer, der zu den damaligen Standards höchste Kompatibilität bietet.

1983 Zenith ist der erste namhafte Hersteller der Welt, der einen vollkompatiblen PC herstellt, den Z-151 und den Portable Z-161.

1985 Zenith stellt seinen Z-248 dem Markt vor, den ersten 80286-PC mit Null-Wartezyklen-Technologie.

1986 Zenith erfindet das Supertwisted-LCD, wie es bis heute in den Portables Z-180 eingebaut ist und bisher in Größe und Darstellungsqualität noch von keinem anderen Hersteller gezeigt wird.

1987 Zenith ist erster Hersteller der Welt, der einen vollkompatiblen PC mit 80386 Prozessor und echtem 32-bit Bussystem baut. Eine Leistung, die ebenfalls bis heute unerreicht blieb.

1988 Zenith beginnt die Massenproduktion des FTM-Monitors, eines Farbbildschirmes, der vorne völlig flach ist und aufgrund neuer Technologien bisherige Farbmonitore hinsichtlich Kontrast und Helligkeit um fast das Doppelte überbietet.

Zenith FTM-Farbmonitor ZCM-1490 mit
völlig flacher Bildröhre.

ZENITH | data systems

Die 100% Computer

Zenith data systems GmbH, Robert-Bosch-Str. 32-38
6072 Dreieich-Sprendlingen
Telefon: 0 61 03 / 39 05-0, Telefax: 0 61 03 / 3 19 31, Telex: 4 17 986

Besuchen Sie uns auf der CeBIT'88 in Hannover, vom 16.-23.03.88, Halle 7, Stand C22

Wir empfehlen Ihnen, sich auf unseren Slumberettes nie ohne Weckauftrag auszustrecken.

Auch wenn wir aus dem Land der Uhren stammen – geweckt werden Sie in unserer First Class natürlich nicht von schrillen Weckern, sondern von freundlichen Air-Hostessen. Dass sie auf Langstrecken viele Weckaufträge entgegennehmen müssen, ist natürlich kein Zufall. Denn schliesslich lassen sich Rücklehne und Beinstütze unserer Slumberettes stufenlos in die Position bringen, die Ihnen am behaglichsten ist. Wobei sich die Sitzfläche erst noch automatisch Ihrer Körperhaltung anpasst. Bei solchem Komfort sinkt man schnell in Morpheus' Arme. Aber wäre es nicht schade, die gepflegte, luxuriöse Atmosphäre unserer First Class ganz zu verschlafen?

swissair

ge aufgenommen, wie ihr Aussageverhalten empfunden wird. Sie trägt einen Monolog vor, der sie immer mehr isoliert.

Diese Isolation verstärkte, daß Isolde Oechsle-Misfeld im zweiten Abschnitt ihrer Einlassung, in dem es um ihre Ehe ging, aus zweifellos dringenden, wohlerwogenen Gründen unter Ausschluß der Öffentlichkeit aussagen durfte. Die Verfahrensbeteiligten kennen diese Aussage, die Öffentlichkeit kennt sie nicht.

Und so ist eine Lücke entstanden, die manchen Beobachter argwöhnen läßt, sie sage, so arm sie gesundheitlich dran ist, höchst gewitzt und auf einem wohlberechneten taktischen Kurs aus. Doch den Verfahrensbeteiligten mag sich im zweiten Aussageabschnitt ein Einblick, ein möglicher Einblick eröffnet oder angedeutet haben, der die weitere Aussage der Angeklagten immerhin zugänglicher macht, der das spontane Entsetzen über das, was sie vorträgt, wenigstens mildert – man darf das nicht aus dem Auge verlieren.

Man hat das zu berücksichtigen, wenn Isolde Oechsle-Misfeld abzuschweifen scheint, wenn es den Anschein hat, sie breite sich über nebensächliche Punkte allzu ausführlich aus. Es kann sein, daß diese Punkte im Zusammenhang mit dem, was sie im zweiten Abschnitt ihrer Aussage vortrug, Bedeutung haben. Es geht nicht nur darum, ob und wieweit sie sich zu dem bekennt, was ihr vorgeworfen wird.

Isolde Oechsle-Misfelds Biographie ist, wie die Biographie jeder Angeklagten, jedes Angeklagten, wichtig. Sie ist im Elternhaus, in Nienburg an der Weser, aufgewachsen. Sie war das zweite von fünf Kindern. Ihr Vater war „im Straßenbau tätig". 1970 starb er an den Folgen einer Magenoperation. Ob es eine familiäre Disposition zu Problemen mit dem Magen gibt, wird man wohl noch erfahren. Immerhin bietet Isolde Oechsle-Misfeld das Bild einer schweren Eßstörung.

In diesem, dem ersten Abschnitt der Aussage, stellt der Vorsitzende Richter Petersen noch Fragen. Wie die Atmosphäre im Elternhaus gewesen sei. Nach langem Schweigen ein zögerndes, ein ganz unbestimmtes „Ja . . ." Und dann der Satz: „Das wird wohl jedes von uns anders erlebt haben." Hinter ihrer älteren Schwester war Isolde Oechsle-Misfeld, wie sie sagt, „die dumme kleine Schwester". Dann, als sie noch drei Brüder bekam, „avancierte" sie zur älteren Schwester mit entsprechenden Pflichten.

Zur Mutter hatte sie „eigentlich gar kein Verhältnis". Die Familie wohnte in einer Dienstwohnung, die weitab lag. Sie war sehr allein. Sie war nicht das Lieblingskind ihres Vaters. Dadurch, daß sie schon eine ältere Schwester hatte, gab es einen „gewissen Abnutzungseffekt". Sie war bemüht, mit der älteren Schwester „gleichzuziehen". Doch dann kamen die Brüder, eins, zwei und drei: „Dann standen die halt im Mittelpunkt des Interesses."

1966 macht sie das Abitur in Nienburg. Berufliche Vorstellungen? „Etwas vage", unbestimmt, eigentlich wollte sie Sozialwissenschaften studieren. Sie entschließt sich aber zu Jura, weil in diesem Fach alles so klar ist. Sie ist übrigens stolz darauf, daß sie in der Schule keine Ehrenrunde gedreht hat. Eine behütete Jugend?

Ihr eigentlicher Freiraum war die Schule. Den Rest des Tages verbrachte sie „im Dienst der Familie". Sie hatte keine Schulfreundin. Das hätte nur „neue Katastrophen, neuen Ärger" gegeben. Die Eltern gehörten der Neuapostolischen Kirche an. Das kommt in der Hauptverhandlung nicht zur Sprache. Das ist im Zug des Medienrennens um intime Details herausgewühlt worden. Isolde Oechsle-Misfeld sagt, sie sei dem Elternhaus „auf legale Weise" durch das Abitur entkommen. Das Studium sei für sie der einzige Weg gewesen, den Spielraum zu erhalten, den sie im Elternhaus nicht hatte. Nein, eine geglückte Kindheit war das wohl nicht.

Sie studiert in Hamburg, sie legt die juristischen Staatsexamen ab. Verwaltungsdienst oder „Anwaltei" standen für sie zur Diskussion. Ein Jahr lang arbeitet sie als angestellte Anwältin in einer Sozietät. Dann geht sie eine Bürogemeinschaft ein. Und endlich läßt sie sich allein nieder, genauer: mit ihrem Mann zusammen, der gleichfalls Jurist und Anwalt ist. „Höchst persönliche Dinge" stehen nun in ihrer Aussage, im zweiten Abschnitt, an, und so wird die Öffentlichkeit ausgeschlossen.

Auch hier, was die Ehe von Isolde Oechsle und Thomas Misfeld angeht, ist gewühlt worden. Man kann die Resultate ignorieren. Denn aus dem, was die Angeklagte nach dem zweiten, nichtöffentlichen Abschnitt ihrer Einlassung immer wieder anmerkt, ergeben sich drei Dinge: Der Ehemann war und ist seelisch, er war und ist körperlich schwer krank. Und er ist süchtig abhängig gewesen.

Isolde Oechsle-Misfeld lernt die Pinzners 1976 kennen. Für sie ist Werner Pinzner ein „ganz normaler Mandant". Sie betreut ihn, seine Verurteilung ist noch nicht rechtskräftig, in der U-Haft. Später steht sie ihm bei, wenn es um Schwierigkeiten und Vergünstigungen in der Strafhaft geht, und auch dann, als er sich um Aussetzung zur Bewährung bemüht. Sie steht nicht ständig in einer anwaltlichen Beziehung zu ihm, die Wege trennen sich zunächst immer wieder;

Werner Pinzner, Jutta Pinzner mit Kampfhund Bulli: „Beide hatten jedes Maß verloren"

Seit Generationen das Gold der Iren.

Whiskey in Vollendung ist seit Generationen irische Tradition. Schließlich waren es die Iren, die vor 800 Jahren den Whiskey erfanden. Und es ist unbestritten, daß sie mit Tullamore Dew ihr Meisterstück vollbracht haben. Einen Whiskey, dessen milder und sanfter Geschmack ihn einzigartig macht. Aus goldener, irischer Gerste und kristallklarem Wasser wird Tullamore Dew dreifach destilliert und in ausgesuchten Eichenfässern bis zur Reife gelagert. Ein Irish Whiskey wie kein zweiter.

Tullamore Dew
FIRST-CLASS IRISH WHISKEY

1978 oder 1979 ist sie für ihn tätig, 1982 und endlich, bis zuletzt, vom Frühjahr 1984 an.

Sie habe sich um Werner Pinzner immer sehr stark „unter dem Aspekt seiner Frau" bemüht, sagt die Angeklagte. Sie empfand Jutta Pinzner als „unheimlich engagiert", was Werner Pinzner anging. Sie hatte „alle Achtung vor der Frau". Jutta Pinzner war nicht nur berufstätig. Sie nahm auch die Tochter aus Werner Pinzners erster, geschiedener Ehe zu sich, ein „Problemkind". Erst nach und nach ging Isolde Oechsle-Misfeld auf, so sagt sie aus, wie gestört die Beziehung zwischen den Pinzners war.

Im Sommer 1984 bekam Werner Pinzner die bedingte Entlassung. Und bald wurde der Anwältin nun bekannt, daß die Pinzners getrennt lebten. Als „verständlich, wenn man so lange aufeinander gewartet hat", empfand sie das, sie hielt das „eigentlich für ganz sinnvoll". Aber nun erzählte Jutta Pinzner auch mehr, von ihren Zähnen, die ihr Werner Pinzner ausgeschlagen habe, beispielsweise. 1983 hatte Isolde Oechsle-Misfeld, so sagt sie aus, bemerkt, „daß ich meine eigenen Probleme nicht lösen konnte". Nun meinte sie, sie sei vielleicht „wenigstens etwas nutze", wenn sie Jutta Pinzner helfe.

Sie wird von Jutta Pinzner zu Hilfe gerufen, als die Wohnung durchsucht wird, nachdem Werner Pinzner am 15. April 1986 festgenommen worden ist. Sie erfährt, daß Werner Pinzner fünf Morde gestanden hat. Sie übernimmt seine Verteidigung. Jetzt erst, so sagt sie aus, wird ihr die Drogenproblematik beider Pinzners bewußt. Jetzt erst wird ihr der St.-Pauli-Hintergrund Werner Pinzners klar. „Ich habe mich ja nun einigermaßen mit der Suchtproblematik befaßt", sagt sie. Alles gefällt ihr nicht. Sie hat ein „unheimliches Gefühl". Sie will damit eigentlich nichts zu tun haben.

Doch Isolde Oechsle-Misfeld sagt auch: „Das war die eine Seite . . ." Und sie sagt: „Die andere Seite war, daß ich die Frau nicht im Stich lassen konnte." Sie sagt: „ . . . und dann habe ich wieder die Frau in ihrer Hilflosigkeit gesehen." Werner Pinzner erklärt ihr, er hätte vor seiner Festnahme Selbstmord mit Kokain begangen, wenn ihn seine Frau nicht daran gehindert hätte. Er habe immer gesagt, „er würde keinen Tag Gefängnis mehr machen". Seine Frau habe wiedergutzumachen, daß sie ihn am Selbstmord gehindert habe.

„Ich habe mich dann", sagt Isolde Oechsle-Misfeld, „ja eigentlich zugunsten von Frau Pinzner entschieden" – und damit beginnt der Teil ihrer Aussage, der sich erst vollständig berichten läßt, wenn ihr dazu Fragen gestellt wurden, wenn sie diese Fragen beantwortet oder nicht beantwortet hat. Denn vorerst ist ihr der Schock für die Zuhörer nicht bewußt, der von hier an durch ihre Aussage immer größer wird. Sie betreibt Geschäfte für Werner Pinzner im Milieu, holt Gelder herein. Sie verkauft ihn an die Medien. Sie besucht Werner Pinzner von nun an täglich im UG.

Sie nimmt zur Kenntnis, daß er Selbstmord begehen will. Er habe keine Lust, sagt er ihr, „noch mal 15 Jahre auf Handbetrieb umzuschalten". Wenn er dann herauskäme, sei es für gewisse Dinge zu spät, um sie noch mal anzufangen. Sie selbst sei vielleicht „zu angeschlagen gewesen", sagt sie, „um jemand davon abzuraten". Sie gesteht, daß sie Drogen für Werner Pinzner ins UG geschafft hat, daß sie verschlossene Briefe hinein- und hinaustrug. Sie will versucht haben, das Letzte zu tun, „was ich für ihn und sie noch tun konnte". Sie will versucht haben, das Verhältnis zwischen den Pinzners „in die Reihe zu bringen", indem sie dem einen vom anderen erzählte und umgekehrt.

„Ich konnt' mich dem nicht entziehen . . ." sagt sie, und immer wieder spielt sie auf das an, was sie offenbar im nichtöffentlichen Teil ihrer Einlassung ausgesagt hat. Für sie „war das Schicksal von Frau Pinzner dem meinen sehr vergleichbar". Und so hat sie sich auf die Organisation des Selbstmords von Werner Pinzner eingelassen und, als es zu diesem nicht kam, für einen gemeinsamen Selbstmord Hilfsdienste geleistet. Einmal sagt sie, Jutta Pinzner habe sich ihrem Mann gegenüber so verhalten, wie sich Frauen, nach ihrer Vorstellung, ihrem Zuhälter gegenüber verhalten. Sie sagt das – doch vielleicht wird sie, danach befragt, eine Antwort darauf geben, was ihr eigenes, vergleichbares Verhalten für sie bedeutete und heute bedeutet.

Sie ist nicht ohne Jammer. „Ich fand die ganze Thematik widerlich", sagt sie. Doch sie hat, auf Geheiß Werner Pinzners, einer Agentur den Selbstmord Werner Pinzners im Hof des UG und vor einer Kamera der Agentur gegen ein mächtiges Honorar angeboten. „Daß das alles völlig verboten ist", was sie tat, hat sie gewußt, „doch das hätte überhaupt nichts gebracht", wenn sie es nicht getan hätte.

„Das ist mir einfach zu makaber", will sie gesagt haben, als sie beauftragt wurde, Jutta Pinzner zu fragen, wann sie Selbstmord begehen werde. Aber sie hat die Frage gestellt. Sie hat „auf Weisung von Herrn Pinzner alles stehen- und liegenlassen", wie sie aussagt. Werner Pinzner setzte sich in ihrer Gegenwart im UG eine Spritze. Sie gab ihm einen Geldschein, damit er Kokain schnupfen konnte. Sie beklagt das „sklavische und beengte Leben von Frau Pinzner". Sie sagt von Jutta und Werner Pinzner: „Beide hatten jedes Maß und Ziel verloren." Aber sie hat sich immer noch bemüht, ihr Teil dazu beizutragen, „daß beide ihre letzten Tage in Ruhe und Frieden verbringen" konnten.

Sachverständiger Maisch: Ernst und bedrückt

Man hört das, man kann das nicht fassen. Aber man muß die Isolation bedenken, die Isolde Oechsle-Misfelds Monolog zur Folge hat. Es ist ihr „abgegangen, ihm einfach zu erklären, er solle sich endlich umlegen". Sie will auf Befreiung gehofft haben, doch wovon wollte sie befreit werden? Die Anklage wirft ihr vor, sie habe Auftraggeber gehabt, für die sie Werner Pinzner dazu brachte, ein Blutbad anzurichten. Den Psychologen Dr. Herbert Maisch hat man selten so ernst, so bedrückt erlebt wie in dieser Hauptverhandlung. Er wird am Ende der Beweisaufnahme ein Gutachten über Isolde Oechsle-Misfeld zu erstatten haben. ◆

QUALITÄT & MODE

A.B.S.

LADY WERTHER

Lady WERTHER®

Lady Werther, Mäntel, Jacken, 4806 Werther

„Hunderttausend, dabei bleibt es“

Organisiertes Verbrechen in der Bundesrepublik (II): Schutzgelderpressung

Mit Überfällen und Brandanschlägen treiben straff organisierte Gangsterbanden im Gaststätten-Milieu Schutzgelder in Millionenhöhe ein. Weil die Opfer aus Angst schweigen, gilt diese Erpressungsvariante als fast perfektes Verbrechen. Vor allem Mafia-Ableger beherrschen das Geschäft, aber auch türkische, jugoslawische und chinesische Gangs kassieren ab. Polizeiexperten beklagen Zustände „wie in Italien und den USA“.

Der Fluggast Leo From, gebucht für den 26. April 1971 nach London, hatte nur Handgepäck bei sich. Auf dem Flughafen Hamburg-Fuhlsbüttel passierte der dunkelhaarige feiste Mann mit dem gewinnenden Grinsen den Zoll.

Da wurde er aufgehalten. Ein Beamter bat den Reisenden, seinen Koffer zu öffnen. Der Inhalt machte neugierig: 15 Millionen Mark in großen Scheinen.

Es ist nicht verboten, sein Vermögen in einem Koffer mit sich herumzutragen. Darum mußten die Beamten den Mann laufenlassen. Im nachhinein betrachtet, war das ein Fehler.

From hatte vermutlich Gelder für die Gangsterorganisation Cosa Nostra, den US-Ableger der Mafia, bei sich. Zusammen mit Hamburger Freunden, so erfuhren die Ermittler später, sei er dabeigewesen, in Westdeutschland einen Geschäftszweig einzurichten, der Millionengewinne abwirft: Schutzgelderpressung.

Die Spur machte den Ermittlern, vor 17 Jahren, erstmals deutlich, worauf sie sich hierzulande einrichten mußten. Denn die Cosa Nostra macht keinen Kleinkram. Ihr ehemaliger Finanzberater Meyer Lansky, einer der Meister des organisierten Verbrechens, galt weltweit als der erfolgreichste Erpresser von Schutzgeldern aus Spielkasinos, Kneipen und Bordellen.

Es war die erste Spur, die westdeutsche Ermittler von einer Form des internationalen organisierten Verbrechens aufnahmen, das lange als „exotisches Phänomen“ (Fachzeitschrift „Kriminalistik“) galt, mittlerweile aber in Hamburg wie in München blüht und die Kassen mafioser Verbrechersyndikate füllt.

Die Erpressung an den Tresen von Wirten und Vergnügungsunternehmern ist zum Kassenknüller der Organisierten Kriminalität (OK) geworden. „Schutzgelderpressung“, schreibt der Mafia-Experte Dagobert Lindlau, „ist das Herz, der Motor und der klassische Einstieg des organisierten Verbrechens.“

Cosa-Nostra-Finanzchef Lansky
Schutzgelder aus Westdeutschland

Meyer Lansky ist tot, sein Name schmückt nur mehr eine Schickimicki-Bar in Hamburg-St.Pauli. Nie wieder seit dem Beginn der siebziger Jahre ist es den Ermittlern in Hamburg oder anderswo gelungen, die Spur der Cosa Nostra und ihrer Schutzgeldgeschäfte aufzunehmen.

Doch daß man kaum mehr von der Firma hört, bedeutet gar nichts. „Organisierte Kriminalität, die man erkennen kann“, lautet ein Merkspruch von OK-Experten, die ihre Arbeitsgruppen beim Bundeskriminalamt (BKA) wie überall in den Ländern errichtet haben, „ist schlechtorganisierte Kriminalität.“

Die Mafia – genauer: das Geflecht kleiner und großer mafioser Gangs unterschiedlicher Nationalität, das Westdeutschland überzieht – arbeitet lautlos. Das klassische Delikt der kriminellen Beteiligung an

Filmthema Mafia-Verbrechen*
Drehbuchreife Aufnahmezeremonien

Szene-Restaurants wie Spielkasinos, Pizzerias oder Puffs kommt dem perfekten Verbrechen nahe. „Jeder weiß, daß es das gibt“, sagt Hamburgs Kripo-Chef Wolfgang Sielaff, „aber niemand weiß genau, wo.“

Einer, der es wissen will, der Fernsehjournalist Lindlau, behauptet, daß in seiner Heimatstadt München beispielsweise „nahezu jedes italienische Restaurant (und jedes chinesische) auf die eine oder andere Weise zahlt“.

Lindlaus Behauptung hält beim bayrischen Landeskriminalamt (LKA) in München den OK-Ermittler Josef Geißdörfer in Atem. „Wir haben überall bei den italienischen Wirten herumgefragt“, berichtet er, von Erpressung will noch nie einer gehört haben.

In der Tat: Keiner sagt etwas. Das Erfolgsprinzip der Schutzgeldkassierer basiert auf Angst und Schweigen.

Die Angstmacher kommen häufig zur besten Geschäftszeit, und sie betreiben ihr Geschäft oft ganz subtil. Manche erregen Gänsehaut, indem sie – wie eine

* Szene aus dem Film „Camorra“ mit Fabio Testi.

Anschlagziel Speiselokal*: „Die Ermittler stoßen auf Watte"

Anschlagziel Personenwagen*
Zündhölzer als Druckmittel

karategeschulte Gang in West-Berlin – vor den Augen der Gäste Gläser zerbeißen.

Andere speisen in großer Runde, wie es jahrelang in Frankfurt geschah, loben das Essen über die Maßen und gehen dann, ohne zu zahlen. Manche schicken einen Blumenstrauß – und nicht immer wird der Hinweis so deutlich mitgeliefert, wie ihn ein Wiesbadener Pizzabäkker erhielt: „Die sind für dein Grab."

Dann kommen die Kassierer. Der Terror, deuten sie an, lasse sich ganz einfach abwenden: durch einen kleinen Kredit etwa, durch eine prozentuale Beteiligung an der Firma oder eine Rente, so zwischen 500 und 10 000 Mark im Monat, je nach Umsatz.

„Ein diffuses Bild", räumt Werner Thronicker vom Bund Deutscher Kriminalbeamter ein, habe die Polizei von dem, was im stillen an westdeutschen Theken bezahlt wird. Die Ermittler, klagt der Kripo-Mann, stoßen „auf Watte".

Ganze 44 Fälle von Schutzgelderpressung registrierten die Landeskriminalämter 1986 im Bundesgebiet, doppelt soviel immerhin wie noch 1983. Doch die Zahlen belegen vor allem das Unwissen der Verfolger. Es gibt bundesweit rund 140 000 gastronomische Betriebe – der Markt ist groß genug: Von den 164 Milliarden Mark, die nach Schätzungen des Stuttgarter Landespolizeipräsidenten Alfred Stümper jährlich von der Organisierten Kriminalität in Westdeutschland umgesetzt werden, stammt ein guter Teil aus dem Geschäft mit der Angst.

Die Brutalität und der Erfolg mancher Schutzgeldgangs sind nach Ansicht des früheren BKA-Vize und jetzigen Verfassungsschutzchefs Gerhard Boeden deutliche Indizien dafür, daß die Organisierte Kriminalität im Lande „schon jetzt" Strukturen entwickelt habe, „wie wir sie

* Oben: ausgebranntes griechisches Lokal in Wuppertal; unten: angezündetes Auto des Gastwirts Brusamento.

BBDO Business Comm.

Welche Zeitschrift erreicht schon Spitzenwerte wie 60% aller Haushalte in Essen oder 64% in Bochum...!?

BWZ
Bunte Wochenzeitung. Das TV-Magazin der Zeitungsgruppe WAZ.

KENNZEICHEN: DOPPELZÜNDUNG

Der dritte Weg der Kraft.

DER NEUE ALFA 75 TWIN SPARK 2,0.

Da springt der Funke gleich doppelt: Pro Zylinder zünden gleichzeitig zwei Kerzen, räumlich voneinander getrennt. Neben Turbo- und Mehrventiltechnik ist die Doppelzündung der dritte Weg zu maximaler Leistung. Zusammen mit der Motronic und dem von Alfa Romeo entwickelten Phasenregler zur Ventilsteuerung wird so eine optimale Leistungsausnutzung erzielt. Was dabei herauskommt? 200 km/h Spitze aus 109 kW/148 PS (107 kW/145 PS mit geregeltem Drei-Wege-Katalysator), äusserst bescheidene Verbrauchswerte und ein Maximum an aktiver Sicherheit. Servounterstützte Scheibenbremsen an allen vier Rädern sowie ein 25%iges Sperrdifferential und Servolenkung gehören ebenso selbstverständlich zum serienmässig kraftvollen Auftritt wie Heckspoiler, Kotflügel-Verbreiterung und Schwellerleisten. Soviel Kraft müssen Sie erleben. Bei Ihrem Alfa Romeo Händler.

ALFA ROMEO

Alfa Romeo. Fahren aus Leidenschaft

Alfa 75 1,8 85 kW/115 PS, Alfa 75 1,8 Turbo America 110 kW/150 PS, Alfa 75 6V 2,5 Kat 110 kW/150 PS, Alfa 75 6V 3,0 America Kat 136 kW/185 PS.
Alfa Romeo empfiehlt Agip.

LINTAS: FRANKFURT

zum Beispiel aus Italien oder den USA kennen". Es sind die Strukturen international arbeitender Syndikate:

- ▷ Italienische Mafiosi haben Erpresserfirmen in Deutschland gegründet, die manchmal von Sizilien oder aus Neapel gesteuert werden;
- ▷ amerikanische Organisationen wie die „Hell's Angels" haben schon versucht, über deutsche Ableger Teile der Kneipenviertel in Hamburg und Frankfurt in den Griff zu kriegen;
- ▷ chinesische Geheimbünde, Triaden genannt, haben konspirative Verbindungen im Land aufgebaut, die bei den China-Wirten abkassieren;
- ▷ jugoslawische und türkische Gangs erpressen mit brutaler Gewalt in diversen Städten;
- ▷ asiatische Terrororganisationen wie die tamilischen „Tiger" halten hierzulande die Hand auf, um daheim den Bürgerkrieg zu finanzieren.

Schutzgeld-Erpresser Magaš
„Straff strukturierter Ring"

Schon hat der baden-württembergische Innenminister Dietmar Schlee (CDU) an die Kneipiers im Lande appelliert, ihr Schweigen zu brechen und sich der Polizei anzuvertrauen. „Alle Register", kündigte er letzten Monat an, werde er ziehen, das um sich greifende Wirtemelken zu beenden.

Auffällig werden nur die Banden, die ihr Geschäft – gegen die klassischen Regeln des mafiosen Verbrechertums – laut und polternd betreiben. Die abgesägte Schrotflinte, die Lupara, wird in Sizilien unter dem Mantel getragen. Eine Jugoslawen-Mafia, die mit beispiellosem Terror seit Jahren die Wirte im Rhein-Main-Gebiet und in München drangsaliert, hat mit dieser Tradition gebrochen.

„Große Scheine" verlangte im März vergangenen Jahres der Serbe Mirsad Ukić von den Gästen eines Spielsalons im Frankfurter Bahnhofsviertel; der Mann fuchtelte mit seiner Lupara den Spielern vor der Nase rum. Als keiner der Spieler reagierte, zog er davon und tauchte bald darauf in einem Lokal an der Galluswarte auf. Bei den kartenspielenden Landsleuten sammelte er rund 1300 Mark ein, dann ließ er sich von einem der Spieler mit vorgehaltener Waffe nach Heidelberg chauffieren.

Ukić gehört zum Klan des 1986 in Frankfurt erschossenen „Spitzengangsters" (die Wiener „Presse") Ljubomir Magaš. Der Amateurboxer Magaš dirigierte gut zehn Jahre lang einen laut Polizei „straff vertikal und horizontal strukturierten" Schutzgelderpresserring, der zugleich Serieneinbrüche organisierte und Mordaufträge entgegennahm.

Das BKA befürchtet, daß der langjährige Magaš-Komplize Rade Caldović, genannt „Cento", den toten Boß zu beerben versucht. Cento betrieb in München selber an vorderster Front das kriminelle Geschäft der erpresserischen Beteiligung an Spielklubs (siehe Kasten Seite 85).

Randale wie die Aktionen der Magaš-Truppe scheuen die Herren der amerikanischen Mafia – sie lassen randalieren. Die Leute, die dazu nach Erkenntnissen der US-Ermittler stets zur Verfügung stehen, gehören der internationalen Vereinigung der Hell's Angels an, die jahrelang auch in Deutschland ein „Chapter" zu etablieren versuchte.

„Mafia-ähnliche Taten", wie sie bisher „in unseren Breiten nicht bekannt waren", attestierten Hamburger Strafrichter der – mittlerweile verbotenen – örtlichen Angels-Truppe. Mehrere Engel wurden 1986 verurteilt, weil sie in Hamburger Pinten, so die Richter, „Angst und Furcht verbreitet" hatten.

In fünf Lokalen im Hamburger Schanzenviertel, das jedenfalls ließ sich beweisen, hatte die Rocker-Mafia rund 25 000 Mark Schutzgeld erpreßt.

Die Wirte zahlten, weil sie vermeiden wollten, daß ihre Lokale verwüstet werden. Verwüstet wurde dennoch: Bei der Übergabe der ersten Schutzgelder, erfuhr das Gericht, war ein Höllenengel so betrunken, daß er Schwierigkeiten mit dem Nachzählen hatte.

„Wer auspackt, muß sterben"

Feiner arbeiten da die Chinesen – so fein, daß jahrelang OK-Ermittler in den Landeskriminalämtern von Hessen wie Rheinland-Pfalz und Bayern nichts über die chinesischen Schutzgeldgesellschaften herausfanden, obgleich zahllose Telephonate von China-Wirten abgehört – und übersetzt – wurden.

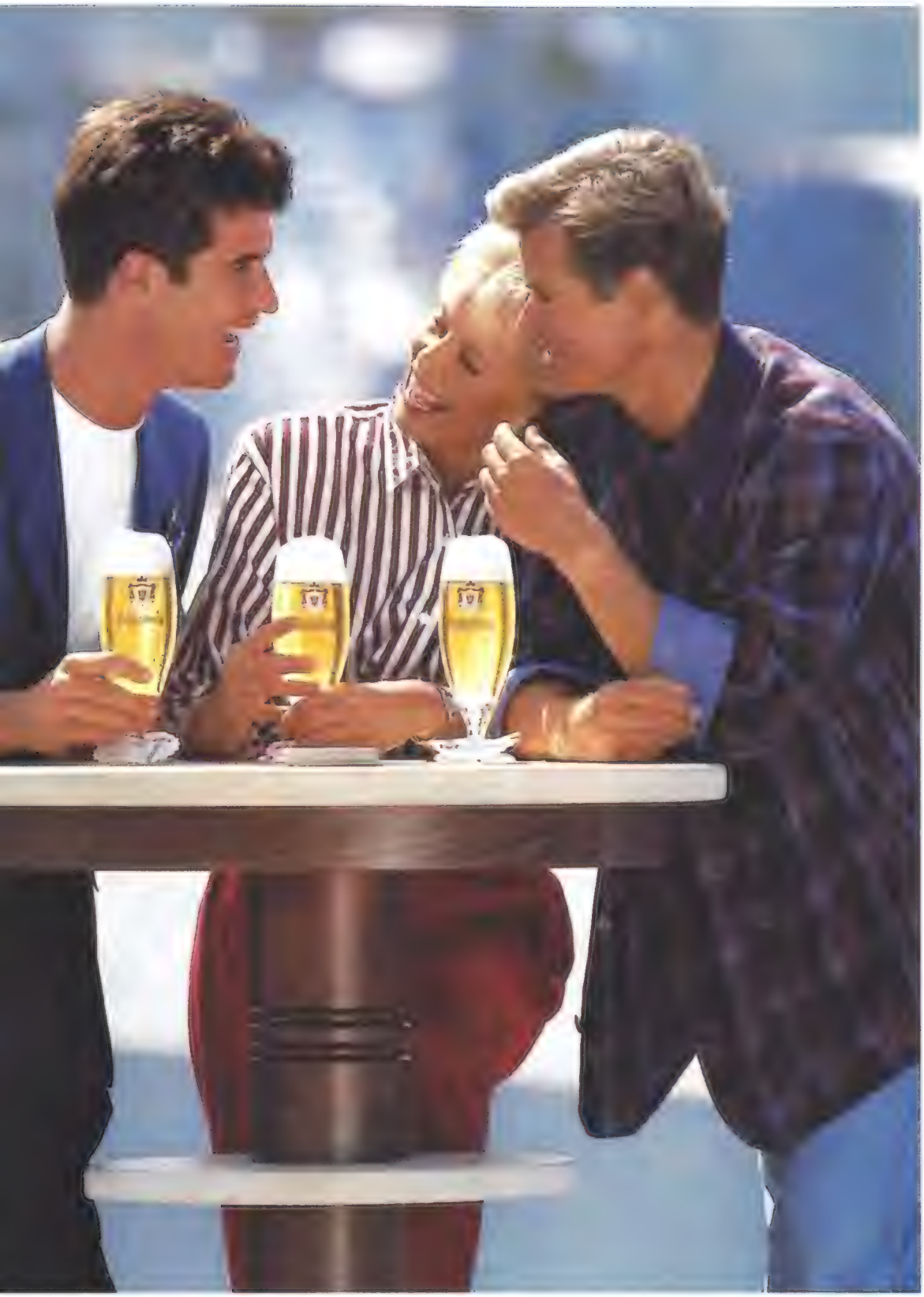
Kein Wunder. Die Geheimgesellschaften verständigen sich mit Kodeworten und per Zeichensprache. Wenn ein Offizier der Triaden – deren Symbol ein gleichschenkliges Dreieck ist – ein China-Restaurant betritt, weiß der Wirt, woran er ist. Drei ausgestreckte Finger, das bekamen die Ermittler immerhin heraus, sind der Dienstausweis der Erpresser.

Schon 1981 warnte die Interpol-Zentrale in Saint-Cloud bei Paris europaweit vor der gelben Gefahr: „Es kann von

Hamburger „Hell's Angels"*: „Schrecken verbreitet"

* Während einer Prozeß-Pause im Hamburger Landgericht.

FÜRSTENBERG ERLEBEN



Fürstenberg
Pilsener

IN DER TAT EINES DER BESTEN BIERE DER WELT

Bandenboß Caldović
„Ich lass' euch wegputzen"

einer zweiten, chinesischen Mafia gesprochen werden."

Von wegen. „Ein Männergesangverein", urteilt Mafia-Kenner Lindlau, sei die ehrenwerte Gesellschaft gegenüber der „raffinierten Grausamkeit der Triaden". Lindlau berichtet von einem chinesischen Wirt, der 1986 verdeckten Ermittlern auffiel, weil ihm das Endglied des Mittelfingers seiner linken Hand fehlte.

Einen Monat später fehlte das Endglied des Mittelfingers der rechten Hand.

Bald darauf war auch die linke Daumenspitze nicht mehr da.

Er habe sich beim Zubereiten von Fleisch verletzt, soll der Wirt den Ermittlern erklärt haben. Dann gab er sein Restaurant auf.

Das Gesetz des Schweigens, die „Omertà", ist die Geschäftsbasis aller Erpresserringe. Das Gesetz gehört zur Tradition der Mafia – und es hat seine eherne Gültigkeit durch das Machtmittel der Angstmache, das zum wichtigsten Werkzeug des organisierten Verbrechens gehört.

„Wer auspackt, muß sterben", gab der in Trier inhaftierte Rotlicht-Gastronom Benno Schmitz, 29, zu bedenken, als er von den Strafverfolgern aufgefordert wurde, den Kronzeugen gegen eine Eurogang zu machen, die seit Jahren in Bars und Bordellen im Vierländereck Luxemburg/Bundesrepublik/Frankreich/Belgien Schutzzölle abkassiert. Schmitz hatte da seine Erfahrungen: Zwei Erpresser der Bande, die auf das Kommando des Luxemburgers Carlo Fett hörten, sind, weil sie nicht spurten, hingerichtet worden.

Kaum ein Zeuge traute sich, den Ermittlern etwas über den Inhaber eines illegalen Spielklubs in Köln zu erzählen, der sein Etablissement als „türkischen Volks- und Arbeitnehmerverein" getarnt hatte. Der Türke, so wurde in einer

„Jetzt mache ich euch kaputt"

Wie eine Jugo-Mafia Inhaber von Spielklubs erpreßt

Eine 80 Mann starke jugoslawische Bande terrorisiert seit Jahren Wirte in der Bundesrepublik. Vielfach Vorbestrafte übernehmen Morde auf Bestellung und kassieren in Spielklubs mit vorgehaltener Waffe Schutzgelder. Als einer der Chefs galt der Serbe Rade Caldović, 37. Wie Caldović (Spitzname: „Cento") beim Inkasso auftrat, illustrieren Zeugenprotokolle des Polizeipräsidiums München. Auszüge:

Seit 1. Februar 1982 besteht der Spielklub in der Kaiserstraße. Seit ca. vier Wochen ist mir bekannt, daß bei uns ein gewisser Cento prozentual beteiligt werden will.

Letzte Woche kamen wir überein, nicht zu zahlen. Wir waren uns zwar bewußt, daß Cento und seine Mitstreiter irgend etwas gegen unseren Klub unternehmen werden, doch fanden wir diese Entscheidung richtig. Erstmals am Samstag, gegen 1.30 Uhr, ist Cento persönlich mit mir zusammengetroffen. Er war in Begleitung eines gewissen Ivan, der perfekt Bayrisch spricht. Cento ging an die Bar und sagte: „Geh mal mit."

Wir gingen ins Treppenhaus. Cento sagte sinngemäß: „Ich warte jetzt schon drei Monate, ich will jetzt endlich meine zwanzig Prozent. Ich habe gehört, daß ganz München schon davon spricht. Ihr wollt mich wegputzen lassen von der Mailänder Mafia. Ich habe aber keine Angst, ihr müßt mich jetzt erschießen, sonst mache ich das Casino zu, wenn ich keine zwanzig Prozent kriege. Ich lasse von euch ein paar wegputzen. Glaube mir, Helmut, wenn von euch ein paar weniger da sind, dann fällt dies überhaupt nicht auf, aber ich bekomme zwanzig Prozent."

Ich hörte mir die Drohungen ruhig an und erwiderte dann: „Hör mal, Cento, kein Mensch hat dir Prozente versprochen. Wir sind fünf Teilhaber und haben keine Prozente übrig." Nun sprach Cento wieder auf Jugoslawisch: „Dies ist mir alles egal, ich will zwanzig Prozent von der Spitze, also von oben weg. Ich, Cento, gebe euch bis Mittwoch Zeit. Ihr müßt bis Mittwoch alle dasein und müßt mir ins Gesicht sagen, daß ich nichts bekomme. Ihr müßt alle dasein, damit ich weiß, wer gegen mich ist. Dann tue ich mich beim Aufräumen leichter."

Da uns Cento ein Ultimatum gestellt hatte, und zwar bis Mittwoch, waren wir, die eigentlichen Betreiber des Klubs, an diesem Abend geschlossen in den Klubräumen.

So gegen halb zwölf läuteten drei Jugoslawen am Eingang, die wir jedoch nicht hereinließen. Cento hatte uns versprochen, am Mittwoch alleine vorbeizukommen. Tatsächlich kam er dann auch so kurz vor Mitternacht. Wir gingen ihm im Treppenhaus entgegen, Cento ließ uns stehen und betrat die Klubräume.

Da er offensichtlich seine Leute nicht fand, kehrte er wieder zum Treppenhaus zurück. Nun fand ein Dialog zwischen Giovanni und Cento in Italienisch statt. Danach verließ Cento wortlos das Anwesen. Giovanni gab uns dann zu verstehen, daß Cento seine Forderung wiederholt habe, worauf er ihm erklärte, daß wir keinesfalls zahlen.

Donnerstags, zwischen zwei und drei Uhr nachts, waren erneut etwa sechs Leute vor der Eingangstür und wollten rein. Auch am darauffolgenden Tag wollten sie den Klub stürmen. In der Nacht zum Sonntag ging gegen drei Uhr morgens ein Anruf ein. Cento war am Apparat. Wortwörtlich gab er an: „Jetzt will ich keine Prozente mehr, jetzt mache ich euch kaputt. Jetzt müßt ihr alle sehr aufpassen." Was sich heute nacht im Klub abgespielt hat, habe ich erst jetzt erfahren.

Ein Türsteher des Klubs war Augenzeuge: Gegen 1.20 Uhr läutete es, wir erkannten einen Gast von uns. Als ich die Tür öffnete, schrie ein Kollege von oben: „Mach schnell die Tür wieder zu." Ich konnte die Türe nicht mehr ganz schließen, da sich von draußen mehrere Personen gegen die Tür warfen. Inzwischen kam eine Hand durch den Spalt und hielt mir eine Pistole vors Gesicht. Ich sah Cento, der mich mit der Pistole bedrohte.

Ich wurde mit der Tür zurückgeschleudert und fiel einige Stufen die Kellertreppe hinunter. Jetzt stürmte ein breitschultriger Mann mit heller Jacke an Cento vorbei herein und sofort die Treppe nach oben. Cento folgte ihm mit der Waffe in der Hand. Ich hörte wenige Sekunden später drei Schüsse kurz hintereinander. Ich flüchtete sofort wieder in den Keller, weil ich Angst hatte, erschossen zu werden. Dann kamen die Täter wieder nach unten gerast. Ein Schuß fiel noch, dann kehrte Ruhe ein. Nach etwa fünf Minuten wagte ich mich wieder nach oben, wo ich schon drei Funkwagen vor der Tür sah.

Wegen dieses Überfalls, bei dem niemand verletzt wurde, verurteilte das Landgericht München Caldović 1985 wegen versuchter schwerer räuberischer Erpressung zu drei Jahren und vier Monaten Haftstrafe.

Eine vollverzinkte Karosserie bekommen Sie eben nur be

AUDI 80. Warum sollten Sie nicht auch bei einer Limousine einen Langzeitschutz gegen Korrosion bekommen, wie er bei teuren Sportwagen möglich ist: eine vollverzinkte Karosserie mit 10 Jahren Gewährleistung gegen Durchrostung.

Zugegeben, die Verarbeitung verzinkter Bleche stellt besondere Anforderungen. Doch wenn Sie ein Auto mit einem so schönen wie praktischen Design, mit fortschrittlicher Motor- und Antriebstechnik fahren, sollte es an entsprechenden Maßnahmen zum Werterhalt nicht fehlen.

Bei Audi Limousinen können Sie das verlangen. Sind Sie soweit?

Weiterer Korrosionsschutz: Kataphorese-Tauchgrundierung, elastischer Steinschlagschutzfüller. Hohlräume im Bodenbereich heißwachsgeflutet. Unterboden und Radhäuser PVC-beschichtet.
Motoren: von 40 kW (54 PS) bis 83 kW (113 PS), alle Benziner serienmäßig mit Katalysator.
Antrieb: Frontantrieb oder quattro der zweiten Generation mit Torsen-Zwischendifferential. Das verteilt die Antriebskräfte automatisch und variabel auf die Achsen. Beim Bergauffahren z.B. mehr Kraft für die Hinterachse. quattro-Modelle serienmäßig mit Anti-Blockier-System (ABS).
Über die umfassende Gewährleistung bis hin zur Mobilitätsgarantie und das günstige Leasing informiert Sie Ihr V.A.G Partner.

Audi

Vorsprung durch Technik

wenigen sportlichen Autos.

45445 #

Dr. phil. Egon Müller
Enzyklopädische Literatur

„Herr Bundeskanzler, Zehntausende in diesem unseren Lande nutzen bereits das Wissen der neuen großen BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE . . . auch Generalisten."

Denn der BROCKHAUS ist im besten Sinne eines der bedeutendsten allgemeinen Nachschlagewerke: Objektiv und wertfrei präsentiert er 260.000 Stichwörter in 24 Bänden.
Nach mehr als 20 Jahren erscheint die BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE jetzt völlig neu, in noch nie dagewesener Form. Jeder Band wird buchstäblich bis zum Druck-Beginn aktualisiert.
Und: Als Besitzer dieser neuen großen BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE können Sie kostenlos und zeitlich unbefristet den Brockhaus-Auskunftsdienst beanspruchen!

Fordern Sie am besten heute noch kostenlos und unverbindlich das Info-Päckchen mit ausführlicher Kennenlern-Broschüre an – und mit Ihrem Dankeschön-Geschenk für BROCKHAUS-Freunde.
Coupon oder Postkarte (mit Angabe „BE-Info lt. Spiegel") einsenden an:
ENZYKLOPÄDISCHE LITERATUR Dr. phil. Egon Müller · Hauptstraße 40a · 8031 Seefeld 1 · **Telefon 08152/791315 (Expreß-Beratung Mo-Fr 8-19 Uhr)**

Ihr Gutschein für kostenlose BROCKHAUS-Info

Abtrennen u. einsenden an: ENZYKLOPÄDISCHE LITERATUR Dr. phil. Egon Müller
Hauptstraße 40a · 8031 Seefeld 1 · Telefon 08152/791315 (Mo–Fr 8–19 Uhr)

Name _____ Vorname _____

Geb.-Dat. (bitte angeben) _____ Beruf (für Fachangebote) _____

Straße, Nr. _____ PLZ/Ort _____

2,16 Tel.-Nr. (für evtl. Rückfragen) _____ Kostenlos und unverbindlich kein Vertreterbesuch!

Prozeßserie in Köln deutlich, kassierte bei den Tagesumsätzen seiner Spieler mit: einen Satz zwischen fünf und zehn Prozent.

Hinter dem Laden steckte eine „Glücksspiel-Mafia türkischen Zuschnitts" (der Kölner Staatsanwalt Karl Utermann). Wer Spielschulden auflaufen ließ oder die Provision nicht berappen konnte, bekam Besuch vom Klan des Klubchefs.

Mit neun Schüssen durchsiebte ein Familienmitglied nachts den Körper eines türkischen Gastwirtes. Es ging um

Eine Zunge für den Staatsanwalt

3500 Mark Außenstände, doch alles war ein Mißverständnis: Der Mann hatte das Geld schon bereitgelegt.

Im Kölner Strafprozeß kippten die Zeugen reihenweise um. „Herr Zeuge, haben Sie Angst?" fragte Staatsanwalt Utermann. „Nein", antwortete der Mann. Frage: „Ja, warum zittern Sie dann so?" Der Zeuge: „Ich zittere, weil Sie mich fragen, ob ich Angst habe."

Nichts anderes erlebten Frankfurter Strafrichter, als sie 1983 gegen einen Erpresserring verhandelten, der beim Kassieren in der Wiesbadener Pizzeria „Capri" aufgefallen war.

50 000 Mark Kaution „für einen inhaftierten Freund" sollte der Inhaber zahlen. Am Telephon malte ihm ein „Salvatore" die Alternative aus: „Du wirst zusammengeschlagen, erschossen, umgebracht." Als dunkle Gestalten die Scheiben des Restaurants einschlugen und mit Benzin und Streichhölzern an den Polstern einer Sitzecke kokelten, rief der Wirt immer noch nicht um Hilfe. Aber Polizei und Feuerwehr machten sich einen Reim auf die Tat. Fortan liefen die Schutzgeldtelephonate in eine Fangschaltung der Ermittler. Auch wenn sich der Gastwirt mit den Erpressern traf, war die Polizei insgeheim dabei.

Die Beamten hörten Sätze wie: „Ich bin von der Exekutive und der, der immer schießt." Und immer wieder, mal am Telephon, mal an der Sprechanlage, gaben sich Herren in neapolitanischem Dialekt als „Boten" aus, die „etwas abholen" sollten.

Als der eigens angeheuerte Kurier, ein Mann namens Francesco Marzocchella, schließlich die erste Rate präparierter Geldscheine übernahm, lief er in die Kripo-Falle.

Doch vor dem Ermittlungsrichter widerrief der Kurier fast alles, was er bei der ersten Vernehmung über seine Hintermänner erzählt hatte. Am Schluß war nur noch von einem „bärtigen Italiener aus Heilbronn" die Rede, der Drahtzieher gewesen sei.

„Auch bei seiner Einlassung in der Hauptverhandlung", vermerkte die

Frankfurter Strafkammer im Urteil, „zitterte Marzocchella wie Espenlaub." Dies, so das Gericht, „dürfte . . . mit der Angst desjenigen zu erklären sein, der das Gesetz des Schweigens, die Omertà, gebrochen und die Rache der Verratenen zu gewärtigen hat".

Andere verstecken ihre Angst hinter einer Fassade von Dummheit. Ein Mitangeklagter, der mehr wußte, als er sagte, war der frühere Geschäftsführer des Spielsalons „Mamaia" in der Frankfurter Moselstraße. Beim Leistungstest simulierte er einen Intelligenzquotienten von 58 – „im Bereich des Schwachsinns".

Wie sich Kronzeugen zum Schweigen bringen lassen, können mafiose Unternehmen in Italien studieren. Dort bekam etwa der Hauptzeuge der Staatsanwaltschaft in einem Prozeß gegen die neapolitanische Camorra einen Brief. Inhalt: eine Zunge. Die AP-Meldung wurde auch in westdeutschen Zeitungen verbreitet: „Die Behörden bestätigten, daß es sich bei der Zunge um die eines Menschen handele."

Die 14 neapolitanischen Camorra-Familien gründen ihr Imperium seit Jahrhunderten auf Schutzgelderpressung. Ursprünglich war ihr Angebot ganz seriös gewesen: Als Bürgerbewegung im 16. Jahrhundert boten Camorristi der einfachen Bevölkerung Schutz gegen räuberische Banden wie gegen autoritäre Machthaber. Je größer die Klientel, desto größer die Einnahmen, desto schlagkräftiger die Privatarmee.

Auch heute noch bietet die Organisation, als Staat im Staate, den Neapolitanern Sicherheit vor Verbrechern und Terroristen. Allerdings: Nur gegen Geld, Tangenti, offeriert die Camorra Schutz vor der Camorra. Etwa 90 Prozent aller neapolitanischen Geschäftsleute können zu diesem Angebot nicht nein sagen.

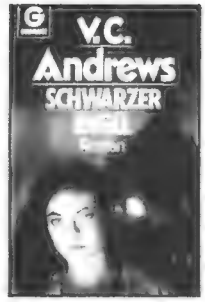
Rund 5000 hauptamtliche Mitarbeiter der Camorra sind nach einer Schätzung des Kriminologen Hans-Dieter Schwind in Italien mit dem Eintreiben von Schutzgeldern beschäftigt. Die Außendienstler in der Bundesrepublik und ihre

Patronen in der Morgenpost

Nachahmer – einige hundert – wenden die klassischen Psychotricks aus Neapel an.

Zum Arsenal zählen nächtliche wortlose Anrufe, Patronen in der Morgenpost, ein brennender Wagen. Warnschüsse ins Fenster, ständige Verfolger bei Autofahrten, Demolieren von Wohnung und Geschäft – das sind die Steigerungsformen.

Wie die Camorra in Deutschland arbeitet, belauschten verdeckte Kripo-Fahnder an der Theke des „Club Italiana" in Echterdingen. Dort konferierte Michele Esposito, 27, der sich rühmte, ein Leutnant der Familie aus Neapel zu



V.C. Andrews
Schwarzer Engel
8964/DM 9,80
Der Weg eines Mädchens aus Armut in die Welt des Luxus. Sanfter Horror der Meisterklasse!

GOLDMANN

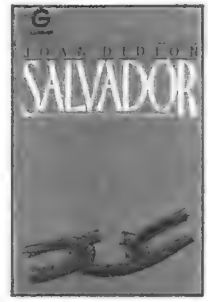
DIE NEUEN TASCHENBÜCHER IM MÄRZ

Winfried Bornemann
Bornemanns Briefmacken II
8963/DM 7,80
Neue Nonsens-Korrespondenz des Briefmackers Bornemann – lustig und listig.

André Brink
Die Pestmauer
8955/DM 16,80
Ein großer Roman über die Suche einer schwarzen Frau nach der eigenen Identität.

Donald Woods
Steve Biko – Schrei nach Freiheit
8985/DM 12,80
Die erschütternde Geschichte des ermordeten südafrikanischen Freiheitskämpfers Steve Biko, erzählt von seinem Freund Donald Woods.

Verfilmt von Gandhi-Regisseur Richard Attenborough.
Jetzt im Kino!

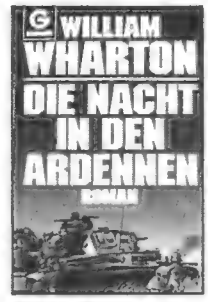


Joan Didion
Salvador
8969/DM 7,80
Ein Bericht über El Salvador und die Machtpolitik der USA im karibischen Raum.

Hans Kruppa
Nur wer sich liebt
8971/DM 7,80
Aufmunternde Lyrik von Hans Kruppa – ein Trostbuch in einer unheilvollen Welt.

Ghazal Eluan
Stickstoff & Liebe
21018/DM 8,80
Ein Buch über unsere Nahrung und ihre Beziehung zu unseren Verhaltensweisen.

Kurt Halbritter
Die freiheitlich rechtliche Grundordnung
8965/DM 9,80
Bundesdeutsche Impressionen, bitterböse Karikaturen von Kurt Halbritter.

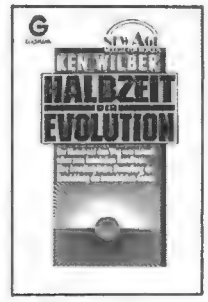


William Wharton
Die Nacht in den Ardennen
8966/DM 9,80
Junge deutsche und amerikanische Soldaten beenden den Krieg auf ihre Weise.

Erich von Däniken
Habe ich mich geirrt?
8973/DM 12,80
Viele Spekulationen haben sich bewahrheitet.

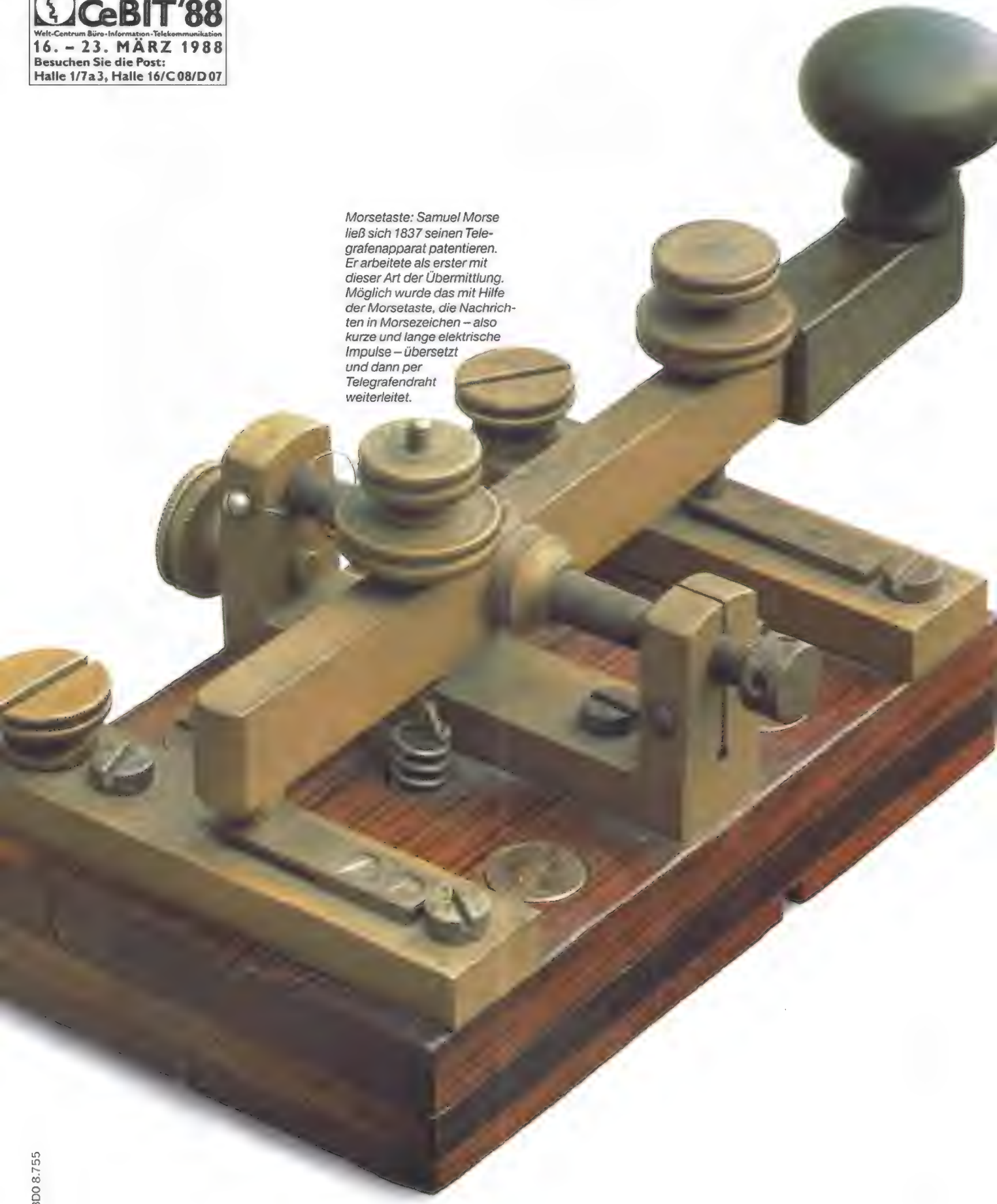
Malte M. Wilkes
Die Kunst, kreativ zu denken
10150/DM 10,–
Der Ratgeber und Trainer für kreatives Denken und Handeln.

Peter Lauster
Der Persönlichkeitstest
10739/DM 8,80
Das persönliche Test- und Beratungsprogramm.



Ken Wilber
Halbzeit der Evolution
14040/DM 16,80
Die erste Darstellung der Evolution unseres Bewußtseins.

HANNOVER MESSE
CeBIT'88
Welt-Centrum Büro-Information-Telekommunikation
16. – 23. MÄRZ 1988
Besuchen Sie die Post:
Halle 1/7a3, Halle 16/C08/D07



Morsetaste: Samuel Morse ließ sich 1837 seinen Telegrafenapparat patentieren. Er arbeitete als erster mit dieser Art der Übermittlung. Möglich wurde das mit Hilfe der Morsetaste, die Nachrichten in Morsezeichen – also kurze und lange elektrische Impulse – übersetzt und dann per Telegrafendraht weiterleitet.

TEAM/BBDO 8.755

Wie alle großen Ideen ist auch I S D N verblüffend einfach.

Punkt und Strich gehören zu den wichtigsten Erfindungen der Menschheit. Diese beiden einfachen Zeichen nämlich sind die Grundlage des Morsealphabets. Darin hat jeder Buchstabe seine eigene, unverwechselbare Kombination aus Punkten und Strichen – damit die Information per Draht übermittelt werden kann: in Form von kurzen und langen elektrischen Impulsen. Samuel Morse machte mit diesem einfachen Prinzip die Telegrafie zur ersten schnellen, unkomplizierten und wirtschaftlichen Telekommunikationsübertragung.

Heute, fast 150 Jahre später, sorgt eine ebenso einfache Idee für die Telekommunikation der Zukunft: ISDN. Die Abkürzung steht für „Integrated Services Digital Network", und das bedeutet, daß bald alle Telekommunikationsdienste eine gemeinsame Sprache haben: digital.

Dafür wird die herkömmliche Technik durch moderne und zukunftsweisende Elektronik ersetzt. Das erfreuliche Ergebnis: Sprache, Text, Daten und Bilder können in einem universellen Netz kostengünstig zum Teilnehmer übermittelt werden.

Mit ISDN hat die Post Ihnen aber noch viel mehr zu bieten: Sie werden nur noch eine universelle Anschlußdose für alle Ihre Endgeräte haben – zum Beispiel Telefon, Computer, Telefax, Teletex und Btx. Sie werden bis zu 8 Endgeräte über eine einzige Anschlußleitung betreiben können. Sie werden nur noch eine Telekommunikationsnummer haben – und eine einzige, übersichtliche Telekommunikationsrechnung im Monat. Und bald werden Sie neue Telekommunikationsdienste wie Fernsprechen mit Bildübertragung nutzen können.

Sprache
Text
Bild
Daten
ISDN

Integrated Services Digital Network heißt die Idee der Zukunft. Dieses diensteintegrierende, digitale Fernmeldenetz ermöglicht Sprach-, Text-, Bild- und Datenkommunikation über ein einheitliches Netz.

Hinzu kommt: ISDN arbeitet mit noch mehr Präzision und Qualität als die herkömmliche Technik. Mit anderen Worten: Sie werden künftig komfortablere, bessere und schnellere Dienstleistungen erhalten. Und wohlgemerkt: All das schafft die Post, ohne ein neues Kabel verlegen zu müssen. Sondern nur durch die Verwirklichung einer einfachen Idee.

ISDN macht es Ihnen einfach.

Wenn Sie mehr über die Post von morgen wissen wollen, dann fordern Sie unsere Broschüren zum Thema ISDN an: „Informationsservice ISDN", Postfach 1190, 6600 Saarbrücken.

Name: _____ 17

Firma: _____

Straße/Postfach: _____

PLZ/Wohnort: _____

Branche: _____

Telefon: _____ / _____

Post

Sie fahren mit dem Auto nach GB IRL

SEALINK-FÄHREN NACH ENGLAND – OFT BILLIGER ALS LETZTES JAHR!

Auf der Strecke Calais–Dover–Calais gibt's dieses Jahr eine neue Tarifstruktur. Dadurch ergeben sich bei vielen Abfahrtsterminen günstigere Preise als 1987. Diese neue Tarifstruktur gilt nur für Deutschland. Direkt in Calais oder Dover zahlen Sie die dort gültigen Tarife. Holen Sie sich Ihr Ticket rechtzeitig – hier im Reisebüro.

Lernen Sie Sealink kennen:

Bis zu 74 x täglich über den Kanal

Restaurants mit oder ohne Selbstbedienung, Bars und Coffee Shops

Gute Ausschilderungen zum jeweiligen Sealink Port

Shopping, Duty Free und offizieller Geldwechsel auf allen Schiffen

25% Ermäßigung bei Aufenthalten bis zu 5 Tagen

Reservierte Ruheräume für Pkw-Reisende

50% Ermäßigung bei 2,5-Tage-Minitouren

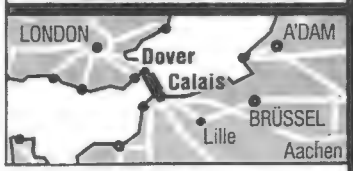
Großes Angebot an Unterhaltung (sogar Casino, Kino auf manchen Schiffen)

Kinder bis 4 Jahre frei. Bis 13 Jahre unterschiedliche Ermäßigungen.

Überfahrt mit oder ohne Kabine möglich

Tag- und Nachtservice

TIME-SAVER ROUTE



Calais–Dover–Calais. Hochsaison bis zu 20 Abfahrten pro Tag.

ROYAL SERVICE

Hoek in Holland nach Harwich in England. Tages- und Nachtfahrten.

IRLAND KOMBI

Gilt für alle Sealink-Fähren zwischen dem Festland und den Inseln – ein ermäßigter Preis.

Buchen Sie rechtzeitig

WELCOME SEALINK ON BOARD

Informationen bei jedem Reisebüro, den Automobilklubs oder direkt bei Sealink-Fähren, Ostst.: 122, 4000 Düsseldorf 1, Tel. 0211-3613021

sein, mit zwei Mitarbeitern. Einer der Leute, Antonio Colasante, erklärte dem Chef die westdeutschen Verhältnisse: „Ich mache das hier schon ein paar Jahre allein und sage euch, daß es nicht wie in Italien läuft." Colasantes Erläuterungen mögen die protokollierenden Ermittler gefreut haben: „Hier geht man zur Polizei, und du bist sofort dran, und sie holen einen nicht mit Schmiergeldern aus dem Knast wie bei uns."

Doch Esposito, der Mann aus Neapel, der eigens hergekommen war, um seine Leute auf Trab zu bringen, hatte für die Bedenken kein Ohr – vielleicht kannte er die westdeutsche Justiz einfach besser:

Drohungen mit Bibelversen

„Ihr laschen Typen redet doch bloß dumm rum." Dann setzte er den Tarif für den nächsten Auftrag fest: „Hunderttausend, dabei bleibt es."

Der Auftrag betraf, wie meist, einen Landsmann: Imerio Brusamento, Pächter eines „Wienerwald"-Restaurants am Stuttgarter Flughafen. Der Italiener bekam alsbald einen Hinweis auf die Bibel, Richter 15 Vers 3: „Ich will euch Schaden tun." Versicherungsprämie, wie befohlen: 100 000 Mark.

Eines nachts ging Brusamentos Auto in Flammen auf, eines Tages spürte er eine Pistole am Bauch. Als der erpreßte Wirt schließlich 21 000 Mark zu einem Parkplatz am Flughafen brachte, wußte er sich nicht allein; hinter Sträuchern saß ein Spezialeinsatzkommando der Polizei. Zwei Esposito-Mitarbeiter wurden verhaftet.

Brusamento war einer, der Mut hatte – Todesmut: Der Wirt hatte die Polizei auf die Spur der Camorristen geführt. Und der Stuttgarter Wienerwald-Chef, da sind sich die Ermittler sicher, ist nicht

Camorra-Leutnant Esposito
Befehl an der Theke

Italienischer Camorra-Prozeß*: Als Bürgerbewegung begonnen

das einzige Opfer gewesen, auf das Esposito seine Leute angesetzt hatte.

Wie auch immer: Den Chef hat die Polizei nicht geschnappt. Als seine Leute festgenommen wurden, war er bereits unterwegs nach Frankreich. Landsleute sahen ihn letztes Jahr, wie er mit einer Motorjacht vor der Insel Ischia kreuzte.

Landet einer doch mal im Gefängnis, gibt die Firma in Neapel ihn nicht auf. Das Stuttgarter LKA etwa erfuhr von geheimnisvollen Treffs in der Schweiz, wo Boten aus dem Süden an Boten aus dem Norden ein paar Geldkoffer übergaben, in einem Fall 130 000 Mark, die Kaution für zwei in Deutschland inhaftierte Familienmitglieder.

Es kommt ja auch genügend rein vom westdeutschen Außendienst. Nahezu täglich, entdeckten Ermittler in Dortmund, wurden jahrelang per Postanweisung „hübsche Summen" von einem Dortmunder Lebensmittelgroßhandel an Mitglieder der Camorra-Familie Cutolo in Neapel überwiesen.

Die Dortmunder Firma hat nach Ansicht der Ermittler nicht nur mit Nudeln gehandelt. Die Staatsanwaltschaft vermutet, daß das Familienunternehmen eine straff organisierte Gang führte, die nach dem „Warenhausprinzip" (Ermittler) arbeitete und mit falschem Geld ebenso wie mit falschen Goldbarren handelte, Raubüberfälle beging und Schutzgelder erpreßte – alles für die Familie.

Die kriminellen Geldeintreiber arbeiten, wie der Dortmunder Fall zeigt, meist in allen Sparten der Organisierten Kriminalität. Das Schutzgeldgeschäft bringt dabei meist die Unkosten für aufwendige kriminelle Aktionen herein. Darum gehen Kriminalisten, wo sie auf Schutzgelderpressung stoßen, regelmäßig davon aus, daß sie es mit einem professionell arbeitenden Verbrechersyndikat zu tun haben.

Daß an der Theorie etwas dran ist, erwies sich im vergangenen August in Frankfurt. Da flog eine kriminelle Vereinigung auf, die immer wieder Juwelen- und Bankräuber aus der norditalienischen Region Veneto auf Rhein-Main hatte einfliegen lassen.

Bei Cartier in Frankfurt nahmen die Profis Pretiosen im Wert von 1,4 Millionen Mark mit. Ein Überfall auf den Juwelier Stoess in Wiesbaden ging daneben, zwei der drei Täter flüchteten. Einer, erfuhr Staatsanwalt Peter Köhler, ist „schon umgebracht und irgendwo in Italien in einen Zementblock eingegossen worden".

Ermittlungen des BKA ergaben, daß italienische Kaufleute in mehreren west-

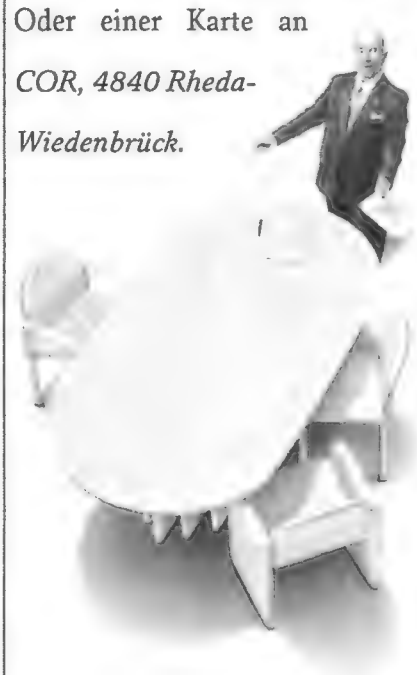
Deutscher Camorrist Colasante
„Du bist sofort dran"

* 1911 in Viterbo.

Kurze Tisch-Rede. Von COR.

Dürfen wir heute um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit für »Combra« bitten: Das Tisch-, Stuhl- und Schrank-Programm von COR. In Esche natur, farbig gebeizt oder lackiert, soll es Ihnen Appetit auf Wohnlichkeit im Eßbereich machen.

Egal, ob Sie dabei auf Stühle ohne oder mit Armlehnen setzen, oder es rundum gepolstert lieben, »Combra« lädt Sie ein. Zu einem Besuch beim Möbelfachhandel. Oder einer Karte an *COR, 4840 Rheda-Wiedenbrück.*



COR
zum Sitzen

So automatisch wie nötig.

Wie gut die Beratung einer Bank oder Sparkasse ist, läßt sich in den meisten Fällen in Mark und Pfennig ausdrücken: Ein guter Rat ist für die Kunden fast immer Geld wert, ein schlechter keinen Pfifferling.

Deshalb kommt es darauf an, den Mitarbeitern das zu geben, was sie für eine kompetente Kundenberatung brauchen:

Die nötige Zeit und das nötige Wissen. Das Kundenselbstbedienungs-Zentrum Nixdorf CSC 200 sorgt dafür, daß die Mitarbeiter entlastet werden. Die Kunden können Bargeld abheben, sich die Kontostände geben lassen oder Scheckvordrucke bestellen, ohne daß sich ein Mitarbeiter persönlich darum kümmern müßte.

Dafür kann er sich um so persönlicher denjenigen seiner Kunden widmen, die beraten werden wollen. Dabei hilft der Nixdorf Banking Network Computer. Sämtliche relevanten Informationen werden direkt an den Beraterplatz geliefert und können, je nach den Bedürfnissen des Kunden, direkt bearbeitet werden.

Die Verknüpfung von Daten, Text und Grafik macht es möglich, daß jeder Mitarbeiter auch komplexe Vorgänge wie z. B. Kreditanträge bis zum unterschriftsreifen Kreditvertrag abwickeln kann. Möchte der Kunde über spezielle Fragen, z. B. über das Bausparen oder über Aktiengeschäfte beraten wer-

So persönlich wie möglich.

den, kann der Mitarbeiter das entsprechende Expertenwissen abrufen.

Nixdorf ist international der führende Computerpartner der Geldinstitute. Mit mehr als 150.000 Computerarbeitsplätzen und mehr als 14.000 Selbstbedienungszentren. Mit Computer-Netzwerken und Software-Lösungen, die speziell für Banken und Sparkassen entwickelt wurden. Und mit zahlreichen Innovationen, die in intensiver Zusammenarbeit mit den führenden Geldinstituten der Welt erarbeitet werden.

Mit Nixdorf Bankware lassen sich viele Vorgänge so automatisch wie nötig abwickeln. Damit sich Banken mit den Problemen Ihrer Kunden so persönlich wie möglich befassen können.

Sprechen Sie mit Nixdorf. Eines der über 60 Service- und Beratungszentren ist gleich in Ihrer Nähe.

Oder besuchen Sie uns auf der CeBIT vom 16. bis 23. März 1988 in Hannover.

Nixdorf Computer AG
Fürstenallee 7, 4790 Paderborn
Telefon 05251/506130, Btx * 55300 #

NIXDORF
COMPUTER

Ausgebrannter „Queen's Pub" in Jever: „Zitrone" gegen Syndikat

deutschen Städten als örtliche Residenten der Juwelen-Mafia fungiert hatten. Sie kundschafteten die Tatorte aus, besorgten Waffen und mieteten konspirative Wohnungen für die Räuber an. Die dafür notwendigen Spesen wurden aus einem Topf gezahlt, der stets mit den Tangenti zahlreicher Gastronomen gefüllt war.

Solche Residenten aus Italien fallen mittlerweile überall im Lande auf. In Tübingen wie auch in Wiesbaden und im Westfälischen operierten Erpresserfilialen mit italienischer Kommandostruktur.

An der Spitze einer solchen „Cosca" steht meist der „Enforcer", der Durchsetzer. Er rühmt sich, ein Killer zu sein, der schon manchen „Hit" erledigt hat und das Vertrauen des „Paten" besitzt. „Soldati" und „Mechanics" haben Chauffeur zu spielen, Brandstiftungen vorzubereiten, als Schläger aufzutreten. Ein „Bagman", Kassierer, hat den Auftrag, die monatliche Provision abzuholen.

Wenn einige der Erpresser verhaftet sind, kommt ein „Consigliere" ins Spiel: Als Rechtskundiger präpariert er Zeugen, erinnert sie an das Gesetz der Omertà, organisiert die Kautionen.

Die Mitglieder der hierarchisch strukturierten Cosca werden lange geprüft, ehe der Enforcer sie aufnimmt. Der Handtaschenräuber und der Autodieb, der Schutzgelderpresser und der Zuhälter versprechen ihm Engagement, Loyalität und absolute Verschwiegenheit.

Mafia-Kenner und Buchautor Rolf Uesseler berichtet von drehbuchreifen Zeremonien, bei denen ein Neuling im Beisein von mindestens drei Mitgliedern der zukünftigen „Familie" den Treueeid schwören muß. Blut tropft aus einem angestochenen Finger auf ein Heiligenbild, das dann verbrannt wird. Die Eidesformel endet: „Meine Gebeine und mein Fleisch werden brennen wie diese Heilige, wenn ich meinem Eid nicht die Treue erweise."

OK-Ermittler Adelheid Werner, Utermann: „Warum zittern Sie so?"

Zentralfiguren übertragen nach den Beobachtungen der Frankfurter Oberstaatsanwältin Adelheid Werner die Aufsicht über eine Erpresseraktion zuverlässigen Enforcern, die aber „tunlichst nicht" am Tatort erscheinen. Dort agieren meist nur die Mechanics. Dies biete, so Adelheid Werner, den Vorteil, daß der „eigentliche Initiator des Unternehmens" im Hintergrund bleiben kann: „An die ganz Großen sind wir kaum rangekommen."

Für die Großen sitzen die Kleinen. „Fall guy", Sündenbock, heißt die Funktion des Aussitzers bei der Mafia. So einer war wahrscheinlich der Italiener Nico Cavallaro. Er sitzt in Mannheim, lebenslang, wegen Mordes.

Die Todesschüsse fielen früh um sechs im „Backgammon Club" in Stuttgart. Sterben mußte der Jugoslawe Jovica Tosić, weil er Geschäften einer Schutzgeldgang in die Quere gekommen war, die in dem Klub zehn Prozent vom Gewinn haben wollte. Cavallaro ließ sich, obwohl er gar keine Waffe getragen hatte, als Mörder hinstellen. Natürlich, vertraute er am Rande der Gerichtsverhandlung einem Kriminalbeamten an, habe der Boß geschossen und nicht er.

„Aber wenn ich sage, daß er es war", begründete der Mafioso seine Falschaussage, „dann bin ich spätestens in einem halben Jahr ein toter Mann." Nehme er aber den Mord auf sich, kehre er vielleicht schon in zehn Jahren in seine italienische Heimat zurück – „und dann bin ich ein gemachter Mann".

Allerdings: Die ruhmreiche wie gefährliche Firma hinter den Alpen ist für viele Möchtegern-Mafiosi lediglich willkommene Kulisse, die für eigenmächtige Aktionen genutzt wird. „Die Mafia", witzelt in München Innenstaatssekretär Peter Gauweiler (CSU), der das Phänomen in Bayern untersuchen läßt, „gibt nun mal keine Mitgliedsausweise aus."

So ist oft nicht sicher, wer wirklich dazu gehört. „Eine Beleidigung für die Mafia", tönte in Hamburg der Gastwirt Benito Zanda, wäre es, die Clique von Erpressern dazuzurechnen, die ihn und andere Hamburger Wirte jahrelang unter Druck setzte.

Zandas Küche in dem Eppendorfer Lokal „Benito e Luigi" war berühmt, die Zahl der Stammgäste wuchs stetig, als zwei Landsleute den Wirt zu belästigen begannen. Zunächst überreichten sie ihm eine Preisliste von Gino Carone, einem in Hamburg lebenden Importeur italienischer Produkte: Dort solle er künftig Pasta und Vino kaufen.

Als Zanda („Warum sollte ich das?") sich weigerte, brannte es im Lokal. Das Feuer war mit Benzin und Streichhölzern an einem Hinterhoffenster gelegt worden. Noch ehe der Schaden (25 000 Mark) behoben war, kamen die Erpresser wieder. Nun forderten sie 2000 Mark, die ihnen angeblich ein Kellner schuldete.

Der Gastwirt erlebte eine Welle von Psychoterror. Stundenlang klingelte nachts im Lokal das Telephon. Zandas Schäferhunde wurden aus dem Zwinger entführt, Unbekannte demolierten die Privatwohnung. Als schließlich einer im Lokal ein Schießeisen zog, zahlte Zanda. Zum Abschied hörte er: „Wir sehen uns wieder."

Dann kamen sie zu zehnt, speisten königlich und verdrückten sich nach der Sabaione wortlos – bis auf einen, der das goldene Wort hinterließ: „Feinde zahlen immer, Freunde nie."

Wer hinter den Freunden stand, konnte nie geklärt werden. Der Importeur Carone, selber Inhaber eines bekannten Eßlokals in Altona, konnte gar nicht verstehen, was er mit der Sache zu tun haben sollte. Er wurde von den Ermittlern auch niemals beschuldigt.

Die Methode, Gastwirten mit Gewalt Bezugsquellen oder Personal aufzuzwingen, breitet sich aus. In Berlin möchten viele Kneipiers nur anonym zu Protokoll geben, was angeblich in mehr als hundert Restaurants um den Kurfürstendamm läuft: „Bei Neueröffnungen", berichtet ein Kripomann, erscheinen beispielsweise „Schutzengel" im Namen irgendeiner

Kiez-Mafia gegen Schickimickis

Organisation und bieten einen Deal an: „Wenn du einen Kellner und den Zapfer von uns einstellst, kommen keine Schläger."

Getränkelieferanten bieten Neulingen der Branche die Alkoholika „zu günstigen Konditionen an". Gezahlt werden soll „erst einmal überhaupt nichts". Nach einem Jahr, wissen die Ermittler, „wird dann die Rechnung ad hoc präsentiert".

Die Schulden lassen sich problemlos ablösen, wenn der Lokalinhaber den Gläubiger als Teilhaber akzeptiert. Er ist dann nicht mehr lange Herr im Haus, andernfalls womöglich bald ein toter Mann.

Die nach außen gekrempelten Taschen eines Pizzabäckers, der, von acht Geschossen getroffen, auf einer West-Berliner Parkwiese lag, erinnerten die Beamten der Kripo-Abteilung „Organisierte Kriminalität" an Symbole der Camorra. Der Mann hatte die geforderten 8000 Mark nicht zahlen wollen.

„Kriminelles Monopol" ist das Fachwort für die Technik mafioser Unternehmen, sich Wirtschaftsmacht zusammenzuräubern. Mit Erpressung und Brandstiftung bauen sich Gastwirte ein Imperium auf, indem sie Konkurrenten von sich abhängig machen und Widersachern die Geschäfte einäschern.

In die jüngste Kriminalgeschichte eingegangen ist das Feuer, das in den Morgenstunden des 30. Oktober 1980 im „Queen's Pub" im friesischen Jever aus-

KETTLER ALU-RAD

6 x SEHR GUT

Stiftung Warentest test Qualitätsurteil: 2 x sehr gut Heft 3/88

Kettler Street
Alu-Rahmen P.2000. 18-Gang SIS-MTB-Schaltung, 3-fach Biopace-Kettenblätter 28, 38, 48 Zähne, mit Hosenschutzring, Kassettennabe hinten 13–32. Mit rotem Berggang, Stollenbereifung mit Mittellauffläche 26 x 2,125, Schaltwerkschutzbügel, Cantileverbremsen, komplett ausgestattet. Auch als Damenrad lieferbar.

Windsor 2x sehr gut*
*für Damen- und Herrenrad Windsor in der österreichischen Testzeitschrift DER KONSUMENT Heft 4/87

Alu-Rahmen P.2000. Windsor
Damen- und Herrenrad Windsor. Die klassischen Tourenräder mit 3-Gang F&S-Nabenschaltung mit Rücktrittbremse, 28" Laufräder, leistungsstarke Beleuchtungsanlage. Damenrad mit Kleiderschutz.

Stiftung Warentest test Qualitätsurteil: 2 x sehr gut Heft 3/88

Town & Country
Alu-Rahmen P.2000. Erfahren Sie die neue Fahrradwelt. Für jeden Einsatzbereich in Stadt und Land. Komplett ausgestattet. Erhältlich mit 3-Gang F&S-Nabenschaltung oder 6-Gang-Rasterschaltung.

3 x GUT

Beta
Alu-Rahmen P.2000. 6-Gang-Rasterschaltung mit Berggang oder 3-Gang F&S-Nabenschaltung. 28" Laufräder. Sicherheits-Ausstattung. Beleuchtungsanlage mit elektronischem Standlicht. Damenrad: Flair.

Antje
Alu-Rahmen P.2000. 3-Gang F&S-Nabenschaltung mit Rücktritt. 28" Laufräder. Sicherheits-Ausstattung. Beleuchtungsanlage. Kleiderschutz. Herrenrad: Alu-Rad 2800.

Daxi
Alu-Rahmen P.2000. 6-Gang-Rasterschaltung mit Berggang oder 3-Gang F&S-Nabenschaltung. 28" Laufräder. Sicherheits-Ausstattung. Beleuchtungsanlage. Damenrad: Dixi.

Erhältlich im Fahrradfachhandel und in Warenhäusern.

*Stadteinsatz sehr gut
Touren- u. Sporteinsatz sehr gut

Stiftung Warentest test Qualitätsurteil: gut Heft 3/87

Stiftung Warentest test Qualitätsurteil: gut Heft 3/86

Stiftung Warentest test Qualitätsurteil: gut Heft 3/83

SATTELN SIE UM AUF ALUMINIUM

Heinz Kettler · Metallwarenfabrik GmbH & Co. · 4763 Ense-Parsit

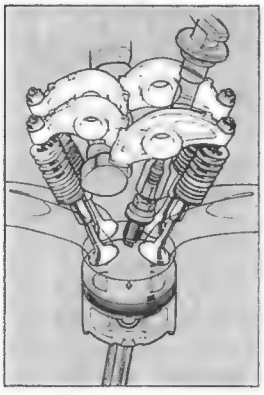
HONDA

Fortschritt ist unser Anspruch.

Symbol für technologischen Anspruch.

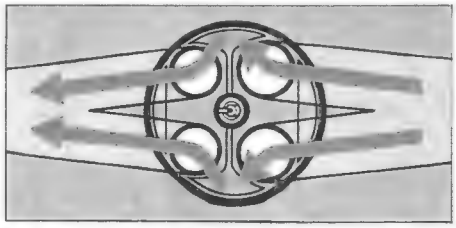
Der neue Honda Civic beeindruckt mit 4 Ventilen pro Zylinder und einer obenliegenden Nockenwelle: Innovative Triebwerktechnik für leistungsfähige, schadstoffarme Automobile.

Es gehört zur Philosophie der Marke Honda, das Leistungsniveau unserer Automobile permanent zu verbessern und innovative Technologien zu entwickeln, die qualitative Verbesserungen darstellen.



Vierzylindermotor mit vier Ventilen pro Zylinder und obenliegender Nockenwelle.

Dieser Grundsatz bedeutet für uns viel mehr als nur ein Lippenbekenntnis, denn er ist eine ständige Herausforderung für alle, die in unseren Produktionsstätten mit Herz und Seele Autos bauen. Eine Maxime, die den Autofahrer und seine Ansprüche in den Mittelpunkt stellt. Das neuentwickelte 16-Ventil-Triebwerk mit obenliegender Nockenwelle (SOHC) ist beispielsweise eine technologisch brillante Lösung, die jeden Tropfen Kraftstoff effizient verarbeitet und dabei optimale Leistung erzielt. Diese aufwendige, durchdachte Bauweise ist in diesem Fall aber nicht einer großen, teuren Limousine vorbehalten — sondern die Herausforderung war sehr konkret: Spitzentechnologie, überlegene Leistung und effiziente Wirtschaftlichkeit in einem Fahrzeug der Kompaktklasse zu kombinieren — zu einem angemessenen Preis.



Die geteilte Einlaß-Kipphebelwelle erlaubt die zentrale Anordnung der Zündkerzen.

Unsere Antwort ist die neue Civic-Generation mit 16-Ventil-Triebwerken: Vier Ventile pro Zylinder. Vor noch gar nicht so langer Zeit wäre ein solches Fahrzeug-Konzept technisch und wirtschaftlich kaum machbar gewesen.

PGM-FI

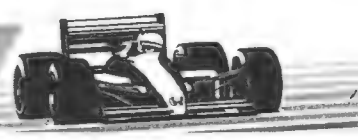
PGM-FI — Hondas rennsporterprobte, computergesteuerte Kraftstoffeinspritzung.

Honda kann sich aber mittlerweile auf eine langjährige erfolgreiche Formel-1-Erfahrung stützen, die profundes Know How in Sachen Spitzentechnologie mit sich bringt. Spitzentechnologie, von der alle profitieren. Das ist die Honda-Philosophie.

HONDA

Honda-Triebwerke haben es dem Williams/Honda-Team ermöglicht, die Formel-1-Konstrukteurs-Weltmeisterschaft aufeinanderfolgend 1986 und 1987 zu gewinnen. Technologie mit der absoluten Kraft zur Spitze. 1988 werden Honda-Triebwerke dem Lotus- und McLaren-Team helfen, ganz vorne mitzufahren. Und zu gewinnen.

POWERED by HONDA F-1



Christian
Graf von Krockow

Die Stunde der Frauen

Christian Graf von Krockow, dessen »Reise nach Pommern« ein großer Erfolg geworden ist, erzählt die wahrhaft atemberaubenden Erlebnisse seiner Schwester Libussa in der Zeit des Zusammenbruchs und der Vertreibung aus ihrer Heimat. Auf bewegende Weise und fast exemplarisch wird dabei deutlich, wie beim Ringen ums Überleben die »Stunde der Frauen« schlägt.

Christian
Graf von Krockow
Die Stunde der Frauen
Bericht aus Pommern
1944–1947
Nach einer Erzählung von
Libussa Fritz-Krockow

256 Seiten
Gebunden
mit Schutzumschlag
DM 32,–

DVA
Deutsche Verlags-Anstalt

brach. Die Brandstiftung kostete einen 76jährigen Rentner, der über der Diskothek wohnte, das Leben.

Es war der spektakulärste einer Reihe von mehr als 70 Bränden in Gaststätten und Diskotheken in Norddeutschland, die alle eines gemeinsam hatten: Sie waren nicht durch glimmende Zigarettenreste in Mülleimern, sondern offenbar durch eine gutorganisierte Gang entfacht worden.

Das Feuer von Jever war der Anlaß für die Errichtung einer Sonderkommission („Soko") beim Landeskriminalamt in Hannover. Erstmals versuchten Ermittler, das archaische Mafia-Prinzip des

Demolierte Diskothek*
Psychotricks im Arsenal

Schweigens mit einem beispiellosen Aufwand modernster Datenverarbeitung zu durchbrechen. Die Methoden der „Soko Zitrone" gelten bis heute als wegweisend für die Bekämpfung Organisierter Kriminalität.

Die Kripo arbeitete nicht, wie üblich, tatbezogen, sondern täterbezogen. „Die Namensgebung" der Sonderkommission, berichtet ein Ermittler, „verrät, in welche Richtung wir insoweit dachten": Einzelne Brandstifter, die dingfest gemacht wurden, kamen stets aus denselben Gegenden, aus denen auch die betroffenen Wirte und ihre Konkurrenten kamen – von dort, wo die Zitronen blühen, aus Süditalien, Sizilien, Sardinien.

* In Hamburg-Wilhelmsburg.

Geschlossenes Restaurant „Maxwell": Überfall für die Knastkasse

Mit einem eigens für die Mafia-Bekämpfung entwickelten Computerprogramm spürten die LKA-Leute der Kneipen-Connection hinterher. Mehrere 100 000 Suchbegriffe aus dem Umfeld der Verdächtigen wurden ausgewertet.

So erwischten die Fahnder ein italienisches Syndikat beim kriminellen Aufbau eines Gastronomie-Imperiums. Die Ermittlungen machten deutlich, wie das organisierte Verbrechen „erst durch die Ausnutzung legaler Wirtschaftszweige und Finanzschienen voll gedeiht", wie der OK-Fachmann beim Wiesbadener BKA, Erich Rebscher, weiß. Ein italienischer Kaufmann, der Kneipen-Einrichtungen aus Italien importierte, war der „Dreh- und Angelpunkt" (Ermittlungsbericht) der Kneipen-Organisation. Er gründete Unternehmen, die er an Landsleute verkaufte oder verpachtete.

Die Einrichtungen für Pizzerias, Diskos und sogar Hotels wurden von einer eigens zu diesem Zweck in Italien gegründeten Handelskette bezogen – zu Preisen, die der Importeur diktierte, von dem viele Kneipiers abhängig waren. So groß war der Druck, den der Großhändler auf Geschäftsleute ausübte, daß er ganz offen als „Pate" bezeichnet wurde.

In der Italo-Connection, fanden die Ermittler in Niedersachsen heraus, spielten Streichhölzer eine wichtige Rolle, um aufsässige Konkurrenten auszuschalten, die sich durch Schutzgelder nicht in die Knie zwingen lassen wollten. Manche Häuser wurden sogar gleich zweimal im Jahr abgefackelt.

Mehrfach half aber auch eine Brandstiftung, die drückenden Forderungen des „Paten" abzulösen, die sich aus den teuer eingerichteten, aber unrentablen Thekenbetrieben nicht herauswirtschaften ließen: Dann mußte die Feuerversicherung die Zeche bezahlen.

So läßt sich oft für die Ermittler nicht auseinanderhalten, ob es in einer Pizzeria gebrannt hat, weil der Wirt zu Schutzgeldern erpreßt wurde, oder ob der Wirt eine Schutzgelderpressung nur inszeniert hat, um zu verdecken, daß er seine Versicherung mit einem selbstgelegten Feuer betrogen hat.

Das Delikt ist für vieles gut. Im vergangenen Herbst beschäftigte sich eine Sonderkommission der Kripo in Berlin mit einer „Kiez-Mafia" („Tagesspiegel"), die in Kreuzberg Schickimicki-Restaurants und teure Läden mit Schutzgeldforderungen eindeckte.

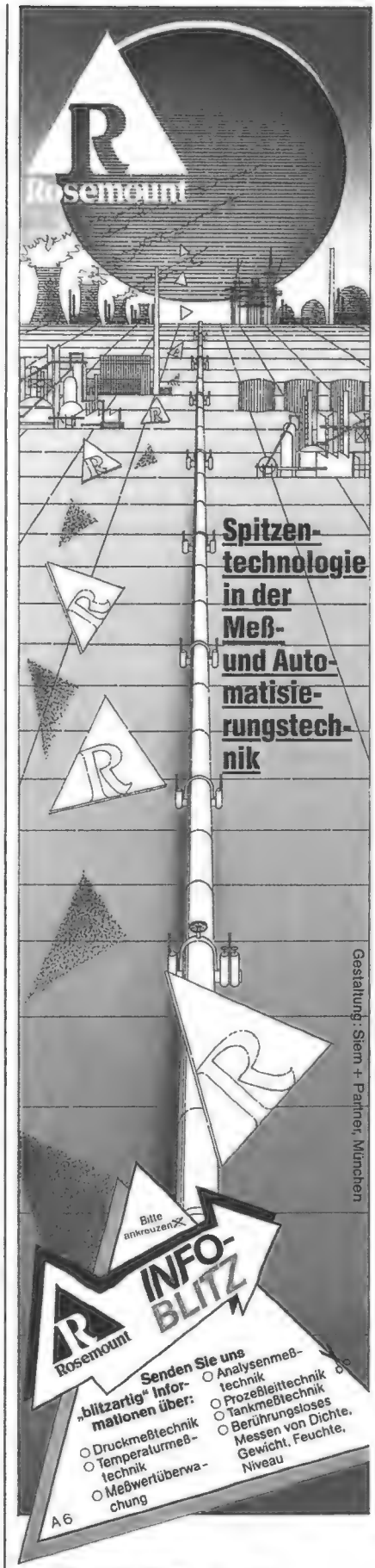
Im Nobelrestaurant „Maxwell", wo Ober mit langer weißer Schürze servierten, kippte ein Terrortrupp drei Eimer Scheiße aus. Anschließend tauchte ein Flugblatt auf, in dem die Inhaber aufgefordert wurden, einen Teil vom „Reinerlös z.B. in die Knastkasse abzugeben".

Die Schutzgeldgang bestand nicht – wie üblicherweise im Gewerbe – aus italienischen oder jugoslawischen Mafiosi, sondern aus bodenständigen Kreuzberger Anarchos, die dabei waren, „den Kiez-Kampf zu organisieren" (Flugblatt). Kein kriminelles Management, sondern verquere Kreuzberg-Romantik motivierte die alternative Mafia: Das „Maxwell" stehe auf einer Liste von Läden, die nicht in das Szene-Quartier paßten.

Die Inhaber des „Maxwell" haben das verstanden. Sie zahlten nicht, sie machten dicht.

Im nächsten Heft

Stehlen und Hehlen, ein Milliardengeschäft – Wie Einbrecherbanden in Westdeutschland abräumen – Die Tricks internationaler Autoschieber – Polizeiarbeit wie bei „Miami Vice"



Coupon einsenden an:
Rosemount Engineering GmbH,
Schulstr. 29, 8031 Weßling,
Tel.: 08153/27-0, Tx: 526424

C&C von NEC
Miteinander aufwachsen heißt vieles gemeinsam haben.

Kinder wachsen schnell heran. Vor zehn Jahren fingen sie gerade an zu sprechen. Jetzt haben sie Freunde, mit denen sie spielen, arbeiten und aufwachsen. Heute teilen sie sich ihre Umgebung. Morgen die ganze Welt. Eine Welt, verändert durch eine technologische Revolution, der NEC den Namen C&C gegeben hat.

Als diese Kinder geboren wurden, war C&C noch nicht viel mehr als eine neue Idee. Nur eine Handvoll Visionäre sah den Tag kommen, an dem sich Computer und Kommunikationssysteme zu einem einzigen und vollintegrierten, globalen Informationssystem vereinigen würden. Doch Andere schauten noch weiter voraus: Wir von NEC wußten, daß eines Tages die neue C&C Technologie Sprach- und Kulturbarrieren überwinden würde. Um den Menschen in aller Welt die Möglichkeit zu bieten, Informationen, Ideen und Einsichten untereinander auszutauschen – so einfach und direkt, wie Kinder beim Spiel.

Auf der Telecom '87, der führenden Messe für Telekommunikation, stellten wir ein überaus eindrucksvolles Beispiel vor: Ein einziges, kompaktes Terminal, das seinen Anwendern unmittelbaren Zugriff auf alle notwendigen Informationsformen ermöglicht. Gleichgültig, ob Sprache, Daten, Text oder Bild. Und unabhängig davon, wo auf der Welt sie sich gerade befinden. Mit Hilfe digitaler Übermittlung, Satelliten, Mikrowellen- und Glasfaser-Telekommunikationsverbindungen, für die NEC ebenfalls sorgt.

Als wir unsere neue Errungenschaft auf der Telecom vorführten, stellten wir nicht ohne Stolz fest, daß unsere C&C-Philosophie uns zu einer Spitzenposition in allen Bereichen moderner Elektronik verholfen hatte. Heute sind wir das einzige Unternehmen, das sowohl auf dem Gebiet der Computer und Kommunikationssysteme, als auch auf dem der elektronischen Bauelemente zu den führenden zehn der Welt gehört. Mit herausragenden Produkten für den privaten wie für den öffentlichen und geschäftlichen Bereich.

Unser C&C Konzept wurde nicht nur von unseren Partnern, sondern auch von unseren Konkurrenten in aller Welt dankbar angenommen. Und es bildet das Kernstück von ISDN, (Integrated Services Digital Network), das schon bald dazu beitragen wird, unseren Traum zu einer realen Welt werden zu lassen, in der unsere Kinder leben.

Die C&C Welt läßt uns miteinander träumen und aufwachsen – und mehr gemeinsam haben.

Bitte besuchen Sie uns in Halle 6 / Stand H32/H46

HANNOVER MESSE CeBIT'88
Welt-Centrum Büro·Information·Telekommunikation
16. – 23. MÄRZ 1988

NEC

Radio Glasnost

Ein linksalternativer Radiosender in West-Berlin bringt Ost-Berlin und Moskau gegen sich auf – mit freier Berichterstattung aus der DDR.

Im Radio meldete sich aus Ost-Berlin eine „Gruppe Staatsbürgerrecht" zu Wort und verlangte die Freiheit zum „Wechsel des Wohnsitzes in die BRD, laut Verfassung ein Menschenrecht. Das ist der Knackpunkt".

In Berliner Tonfall appellierte ein Sprecher der DDR-Gruppe „Kirche von unten" an die Staatsorgane, daß politische Häftlinge „so schnell wie möglich in die DDR entlassen werden, die hierbleiben wollen". Und ein Mitglied der „Dresdner Basisbewegung" gab am Mikrophon zu bedenken: „Langfristig kann man den Demokratisierungsprozeß auch in der DDR nicht stoppen."

„Radio 100"-Redakteur Rulff: „Unkommentierte Kassetten aus der DDR"

Es war natürlich nicht Radio DDR, das der „Initiative für Menschenrechte", der Ost-Berliner Umweltbibliothek oder dem Liedermacher Stephan Krawczyk („Da wurde ich beschimpft, daß ich wie der Mörder von Rosa Luxemburg wäre") Redefreiheit gewährte. Es war aber auch nicht das „ZDF Magazin" im antikommunistischen Geist des pensionierten Gerhard Löwenthal, sondern ein linksalternativer Privatsender in Berlin, Programmname: „Radio 100".

Jeden letzten Montag im Monat, um 21 Uhr, gibt Radio-100-Redakteur Dieter Rulff, 34, das Mikrophon frei für „Radio Glasnost", ein einstündiges Funk-Forum für sächsische Dissidenten, thüringische Reformer und Ost-Berliner Oppositionelle, die sich auf diesem Weg an das Hörerpublikum der ganzen Stadt wenden. „Das Prinzip der Sendung", sagt Diplom-Politologe Rulff, „ist die unkommentierte Dokumentation von Beiträgen, die aus der DDR kommen, auf Kassetten oder als Manuskript."

Die Reaktionen, die sie auf die seit August laufende UKW-Sendereihe zu hören bekamen, waren für die Programm-Macher neu und überraschend. Bis dahin hatte es immer nur Zunder von rechts für die Vierergruppe gegeben, die sich bei Radio 100 zu einer Sendegemeinschaft zusammengerauft hat: das mit der „Tageszeitung" („taz") liierte „Andere Radio Berlin", das für Schwule und Lesben funkende „Neue Radio Berlin", das sozialdemokratische „Lokal Radio Berlin" und die „X-Radio" GmbH eines Musikproduzenten. Finanziert wird der Sendebetrieb von ein paar hundert Solidaritätsspendern.

„Randalierer und Chaoten" mißbrauchten den Sender als „elektronische Kommandozentrale" zur „Steuerung extremistischer Umtriebe und gesetzwidriger Handlungen", wetterte letztes Jahr der West-Berliner CDU-Geschäftsführer Klaus Wienhold. Er verlangte, den Unruhestiftern von Radio 100 sofort „die Lizenz zu entziehen".

Den Parteifunktionär störte wohl weniger, daß das Linksradio Ernst machte mit der Ankündigung, ein „laszives" und „libidinöses" Programm, etwa im Schwulenfunk „Eldoradio", zu senden. Irritierender war für ihn oder manch anderen schon, daß die Alternativen bisweilen abends um 19 Uhr, wenn ein bürgerliches Radio auf derselben Frequenz seine Sendungen mit dem Deutschlandlied beendete, gleich anschließend zum Auftakt ihres Programms die Klosettspülung hören ließen.

Endgültig war es um Wienholds Fassung geschehen, als Radio 100 im letzten Mai mit Telephoninterviews und Reportagen aktuell von den Kreuzberger Krawallen berichtete. Die CDU, so reagierte der Sender auf die Wienhold-Kritik, habe „eine unmittelbare Darstellung der Geschehnisse – und nur das hat Radio 100 gesendet – nicht verkraftet".

Wie sich neun Monate später zeigte, teilt die Union diese Realitätsschwäche mit der östlichen Staatsmacht. Nun tat Radio Glasnost bei den Einheitssozialisten seine Wirkung: Das SED-Zentralorgan „Neues Deutschland" („ND") wetterte über „Haßtiraden gegen die DDR". Der Verfasser eines „ND"-Leitartikels drohte, die Fortsetzung der „Kampagne" werde sich „ungünstig auf die Beziehungen zwischen der DDR, der BRD und Berlin (West) auswirken".

Vor allem aber hatte Radio Glasnost erst mal ungünstig auf die DDR-Obrigkeit gewirkt. Schon viele Wochen vor der Ende Januar ausgelösten Staatsaktion gegen rebellische junge Leute waren Liedermacher Krawczyk, seine später mit ihm verhaftete Frau Freya Klier und die Bürgerrechtlerin Vera Wollenweber in dem Sender zu Wort gekommen, der vor knapp einem Jahr gestartet wurde.

„Das Faß zum Überlaufen", meint Redakteur Rulff, brachte eine Sendung vom 25. Januar, in der Ost-Berliner Ökopaxe und Protestler über Ausreisen und Ausweisen, Festhalten und Abschieben redeten.

Das Moskauer Parteiorgan „Prawda" eilte den angegriffenen Ost-Berliner SED-Genossen gegen die „konterrevolutionäre Propaganda" von Radio Glasnost zu Hilfe. Auch in einem Bericht der amtlichen Nachrichtenagentur Tass wurden die „Desinformatoren" von Radio Glasnost Mitte Februar beschuldigt, sie versuchten „unter der Bevölkerung der DDR staatsfeindliche Stimmungen zu schüren und Spaltung in die sozialistische Ländergemeinschaft hineinzutragen".

Die Linksfunker, beflügelt von einem agilen achtköpfigen Aufsichtsrat, alles Frauen, zeigten vor den Kritikern im Osten so wenig Bange wie vor den „Herrschenden im Westen". Den „Kolleginnen und Kollegen des ‚Neuen Deutschland', der ‚Prawda' und von ‚Tass'" sendeten sie die Einladung über die Mauer, „sich mit uns in Verbindung zu setzen, bevor sie das nächstemal über uns schreiben".

Das real existierende Hindernis sparten die Funk-Alternativen in ihrer Sendung nicht aus. „Die Mauer, dieses Symbol der Abgrenzung", sprach der Ost-Berliner Physiker und Synodale Hans-Jürgen Fischbeck von der „Initiative ‚Absage an Praxis und Prinzip der Abgrenzung'" über Radio Glasnost, „ist der sichtbare Beweis für den inneren Unfrieden unserer Gesellschaft." ◆

Warum Sie ausgerechnet diese Ausgabe von natur kostenlos kennenlernen sollten.

natur hat 285 Putz- und Pflegemittel geprüft. Sauber machen sie alle, aber wie gefährlich sind sie für Mensch und Umwelt? Sind die Kinder vor dem scharfen Inhalt sicher? Halten die Bio-Produkte, was sie versprechen?

Die Ergebnisse finden Sie im Probeheft, und das können Sie kostenlos anfordern. Hier und jetzt.

Wer unsere Umwelt zerstört, zerstört auch Ihre Gesundheit. Denn Sie atmen, was andere in die Luft blasen, essen, was andere unterpflügen, trinken, was andere in das Grundwasser schütten.

Der Mensch ist nun einmal das letzte Glied in der Nahrungskette und somit auch das Endlager für allen Umweltschmutz.

Um natur zu abonnieren, müssen Sie also nicht unbedingt Umweltschützer sein – nur ein bißchen Egoist. Das Umweltmagazin natur hält Sie auf dem laufenden über das, was mit der Natur gemacht wird und was Sie dagegen tun können. Tatsachen – Hintergründe – Zusammenhänge.

natur. Das Umweltmagazin.

Hier klebte eine Anforderungskarte für ein natur-Abonnement: Sie erhalten das neue natur-Heft kostenlos zum Kennenlernen – ein kleines Kochbuch mit Pfiff als Geschenk – und 15% Preisvorteil, wenn Sie natur abonnieren. Bei Interesse wenden Sie sich bitte an den natur Leserservice, Postfach 1163, D-7107 Neckarsulm.

RG WIESMEIER

ATOMKRAFT

Doppelt und dreifach

Die Parlamentsausschüsse bekommen wöchentlich neue Nuklear-Skandale aufgetischt: Die Atomfirma Alkem vertuscht einen Unfall, beim Kernkraftwerk Philippsburg gab es Ungereimtheiten.

Wegen „besonderer Dringlichkeit" änderte der Bonner Umweltausschuß kurzfristig die Tagesordnung. Neuer „TOP 1" am Mittwoch letzter Woche: der Fehlbestand von gut einem Pfund des Bombenstoffs Plutonium bei der Hanauer Atomfabrik Alkem, den der SPIEGEL (9/1988) gemeldet hatte.

Die Parlamentarier erhielten Informationen, die Aufsichtsbeamte noch schnell bei dem Plutonium-Unternehmen eingeholt hatten. Walter Hohlefelder, Atom-Abteilungsleiter bei Bonns Umweltminister Klaus Töpfer, referierte die Daten: Eine Differenz zwischen Buchführung und ermitteltem Bestand von 581 Gramm Plutonium sei Anfang Februar nach Abschluß der betriebsinternen Inventur registriert worden. Der Verlust sei bei der chemischen Verarbeitung von insgesamt 40 Kilogramm Plutonium seit dem 16. Oktober vergangenen Jahres entstanden. Genauer Anteil der Schwundmenge: 1,4525 Prozent.

Reaktorsicherheitsexperte Hohlefelder, der ebensowenig wie die Atomaufseher im hessischen Umweltministerium, bei der Brüsseler Euratom oder der Wiener Internationalen Atomenergie-Organisation von Alkem unterrichtet worden war, gab auch die nachgereichte Begründung des Nuklearbetriebes für den Schwund weiter: Eine solche Diskrepanz liege im Rahmen des üblichen und sei „unproblematisch".

Das Defizit, so die Alkem-Darstellung, errechne sich aus den Staubresten und Ablagerungen, die bei „Reinigungsarbeiten" zur Zeit „gesammelt, gemessen und bilanziert" würden. Rund 100 Gramm hätten auf diese Weise seit Anfang Februar dem Bestandskonto wieder gutgeschrieben werden können.

Doch die Mitglieder des Bonner Umweltausschusses blieben skeptisch. Der CDU-Abgeordnete Bernd Schmidbauer will jetzt erst mal „nachfassen", wie „wir sogenannte Schwundmengen schneller verifizieren können".

Harald Schäfer, kernenergiepolitischer Experte der SPD, war „nachgerade sprachlos", daß bei Alkem „Plutonium, eines der gefährlichsten Gifte, noch mit einer veralteten Technologie gemessen wird": flüssiges Plutonium-Nitrat beispielsweise mit einem Meßstab ähnlich wie beim Prüfen des Ölstandes im Motor. Die ungenauen Meßmethoden, erklärte der Grünen-Abgeordnete Wolfgang Daniels, „bestärken nur unsere Forderungen, diese Anlage zu schließen". Der Diplomphysiker nannte es ungeheuerlich, daß es „keine Pflicht des Betriebes gibt", Fehlbestände von Strahlenmaterial an die Behörden zu melden.

Der neue Fall Alkem belegt wieder einmal, wie unzulänglich der Spaltstoff-Kreislauf in der Atomwirtschaft überwacht wird. Wo Aufsicht vorgeschrieben ist, da wird sie oft umgangen oder nicht ausgeübt. Alarmiert wurden Politiker und Kontrolleure vorige Woche durch weitere Berichte:

- Bei der Prüfung der falsch deklarierten Atommüll-Fässer, die vom belgischen Atomzentrum in Mol geliefert wurden, stellten Experten der Kernforschungsanlage Jülich fest, daß darin plutoniumhaltige Masse regelrecht versteckt worden war – in besonderen Stahlzylindern. Ingrid Matthäus-Maier, SPD-Bundestagsabgeordnete und Vorsitzende des Bonner Untersuchungsausschusses zur Aufklärung des Hanauer Atomskandals, äußerte vergangenen Freitag die Vermutung, daß hier womöglich etwas „vertuscht" werden sollte.
- Interne Protokolle des Technischen Überwachungsvereins (TÜV) enthalten Hinweise, daß der Überwachungsverein beim Genehmigungsverfahren und der Überprüfung des Kernkraftwerks Philippsburg dem Betreiber unzulässig entgegengekommen ist. Baden-Württembergs Ministerpräsident Lothar Späth hält für möglich, daß beim TÜV „geschlampert worden ist", der grüne Bundestagsabgeordnete Otto Schily kommentiert: „Ein neuer skandalöser Tatbestand."

Wegen des Verdachts, die Atomanlage Philippsburg werde ohne ordnungsgemäß zustande gekommene Genehmigung betrieben, beantragten die Bonner Oppositionsparteien, wieder mal, eine Sondersitzung des Umweltausschusses. Dabei war noch nicht einmal der Plutonium-Schwund bei Alkem geklärt.

Der grüne Bundestagsabgeordnete Daniels beklagte, turnusmäßige Mengenkontrollen bei Plutonium hätten nur statistische Bedeutung: „Wenn tatsächlich einmal Material entwendet wird, dann ist, wenn die Kontrolleure in drei Monaten kommen, die Bombe längst gebaut."

Vier Wochen lang hatten bei Alkem betriebseigene Kontrolleure nach Plutonium-Partikeln gesucht. Der Anteil von nahezu 1,5 Prozent der Durchlaufmenge ist das Dreifache des üblichen Schwunds, der durch Ablagerungen an Geräten zustande kommt.

Zudem wurde seit Anfang Februar im Chemiebereich gar nicht mehr produziert. Alkem hatte dafür Erklärungen parat. Der Stillstand in der Produktion

Kernkraftwerk Philippsburg: „Ein neuer skandalöser Tatbestand"

Handschuhkasten bei Alkem: „Fenster geborsten"

sei, sagte Firmensprecher Rainer Jend, durch die „Schwierigkeiten" bedingt, „anstehende Transporte abzuwickeln". Das Einsammeln der Staubablagerungen habe sich außerdem kompliziert, weil in den Zellen („Handschuhkästen"), in denen das Spaltmaterial bearbeitet wird, schwer zugängliche „Fällsäulen" mit Glasringen installiert seien, an denen das „Plutonium naturgemäß auch" hafte.

Daß etwas anderes der Grund für den langen Stillstand und die sich hinziehenden Säuberungsarbeiten sein könnte, schloß Alkem am Montag letzter Woche aus. Von einem Zwischenfall oder gar einem Unfall, beteuerte Jend, könne „überhaupt nicht" die Rede sein. Zwei Tage später, vor dem Bonner Umweltausschuß, antwortete Töpfers Atom-Abteilungsleiter Hohlefelder auf die Frage, ob hinter dem Plutonium-Fehlbestand bei Alkem noch etwas anderes stecke: Darüber sei ihm nichts bekannt.

Dem SPIEGEL aber liegen Informationen über eine Panne vor, die im Zusammenhang mit dem verschwundenen Plutonium steht. Alkem-Mitarbeiter berichten, kürzlich sei „das Fenster eines Handschuhkastens geborsten". Deshalb hätten die Arbeiten in diesem Bereich „eingestellt werden müssen". Erst vorletzte Woche sei die Glasscheibe „unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen ausgewechselt worden".

Der Störfall habe sich, so die Angaben, „genau dort" ereignet, wo nach den Plutonium-Ablagerungen gesucht worden sei. In den Handschuhkästen wird flüssiges Plutonium-Nitrat chemisch in Pulver umgewandelt. Vor den Kästen stehen Arbeiter, die mit den Unterarmen in eingelassene Handschuhe schlüpfen. Durch Sichtscheiben beobachten sie ihr Hantieren.

Die zum Arbeitsraum hin hermetisch abgeschlossenen Handschuhboxen sind die Schwachstellen in der Alkem-Produktionsstätte. Von sechs Störfällen, die das Atomwerk letztes Jahr dem Umweltministerium meldete, ereigneten sich allein vier an den Kästen. In drei Fällen atmeten Arbeiter Plutonium-Staub ein.

Immer waren es Risse in den Handschuhen, die eine Verseuchung auslösten. Anfang dieses Jahres vergiftete sich erneut ein Arbeiter an einer Box. Ein Elektriker, der ein Kabel in der Fertigungszelle reparieren wollte, hatte einen der beiden Greifhandschuhe aufgeritzt.

Die Atomfirma weiß seit langem um die risikoreiche Arbeitsmethode. In einem Antrag auf eine neue Fabrikationshalle hat das Unternehmen deshalb eine weniger gefährliche Fertigungsweise skizziert: Roboterarme sollen Menschenhände ersetzen.

Das Unternehmen hat den Aufsichtsbehörden die Störung verschwiegen. Das wurde von der Firmenleitung, berichten Alkem-Mitarbeiter, mit dem Hinweis gerechtfertigt, bei dem Glassprung sei „die Barriere nicht durchbrochen" worden, also kein Strahlstoff in den Arbeitsraum gedrungen. Deshalb hätten die Verantwortlichen auch „keinen meldepflichtigen Störfall angenommen".

Die Alkem-Manager befürchteten offenbar, eine Anzeige des Plutonium-Defizits und des Fensterbruchs werde die Zweifel der Behörden an der Sicherheit des Unternehmens verstärken – Alkem arbeitet noch immer ohne endgültige atomrechtliche Genehmigung.

Daß auch ein zweites Kernenergie-Großprojekt in der Bundesrepublik ohne rechtmäßige Erlaubnis in Betrieb sei, argwöhnten vorige Woche das Freiburger Öko-Institut und die Stuttgarter Grünen. Der Reaktorblock Philippsburg II, so ihr Vorwurf, sei vor Abschluß der sicherheitstechnischen Prüfungen ans Netz gegangen. Das gehe unter anderem aus der Mitteilung eines TÜV-Mitarbeiters an seinen Vorgesetzten hervor.

Am Reaktorsicherheitsbehälter und an den Schleusen, heißt es darin, „wurden auch noch nach der nuklearen Inbetriebnahme sicherheitstechnisch wichtige Prüfungen – wie übrigens bei vielen anderen Komponenten auch – durchgeführt". Überdies sei, so Grünen-Fraktionschef Fritz Kuhn, von der TÜV-Spitze auf Mitarbeiter „Druck ausgeübt" worden.

Der TÜV Baden wies letzte Woche erst mal alle Vorwürfe pauschal zurück. Insbesondere, wehrte sich Hubert Eisele, Leiter des Fachbereichs Kerntechnik, sei das Wirtschaftsministerium in Stuttgart bei der Genehmigung stets ordnungsgemäß unterrichtet worden – auch über das, was „wir zu dem Zeitpunkt noch nicht geprüft hatten".

Ob Philippsburg II zu früh eingeschaltet wurde, wollen der baden-württembergische Wirtschaftsminister Martin Herzog und sein Umweltkollege Erwin Vetter nun nochmals sicherheitstechnisch nachprüfen, und zwar „doppelt und dreifach".

ABTREIBUNG

Genau überwacht

Frauenministerin Rita Süssmuth hat vor Unions-Rechten gekuscht. Ihr Beratungsgesetz zum Paragraphen 218 wurde zum „Frauen-Diskriminierungs-Gesetz".

Noch am Dienstag letzter Woche versuchte Frauenministerin Rita Süssmuth alles abzustreiten. Sie habe gar keinen Referentenentwurf für ein Beratungsgesetz zum Paragraphen 218 in der Schublade, verkündete sie den staunenden Journalisten. Zwei Tage später dis-

Kritikerin Monika Simmel-Joachim
„Da beginnt die Lüge"

kutierte das Parlament über eben jenen Gesetzentwurf, der den Abtreibungsparagraphen drastisch verschärft.

Medienliebling Rita Süssmuth hatte Grund zum Versteckspiel. So hart wie jetzt ist sie noch nicht gescholten worden. Kern der Kritik: Entgegen ihrem Versprechen setze sie Schwangere unter Druck, das Kind auf jeden Fall auszutragen. Das erste Gesetz der CDU-Frau, schimpften Genossinnen und Grüne im Bundestag, sei ein „Frauen-Diskriminierungs-Gesetz" geworden.

Tatsächlich will das Süssmuth-Werk die Prozedur verlängern, bis eine Schwangere die Indikation für den Abbruch erhält. Das Gesetz schreibt außerdem als Beratungsziel vor, „die Bereitschaft der Schwangeren zur eigenverantwortlichen Annahme des ungeborenen Lebens zu wecken, zu stärken und zu erhalten". Nicht mehr Mutter und Kind, sondern nur der Embryo steht im Mittelpunkt der Beratung. Das, so die Vorsitzende von Pro-Familia, Monika Simmel-Joachim, bedeute „die Entmündigung der Ratsuchenden". Ihr Verband werde das wohl nicht mitmachen.

Die Kontrolle darüber, ob die Beratung auch im Sinne des neuen Gesetzes stattfindet, soll der zuständigen Landesbehörde unterliegen. Bereits heute wird in Bayern und Baden-Württemberg genau überwacht, welche Institution wie berät und wie viele Hilfen sie vermittelt. In Beratungsstellen tauchen schon jetzt selbsternannte Spitzel auf, die sich unter dem Vorwand, Hilfe zu suchen, an eine Beraterin wenden.

Der Präsident der Bundesärztekammer, Karsten Vilmar, lehnt die im Entwurf vorgesehene Zwangsfortbildung für Ärzte ab. Sie sollen in Kursen für eine Beratung „zugunsten des Lebens" geschult werden. Die Bundesregierung habe kein Recht, so Vilmar, eine solche Fortbildungspflicht festzulegen und Bußgeld anzudrohen. Das sei allein Sache der zuständigen Landesärztekammern.

Auch die Regelung, Kassen nur noch für Abtreibungen zahlen zu lassen, die an das Statistische Bundesamt gemeldet wurden, hält er für „problematisch". Auf jeden Fall sei sicherzustellen, daß die meldenden Ärzte nicht als „Abtreibungsärzte" diskriminiert würden.

Oppositions-Abgeordnete haben bereits die Schreckensvision vor Augen, daß Frauen wie früher zu Engelmacherinnen oder ins Ausland getrieben würden. Doch auch die FDP sperrt sich gegen den Süssmuth-Entwurf. Die liberale Abgeordnete Uta Würfel kündigte ein eigenes Gesetz „auf der Grundlage der Koalitionsvereinbarungen" an. Ratsuchende Frauen dürften nicht überredet, sondern müßten befähigt werden, „sich eigenverantwortlich zu entscheiden".

Dabei weiß die Frauenministerin Rita Süssmuth selber genau, daß ihr Gesetz kaum einen Schwangerschaftsabbruch verhindern wird. Sie hat sich dem Druck der CSU-Hardliner gebeugt, die im Gegenzug auf eine Verfassungsklage gegen den Abtreibungsparagraphen verzichten wollen. Ihr ging es auch darum, eine Finanzierung der Abtreibungen weiter durch die Krankenkassen oder – wie CDU-Generalsekretär Heiner Geißler vorschlug – aus Steuermitteln sicherzustellen. Dafür nahm sie jedoch in Kauf, daß der Paragraph 218 ausgehöhlt und die soziale Indikation erschwert wird.

„Die Beraterin", wundert sich die Pro-Familia-Vorsitzende, „soll der Frau sagen: Jetzt stellen Sie sich mal nicht so an, Ihre Zweifel sind ganz unberechtigt, wir helfen Ihnen." Frau Simmel-Joachim: „Und da beginnt die Lüge." Die vorhandenen materiellen Hilfen reichten nicht aus. „Welche klar denkende Frau läßt sich denn für 2000 Mark einmalige Beihilfe durch die Mutter-und-Kind-Stiftung ein Kind abkaufen?"

Immerhin hat sogar das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil von 1975 festgestellt, nicht nur finanzielle, sondern auch psychische Probleme könnten eine Notlage hervorrufen. Die höchsten Richter ermahnten den Gesetzgeber darüber hinaus (wenngleich arg verklausuliert), er dürfe die Frauen auch nicht zum Austragen des Kindes zwingen.

Der Sozialdienst katholischer Frauen, stramm auf der 218-Linie der Union, hätte mit den ethischen Maßstäben des Süssmuth-Gesetzes keine Schwierigkeiten. Sozialberatungsorganisationen wie Pro-Familia müßten jedoch ihr Selbstverständnis völlig umkrempeln. Die angesehene Institution, so fürchtet ihre Vorsitzende, müsse entweder die Beratung nach Süssmuth-Muster ganz aufgeben oder würde sich spalten. So manchem in der Union wäre das sicher recht.

Christdemokraten Geißler, Rita Süssmuth: Den Hardlinern nachgegeben

ABGEORDNETE

Platte geputzt

Der Münchner CSU-Bundestagsabgeordnete Josef Linsmeier hat sich bei privaten Geschäften verhoben.

Der Sachbearbeiter in der Diätenstelle der Bonner Bundestagsverwaltung ließ den Anrufer, einen Rechtsanwalt aus München, gar nicht erst ausreden. Wenn es etwa um den „Abgeordneten mit ‚L' aus Bayern" gehe, unterbrach er, „dann haben Sie gar keine Chance, da hängen noch andere dran".

Es ging um den CSU-Abgeordneten Josef Linsmeier, 43, der im Bundestag den Wahlkreis München-Land vertritt – und um einen rechtskräftigen Vollstreckungstitel, mit dem der Anwalt in die Diätenbezüge des Parlamentariers hineinpfänden wollte. Linsmeier, selber Jurist und Mitglied einer Münchner Anwaltssozietät, schuldet – unter anderem – einer Münchner Werbeagentur immer noch 14 000 Mark für „werbefachliche Beratung" im letzten Bundestagswahlkampf.

Die Werbung hatte dazu beigetragen, daß der Oberbayer zum dritten Mal ins Parlament gelangte. Linsmeier, der seine Karriere schon in der katholischen Jugendbewegung angelegt hatte und als 24jähriger in die CSU eingetreten war, avancierte im Bundestag zum Obmann der Unionsfraktion im Post- und Fernmeldeausschuß.

Daß Gläubiger sich über die Diäten eines Abgeordneten hermachen, kommt nach den Erfahrungen der Bonner Parlamentsbuchhalter nur „ganz selten, höchstens einmal im Jahr“ vor. In der Regel handelt es sich dabei um Unterhaltsforderungen von Ex-Ehefrauen oder Kindern.

Verfügbar ist in jedem Fall nur eine Hälfte der Bezüge. Die andere bewahrt ein Paragraph des Abgeordnetengesetzes vor Zugriffen, damit ein Parlamentarier im Ernstfall nicht „kahlgepfändet werden kann“ (so der Bonner Ministerialrat Dietrich Nemitz).

Am flottesten lebte in den siebziger Jahren ein Parlamentarischer Geschäftsführer der CDU/CSU über seine Verhältnisse. Der Politiker, verschwenderischer Genießer des rheinischen Nachtlebens, trat seine längst an Gläubiger vergebenen Bundestagsbezüge an immer neue Kreditgeber ab. Er wurde vor gut sieben Jahren wegen Betrugs zu 18 Monaten Haft mit Bewährung und 168 000 Mark Geldbuße verurteilt.

Auch bei CSU-Linsmeier wird der ganze Diätenetat schon derart durch Abtretungen an eine Bank beansprucht, daß selbst geringfügig erscheinende Forderungen daraus vorerst nicht befriedigt werden können. So stehen auch weitere Pfändungsbeschlüsse gegen den Politiker auf der Warteliste, etwa der, den die Hanauer Firma Nukem für einen Schuldbetrag von rund 32 000 Mark erwirkte.

Bei Nukem holte vorletztes Jahr die Firma „Recycloplast“ im Oberbayrischen, die Anlagen zur Wiederaufarbeitung von Kunststoffabfällen entwickelt, ein Gutachten über Plastikmaterial ein. Für die offene Rechnung haftet Linsmeier, Hauptaktionär des finanzschwachen Unternehmens, durch ein notariell beurkundetes Schuldanerkenntnis vom September 1987. Linsmeier: „Das war für mich wirklich ein Opfergang.“

Zu der Zeit hatte sich der Abgeordnete nach eigener Darstellung schon fast aus den Verpflichtungen gelöst, die ihm aus seinem ursprünglich favorisierten Nebenerwerbszweig erwachsen waren: dem privaten Hörfunk und Fernsehen. Linsmeier, Anfang der achtziger Jahre Vorsitzender der Enquete-Kommission „Neue Informations- und Kommunikationstechniken“ im Bundestag, war schon Ende 1985 mit „plusminus Null“ als Teilhaber aus dem angeschlagenen Kommerzsender „tv weiß blau“ des Ministerpräsidentensohns Franz Georg Strauß ausgeschieden. Er hatte, so ein ehemaliger „weiß blau“-Mitarbeiter, „weitsichtig die Platte geputzt“.

Nach Abgabe seines 20-Prozent-Anteils versuchte er vergeblich, noch ein Aufgeld herauszuschinden: 30 000 Mark für rechtliche Beratung und andere Aktivitäten. Seine 20 Prozent hatte er zum Einstandspreis an den Münchner Finanzjongleur Uwe Woitzig verkauft, der inzwischen – ebenfalls ausgeschieden – unter dem Verdacht des Millionenbetruges in anderen Fällen in Untersuchungshaft sitzt (SPIEGEL 3/1988).

Ende letzten Jahres trennte sich Linsmeier auch von der Radio-Anbietergesellschaft „Neue Welle Bayern“, bei der er mit Kapitaleinlagen immer wieder in Rückstand geraten war. Den Rückzug muß freilich noch die „Neue Welle“-Gesellschafterversammlung sanktionieren; davon hängt ab, ob und wie der ehemalige Versammlungsvorsitzende Linsmeier seine Investition von über einer Million Mark zurückbekommt.

Brancheninsider vermuten, daß der CSU-Politiker bei seinen mannigfachen Aktivitäten im kommerziellen Funk, den er mal als „Wachstumsmarkt der Zukunft“ betrachtete, „hübsch gerupft“ worden sei. Er selber sieht das anders: „Da bin ich so gut wie aus dem Schneider.“

Wenn dem so ist, erscheint verwunderlich, daß der Jurist vergleichsweise läppische Verpflichtungen ignoriert und es – in Kenntnis drohenden Ungemachs – aufs Ganze ankommen läßt. Ende letzter Woche beantragte der Anwalt der Münchner Werbeagentur bei Gericht Linsmeiers Vorladung zu einer eidesstattlichen Versicherung (früher: Offenbarungseid) in Vermögenssachen.

Noch schlimmer für den Parlamentarier: Der Gläubigervertreter will Linsmeiers Gewinnanteil bei dessen Anwaltssozietät pfänden lassen. ◆

Ex-Partner Linsmeier, Strauß
„Wirklich ein Opfergang“

Studiosus.
Der „Andere Urlaub.“

Das Erlebnis, fremde Länder auch auf Wanderpfaden zu entdecken.

Bei dieser Reiseform steigen wir ab und zu aus dem Bus aus und durchstreifen die schönsten Gebiete zu Fuß. Im Mittelpunkt steht auch hier der **Studiosus Studienreiseleiter,** der es versteht, sein Wissen auf ganz persönliche Weise zu vermitteln; er ist es, der neben dem Blick auf das Sehenswerte auch Einblicke verschafft in Kunst und Kultur, in Geschichte und Gegenwart.

270 Studienreisen zur Auswahl:

z. B. in der Türkei
Erlebnis Kapadokien, 9 Reisetage ab 1750,–
Osttürkei – Ararat, 17 Reisetage ab 2440,–

z. B. in Skandinavien/Island
Schweden, 15 Reisetage 2750,–
Norwegens Fjorde, 13/14 Reisetage 2820,–
Vulkaninsel Island, 15 Reisetage ab 4330,–

z. B. in Griechenland
Insel Kreta, 8/15 Reisetage ab 1595,–
Inseln der Kykladen, 15 Reisetage ab 2335,–
Lesbos – Chios, 8 Reisetage ab 1645,–

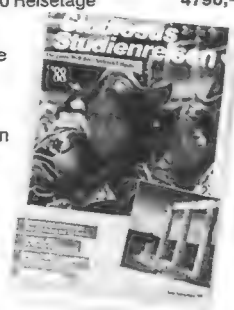
z. B. in Spanien/Portugal
Spaniens Jakobspfad, 15 Reisetage ab 2825,–
Kanarische Inseln, 15 Reisetage ab 2975,–
Grünes Portugal, 15 Reisetage ab 2530,–

z. B. in Marokko/Tunesien
Marokkos Großer Süden, 15 Reisetage ab 2530,–
Tunesiens Berge und Oasen, 15 Reisetage ab 2470,–

z. B. in Asien/Ferner Osten:
Kaschmir – Zanskar – Ladakh, 25 Reisetage 5250,–
Nepal, 17 Reisetage 4850,–
Bali – Lombok, 20 Reisetage 4790,–

Bei allen Reisen gute bis sehr gute Hotels, viele Reisetermine.

Den ausführlichen Katalog (370 Seiten), Beratung und Buchung in **jedem guten Reisebüro** oder bei



Studiosus Studienreisen
Unverwechselbar in Niveau und Substanz
Postfach 202204, 8000 München 2
Telefon 089/500600

„Es ist wie Dallas ohne Frauen“

Der Machtkampf um die belgische Industrie-Holding Société Générale ist zu einem für Europäer ungewöhnlichen Spektakel geworden. Der italienische Industrielle Carlo De Benedetti, der aus dem Unternehmen einen europäischen Konzern machen will, findet stets neue Hürden. Der Übernahmekampf wird immer konfuser.

Jean-Olivier Tedesco, Gast im Brüsseler Hilton, ist seinen Aufenthalt in dem Luxus-Hotel gründlich leid. Seit über sieben Wochen schon harrt der Pariser Public-Relations-Mann im 23. Stock des Hochhauses am Boulevard Waterloo aus, um von dort den Auftrag zu erledigen, für den eigentlich nur ein, zwei Wochen vorgesehen waren.

Mit geschickter Öffentlichkeitsarbeit sollte der junge Franzose dem italienischen Industriellen Carlo De Benedetti helfen, belgische Widerstände gegen einen kühnen Übernahme-Plan zu überwinden. Binnen 14 Tagen wollte De Benedetti die Kontrolle über Belgiens größte und mächtigste Holding-Gesellschaft, die Société Générale de Belgique (SGB), erringen.

Mitte Januar hatte der Italiener öffentlich sein Interesse an dem belgischen Trust erklärt. Doch De Benedetti, der in der Zeitspanne von nur 15 Jahren vom Chef eines kleinen Turiner Familienbetriebes zum Regenten des drittgrößten italienischen Wirtschaftsimperiums in Privatbesitz aufgestiegen war, hatte die Schwierigkeiten unterschätzt.

Die Offerte des Italieners schockierte die belgische Öffentlichkeit und rüttelte rivalisierende Firmenmanager wach. Um die SGB entbrannte ein harter, verbissener Machtkampf, wie ihn europäische Industrielle und Finanziers noch nie zuvor erlebt haben.

Da wurde das SGB-Management in schöner Offenheit als „ineffizient“ und „feudalistisch“ runtergeputzt. Konzern-Chefs, die sonst auf feine Umgangsformen achten, warfen sich gegenseitig Falschangaben über die in ihrem Besitz befindlichen Aktienpakete vor.

Da wechselte einer der Hauptakteure während des wochenlangen Gezerres zweimal die Front, und belgische Richter entschieden mal zugunsten des einen Lagers, mal zugunsten des anderen. Das Schlachtfeld verlagerte sich von Brüssel nach Paris, und zu guter Letzt brach der Börsenhandel in SGB-Papieren zusammen. Trotz eines aberwitzig hohen Kurses wollte keiner der Aktionäre mehr verkaufen, auf dem Markt gab es nur noch Käufer.

Konfus wie „die Aufführung einer Oper, bei der sich keiner mehr an das Libretto erinnert“, empfand André Leysen, der Chef der Antwerpener Holding Gevaert, das SGB-Melodram. Etienne Vicomte Davignon, den früheren EG-Vizepräsidenten und heutigen Top-Manager der SGB, erinnerte das Machtspiel an amerikanische Fernsehserien: „Es ist wie Dallas ohne Frauen.“

Wer schließlich im Kampf um die belgische Holding triumphieren wird, ist offen. Zunächst sah es so aus, als hätte De Benedetti den Durchbruch geschafft, nachdem Gevaert-Chef Leysen sich als erster bedeutender belgischer SGB-Aktionär auf die Seite des Italieners geschlagen hatte.

Doch nur einen Tag später änderte sich die Lage wieder einmal schlagartig. Ein Brüsseler Berufungsrichter entschied am Dienstag vergangener Woche, daß eine zugunsten De Benedettis erlassene einstweilige Verfügung gegen eine Erhöhung des SGB-Kapitals nichtig sei.

Damit wurde der ohnehin schon verwirrende Streit um die SGB noch konfuser. „Das war, als hätte ein Schiedsrichter mitten in einem Fußballspiel die Regeln geändert“, kommentierte Leysen den überraschenden Richterspruch.

Nun geht es nicht mehr nur um die Kontrolle über 28 Millionen alte SGB-Papiere. Jetzt ist auch ein Kampf um den Besitz von zwölf Millionen junger Aktien entbrannt.

Flugs erklärte SGB-Manager Davignon nach dem Urteil, daß eine gegen De Benedetti gerichtete Allianz von französischen und belgischen Aktionären nunmehr über eine Zweit-Drittel-Mehrheit des Holding-Kapitals verfüge. Die neuen Aktien würden von einer Gesellschaft namens Sodecom gehalten, die wiederum von dem franko-belgischen Aktionärsbund kontrolliert wird.

SGB-Manager Davignon, Verbündete Leysen, De Benedetti: Das Establishment war empört

Aber auch De Benedettis neuer Partner Leysen machte Ansprüche auf die frischen Papiere geltend. Er habe aufgrund früherer Vereinbarungen mit der SGB, behauptete der Gevaert-Chef vergangene Woche, eine noch immer gültige Option auf die Übernahme des zusätzlichen Kapitals.

Begonnen hatte das Hickhack um die „alte Dame“, wie die 1822 gegründete SGB in Belgien genannt wird, mit einem für SGB-Chef René Lamy äußerst unerfreulichen Abendessen am 17. Januar dieses Jahres. Sein Tischpartner war De Benedetti.

Der Italiener eröffnete dem verdatterten Belgier, er habe über seine französische Holding Cerus 18,6 Prozent der SGB-Aktien aufgekauft. Er wolle weitere Anteile erwerben, um den belgischen

Konzern dann zur ersten „paneuropäischen Holding" umzuwandeln. Für diese Aufgabe tauge das bisherige „Feudal"-Regiment bei der SGB nicht.

Lamy sah nicht nur seinen Job gefährdet, er fühlte sich auch persönlich von De Benedetti hintergangen. Wenige Monate zuvor nämlich hatte SGB-Gouverneur Lamy – diesen Titel trägt in Belgien kein anderer Chef eines privaten Unternehmens – den Italiener eingeladen, mit einem Anteil von einigen wenigen Prozenten dem „harten Kern" von SGB-Aktionären beizutreten.

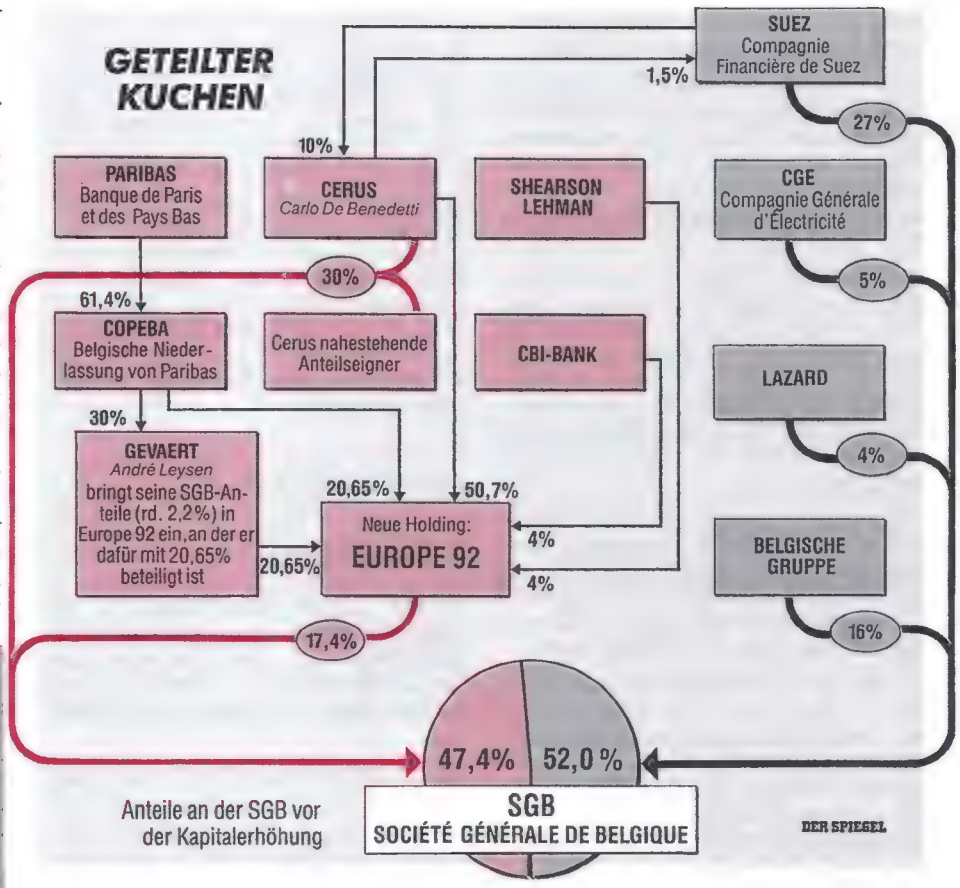
Mit einem festen Kreis befreundeter Aktionäre, so ist es in Belgien und Frankreich bei vielen Konzernen üblich, wollen sich die Unternehmenschefs ge-

über die Verletzung

gen unliebsame Großeinkäufer schützen. Meist sichern die Konzernherren ihre Stellung noch durch Überkreuz-Beteiligungen ab, indem sie kleine Anteile an jenen Unternehmen halten, die zum harten Kern gehören.

Doch nun entpuppte sich der vermeintliche Verbündete als Angreifer. Lamy, Davignon und das restliche Establishment waren empört über die Verletzung der franko-belgischen Unternehmer-Etikette.

Noch in der Nacht nach De Benedettis Essen mit Lamy reagierte die SGB-Führung. Sie beschloß, eine schon vor Monaten von den Aktionären genehmigte Erhöhung des Kapitals von über 40 Prozent in Kraft zu setzen. Die zwölf Millionen neue Anteilscheine sollten nur an „zuverlässige und kooperative Aktionäre" ausgegeben werden. „Sollen etwa künftig", fragte Lamy die Landsleute, „Entscheidungen über die belgische Wirtschaft in Turin fallen?"



Daß Lamy sein Unternehmen mit der belgischen Wirtschaft gleichsetzte, hat seinen guten Grund. Mit Anteilen an über 1200 Unternehmen kontrolliert die SGB-Führung, die sich in ihrer Zentrale, einem Palais an der Rue Royale, den Anachronismus livrierter Diener leistet, fast ein Drittel der belgischen Wirtschaft.

Der Konzern gebietet über Chemie-, Elektro- und Energieunternehmen. Er läßt Waffen produzieren, Bodenschätze fördern und ist am Diamantengeschäft beteiligt.

Um nicht durch die Kapitalerhöhung in die Rolle eines einflußlosen Aktionärs zurückgedrängt zu werden, ging De Benedetti vor Gericht. Weil die Ausgabe neuer Aktien allein zur Abwehr seiner Übernahme-Offerte beschlossen worden sei, so argumentierte der Italiener, sei diese illegal.

Ein Brüsseler Handelsrichter gab dem Antrag auf einstweilige Verfügung statt. Die bei der Sodecom geparkten Papiere wurden erst einmal blockiert.

Doch auch De Benedetti kam nicht voran. Zwei Wochen mußte er warten, bis Belgiens Bankenkommission die Übernahme-Offerte genehmigte. Das gab seinen Gegnern Zeit, eine gemeinsame Front gegen den „Condottiere" aus Oberitalien zu bilden. Von der Regierung und dem SGB-Establishment um Hilfe gebeten, warf sich zunächst einmal Gevaert-Chef Leysen ins Gefecht.

Binnen weniger Tage formte der Flame, dessen Holding einen SGB-Anteil von 2,2 Prozent hielt, ein Firmenkonsortium, das im besten Einverständnis mit der SGB zehn der zwölf Millionen neuen Aktien erwerben wollte. Denn die SGB-Manager und ihre Freunde gingen davon aus, daß die Verfügung gegen die Kapitalerhöhung schon bald wieder aufgehoben werde.

Auch aus Paris schaltete sich eine starke Finanzholding in den Krieg der Konzerne ein. Die Compagnie Financière de Suez, die aus der französischen Suezkanal-Gesellschaft hervorgegangen war, kaufte eifrig SGB-Aktien auf.

Zunächst war nicht klar, auf wessen Seite die Suez-Manager fochten. Als sich der Pariser Finanzkonzern auf die Seite der SGB schlug, verließ De Benedetti empört eine Verwaltungsratssitzung von Suez, während Suez-Partner Lamy im Konferenzraum blieb. „Suez hat uns hintergangen", klagte De Benedettis Helfer Tedesco, „das Unternehmen hätte auf unserer Seite stehen oder zumindest neutral bleiben müssen."

Doch dann gab es die überraschendste Wende im Firmen-Monopoly: Ausgerechnet jener André Leysen, der die erste Fronde gegen De Benedetti angeführt hatte, schwenkte ins Lager des Italieners. Für die Belgier sei es besser mit De Benedetti – der hatte durch verdeckte Käufe an der Börse inzwischen seine SGB-Anteile kräftig aufgestockt – zusammenzuarbeiten, begründe-

te Leysen seinen Sinneswandel, als womöglich völlig ausgebootet zu werden.

Der Vertrag zwischen De Benedetti und Leysen war schon unterschriftsreif, als es sich der Gevaert-Chef wieder einmal anders überlegte. Auf Drängen belgischer Partner sagte er die schon terminierte Unterzeichnung der Vereinbarung ab.

Das war die Chance für Suez, mit der von Leysen angeführten Belgier-Clique ins Geschäft zu kommen. Nur einen Tag nach dem geplatzten Benedetti-Deal gaben Leysen und Suez-Generaldirektor Patrick Ponsolle bekannt, daß sie gemeinsam mit anderen Alliierten über etwa 52 Prozent der Générale-Aktien verfügten.

Einigen Mitgliedern des Leysen-Klubs war nun der Schwenk zu schnell gegangen, sie sperrten sich. Enttäuscht zog sich der Gevaert-Chef aus dem Getümmel zurück und erklärte sich mit seinem eigenen Anteil an der SGB für neutral.

Nach dem Absprung Leysens gelang es den Pariser Finanzmanagern, die übrigen belgischen Gruppen-Mitglieder wieder um sich zu scharen. Vorvergangene Woche erklärten Suez-Generaldirektor Ponsolle und die mit ihm verbündeten Belgier abermals, sie hätten eine Mehrheit von 52 Prozent.

De Benedetti, der nach eigenen Angaben inzwischen 45 Prozent der Aktien unter seine Kontrolle gebracht hatte, konterte mit einer Verdoppelung des Übernahme-Preises je Aktie von 4000 auf 8000 belgische Franc. Das war ein absurd hoher Kurs; angefangen hatte der Italiener mit einem Gebot von 3400 Franc. Den erhöhten Preis hatte selbst er als „verrückt" bezeichnet.

Doch selbst zu dem Traum-Kurs von 8000 Franc war an der Brüsseler Börse kaum noch ein Papier zu kaufen. Mit einem Einsatz von insgesamt drei Milliarden Mark hatten die Benedetti-Gruppe und Suez alle freien Papiere vom Markt gesogen.

De Benedetti hoffte, mit seinem Super-Angebot einen der belgischen Suez-Verbündeten zum Verkauf der SGB-Aktien bewegen zu können. Aber die franko-belgische Allianz gab bekannt, sie habe alle ihre Bündnismitglieder durch gegenseitige Vorkaufsrechte aneinander gefesselt.

So konnte De Benedetti denn auch nur – abermals überraschend – den neutralen Leysen und die bis dahin unbeteiligte Paribas in der vergangenen Woche zu sich herüberziehen. Der Gevaert-Chef verkaufte seine SGB-Aktien mit einem Gewinn von 150 Millionen Mark an den Italiener und stieg dann gemeinsam mit der Paribas-Tochter Copeba in eine neue Benedetti-Holding namens „Europe 92" ein. Diese Gesellschaft, an der sich auch ein New Yorker und ein Genfer Finanzhaus beteiligten, hält nun 17,4 Prozent der SGB-Aktien.

Ungeklärt ist jetzt allerdings, was aus den neuen Aktien wird, die der Berufungsrichter vergangene Woche freigab. Mit seinem Urteil hob das Gericht nur die einstweilige Verfügung gegen die Mitte Januar beschlossene Kapitalerhöhung auf; die eigentliche Entscheidung über die Benedetti-Klage wird womöglich erst in zwei Jahren fallen.

André Leysen, der Mann der schon in beiden Lagern stand, glaubt daher an einen Verhandlungsfrieden. „Der Streit wird an einem runden Tisch enden", meint der Flame, „es muß in zwei, drei Wochen zu einer allgemeinen Versöhnung kommen."

UNTERNEHMEN

Keine Zukunft

Wegen seiner Verwicklung in die Barschel-Affäre ist der Schwarzkopf-Manager Karl Josef Ballhaus vom Dienst beurlaubt. Er wird kaum auf seinen alten Arbeitsplatz zurückkehren.

Auf seinen Partner Karl Josef Ballhaus, 59, konnte sich Hans Peter Schwarzkopf, 54, stets verlassen. Gemeinsam leiteten die beiden Spitzenmanager den Hamburger Kosmetik-Konzern Schwarzkopf. Doch die Entscheidungen traf meist einer allein: Ballhaus.

„Er hat sich aus eigener Kraft hochgeboxt", erklärte Schwarzkopf gern das Arbeitsverhältnis. „Ich stehe oben, weil ich in das Unternehmen hineingeboren wurde."

Seit November vergangenen Jahres muß der Enkel des Firmengründers ohne den starken Freund auskommen. Ballhaus ist von seinem Job beurlaubt. In diesem Monat will der Schwarzkopf-Aufsichtsrat über die weitere Verwendung des Topmanagers entscheiden.

Die Chancen stehen nicht gut für den selbstbewußten Manager. Ballhaus konnte bislang den Verdacht nicht entkräften, eine der wichtigeren Figuren im Kieler Schurkenstück zu sein.

Der Chemie-Mann soll Anfang vergangenen Jahres dem damaligen schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten Uwe Barschel bei der Bespitzelung des Oppositionsführers Björn Engholm behilflich gewesen sein, eine Aktion, die von Barschel angeregt, von der Bremerhavener Detektei Piel ausgeführt und von Schwarzkopf bezahlt worden sein soll.

Ballhaus und Barschel waren seit Jahren freundschaftlich verbunden gewesen. Sie wohnten, nahe beieinander, im Lauenburgischen, trafen sich häufig und standen gemeinsam der Privatstiftung Herzogtum Lauenburg vor, die im feinen Schwarzkopf-Schulungszentrum Steinhorst, einem 1722 erbauten Barock-Herrenhaus, ihren Sitz hat.

Von Barschels Machenschaften gegen den politischen Gegner aber wollte der Chemie-Mann nichts geahnt haben, Ehrenwort. „Spätestens wenn der Rummel in Kiel vorbei ist", versprach er beim unfreiwilligen Abschied im November, „sitze ich wieder an meinem Schreibtisch." Dort würde auch Hans-Peter Schwarzkopf seinen Spitzenmann gern wieder sehen. Denn Karl Josef Ballhaus ist ein fähiger Manager, der schöne Erfolge vorweisen kann.

Der Konzern ist unter seiner Führung zu einem weltweiten Unternehmen gewachsen, mit Zweigstellen in Australien und Neuseeland, in Irland und Italien, in Südafrika und Ungarn. In Deutschland ist Schwarzkopf mit Körperpflegeprodukten wie „Schauma" oder „Bac" Marktführer.

Manager Ballhaus, Eigentümer Schwarzkopf: Verdienste um das Unternehmen

Seit Anfang der siebziger Jahre hält der Frankfurter Chemie-Gigant Hoechst 48,85 Prozent an der Hamburger Familienfirma. Doch die Hessen haben in Hamburg bislang nicht viel zu melden; der Schwarzkopf-Clan behielt, nicht zuletzt dank des starken Ballhaus, die Oberhand im Unternehmen.

Jetzt allerdings wird es schwer für Hans-Peter Schwarzkopf, dem einzigen in der Unternehmensspitze aktiven Familienmitglied, Ballhaus zu halten. Schwarzkopf muß befürchten, daß sein Konzern bei einer Rückkehr des Topmanagers wieder in die Schlagzeilen geraten würde.

Teilhaber Hoechst hält sich offiziell aus der Ballhaus-Diskussion heraus. „Wir sind nur Minderheitsgesellschafter, die Entscheidung liegt in Hamburg", sagt Hoechst-Sprecher Dominik von Winterfeldt.

So leicht, wie von Winterfeldt tut, nimmt man freilich bei Hoechst die Sache nicht. Diese, spätestens nächste Woche treffen sich die beiden Hoechst-Vorstände Martin Frühauf und Uwe Jens Thomsen mit Vertretern des Schwarzkopf-Clans. Gemeinsam wollen die Gesellschafter ihre Linie für die März-Aufsichtsratssitzung abstimmen.

„Arbeitsrechtlich", sagt ein Mitglied des Aufsichtsrats, „können wir Herrn Ballhaus kaum etwas vorwerfen." Schon wegen seiner „Verdienste um das Unternehmen" könne der Spitzenmann „nicht einfach entlassen" werden.

Dennoch scheint sicher, daß Ballhaus nicht wieder in die Schwarzkopf-Chefetage zurückkehrt. Mögliche Lösung: Sein am 30. Juni auslaufender Vertrag wird nicht, wie eigentlich geplant, verlängert.

Dann könnte der Shampoo-Manager in allen Firmenehren (und mit der in seinen Kreisen üblichen üppigen Pension) in den Ruhestand abtreten. „Man muß ja bedenken", baut ein Schwarzkopf-Manager vor, „daß er bereits im August seinen 60. Geburtstag feiert."

Als Arbeitgeber-Präsident in Hamburg – zuständig für 13 000 Unternehmen mit nahezu 340 000 Beschäftigten – hat der Freizeitjäger und Hobbyangler wohl ebenfalls keine Zukunft, nicht nur aus Altersgründen. Es sei „undenkbar", meint ein Vorstandsmitglied, daß Ballhaus „nach allem, was in Kiel mit oder ohne ihn passiert ist, bei uns wieder den fröhlichen Präsidenten spielt".

Ballhaus selbst sieht sich als Opfer seines verstorbenen Freundes Uwe Barschel. „Ich habe dem Mann vertraut, und er hat mich mißbraucht", klagte er erst kürzlich im Bekanntenkreis.

Die Entscheidung des Schwarzkopf-Aufsichtsrats wird der Beurlaubte aus der Ferne zur Kenntnis nehmen. Vergangene Woche meldete er sich in der Hamburger Zentrale ab, zu einem längeren Kuraufenthalt.

BUNDESWEHR

Kaum Chancen

Daimler und VW streiten um einen Riesenauftrag der Bundeswehr. Jetzt mischt Kanzler Kohl mit.

Die Manager in der Daimler-Benz-Zentrale waren sich ihrer Sache sicher. Der Großauftrag aus Bonn, so glaubten sie, könnte eigentlich nur nach Stuttgart vergeben werden.

Das Verteidigungsministerium will die Bundeswehr mit 17 500 neuen Geländewagen nachrüsten. Gesamtpreis: 800 Millionen Mark. Die Ausschreibung klingt gerade so, als hätten die Einkäufer bei der Formulierung einen Prospekt des Mercedes-Modells „G" vor sich gehabt.

Gebraucht werden drei Fahrzeug-Typen, die 0,5 Tonnen, 0,75 und 0,9 Tonnen laden können – genau das bietet Daimler mit seiner Geländewagen-Reihe. Schon deshalb gaben die Stuttgarter dem Mitbewerber VW kaum Chancen. Denn das Volkswagenwerk muß zwei völlig verschiedene Fahrzeuge anbieten, den Iltis und den Transporter synchro. Für die 0,9-Tonnen-Klasse hat VW überhaupt kein Modell im Programm.

Doch die Daimler-Manager haben nicht mit Helmut Kohl gerechnet. Bonns Kanzler kämpft für VW. Es gehe, ließ Kohl die Landesverteidiger wissen, bei der Auftragsvergabe um Übergeordnetes: Wenn das Bundeswehr-Geschäft nach Stuttgart gehe, dann werde das wirtschaftliche Übergewicht des Südens noch verstärkt.

Vom Einsatz Kohls würde im Erfolgsfall allerdings nicht nur VW profitieren. Wenn Wolfsburg den Zuschlag bekäme, wären auch im fernen Kanada etliche Arbeitsplätze gesichert. Der kanadische Konzern Bombardier hat nämlich Anfang der achtziger Jahre von den Wolfsburgern die Fertigungseinrichtungen und die Lizenzen für den Bau des Iltis gekauft. Damals war die Bundeswehr mit Geländewagen versorgt, neue Aufträge waren nicht in Sicht. Also trennte sich VW von dem Ballast.

Jetzt baut Bombardier den Iltis für die kanadische Armee. Seit ein stattlicher Auftrag aus Belgien dazukam, bringt das Unternehmen zudem Karosserie-Teile von Kanada nach Brüssel und läßt sie dort bei VW im Lohnauftrag montieren.

Nur diesem Umstand verdanken es die VW-Manager, daß sie sich überhaupt um den Bundeswehr-Auftrag bewerben konnten. Der Iltis wird, argumentierten sie, schließlich noch auf VW-Anlagen gebaut.

Bundeswehr-Geländewagen Iltis: Der Kanzler kämpft für VW

Zwar könnte im Falle des Auftrag-Gewinns das Brüsseler VW-Werk besser ausgelastet werden. Ein großer Teil des 800-Millionen-Projektes aber würde an Bombardier nach Kanada gehen.

Solche Feinheiten können Kohl in seinem Kampf für das wirtschaftliche Gleichgewicht in der Republik kaum bremsen. Schließlich ist der Bund auch noch an VW beteiligt. Auch das verpflichtet.

Verteidigungsminister Manfred Wörner ist ratlos. Vor Wochen schon sollte die Entscheidung gefallen sein, ob Daimler oder VW den Zuschlag bekommt. Nun würde Wörner am liebsten so lange warten, bis er mit der Angelegenheit nichts mehr zu tun hat – im Juli wechselt er als Nato-Generalsekretär nach Brüssel. ◆

Selten so günstig

Kommen die Ausländer? Die deutschen Brauer befürchten den Einstieg ausländischer Bierkonzerne in Deutschland.

Ein Butler sagte „Cheers". Die geladenen Gäste im Kurhotel zu Bad Kreuznach echoten „Cheers" zurück. Dann setzten sie die Gläser an, nippten, schmeckten und schmatzten – als gelte es, edlen Wein zu probieren.

Es war nur Bier. Noch dazu britisches, das deutsche Liebhaber des Gerstensaftes nur trinken, wenn gar nichts anderes verfügbar ist.

Das soll, zumindest bei Yuppies und Schickimickis, bald anders werden. Bass, die größte Brauerei Britanniens, will ihr obergäriges Ale, das sie vergangene Woche in Bad Kreuznach vorstellte, in Deutschland als hochpreisiges Edelgetränk (Slogan: „The Prince of Ales") verkaufen.

Ankündigungen wie die der Engländer haben Seltenheitswert. Ein Jahr ist vergangen, seit, am 12. März 1987, der Europäische Gerichtshof in Luxemburg die deutschen Grenzen für ausländische, nicht nach dem deutschen Reinheitsgebot gebraute Biere öffnete. Doch die Befürchtungen der deutschen Brauer, Ausländer würden ins Stammland des Biers einfallen, erwiesen sich als unbegründet.

Nur zögernd tasten sich die ausländischen Bierkonzerne an den deutschen Markt heran. „Nach dem Reinheitsgebot gebraut", die Werbung unterstreicht es ausdrücklich, kommt Bass Ale über den Kanal. Von den Wasser-Werken Apollinaris Brunnen AG vertrieben, streben die Briten nur einen bescheidenen Marktanteil an.

Rein ist auch das Tuborg Bier, das künftig bei Hannen gebraut wird. Die dänische Tuborg kaufte Anfang des Jahres die vom Reemtsma-Konzern abgewirtschaftete Altbiermarke vom Niederrhein nebst der zugehörigen Braustätte. Doch diese Nachricht schreckte die Branche wenig: Tuborg ist ein seit langem etabliertes Importbier.

„Ein Urteil macht noch keinen Markt", freut sich Brauer-Präsident Dieter Soltmann über die unerwartete Ruhe in der Branche.

Soltmann, Mitinhaber der Münchner Spaten-Brauerei, jubelt zu früh: Die Ausländer werden kommen – weniger, um ihr daheim gebrautes Bier hier loszuschlagen, als mit dem Ziel, deutsche Marken aufzukaufen.

Selten war die Gelegenheit so günstig: Deutsche Brauereien werden zuhauf angeboten.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank würde sich lieber heute als morgen von ihren Brauereien, die im DUB/Schultheiss-Konzern zusammengefaßt sind, trennen. Der Ausstoß dieses größten deutschen Braukonzerns sinkt seit Jahren unaufhaltsam.

Wenig Freude hat der Münchner Privatbankier August von Finck am Bier. Seit er die Münchner Löwenbräu AG übernommen hat, sorgt er für ständigen Wechsel in der Chefetage der Brauerei – bei gleichbleibend schlechtem Geschäftsergebnis. Nur der Verkauf von Lizenzen an ausländische Brauer wirft ein wenig Geld ab. Doch der Name der weißblauen Renommiermarke, im Ausland bestens bekannt, ist Gold wert.

An Interessenten für deutsche Bierfabriken ist kein Mangel. Der US-Riese Anheuser-Busch beispielsweise, der mit 84 Millionen Hektolitern im Jahr fast soviel braut wie alle deutschen Firmen zusammen, sieht sich in der Bundesrepublik um. Selbst die südafrikanische SA Breweries wird gehandelt.

Ale-Werbung
Vorsichtige Schritte in den deutschen Markt

Bankier Finck dementiert genauso wie die DUB/Schultheiss-Eigner jegliche Verkaufsabsichten. Doch dementiert hat auch Reemtsma, als der SPIEGEL im Januar den geplanten Verkauf von Hannen an Tuborg meldete.

Wie Reemtsma sind bisher alle gescheitert, die den regional zersplitterten deutschen Biermarkt national bedienen wollten. Der Versuch, eine bundesweite Biermarke aufzubauen, hat weder DUB/Schultheiss noch dem Oetker-Konzern etwas gebracht – außer Verlusten. Solche Fehlschläge, hofft die Branche, werde die ausländische Konkurrenz – gewohnt, in riesigen Dimensionen zu denken – abschrecken.

Rund 1200 Brauereien, das ist einsamer Weltrekord, produzieren fast 5000 Marken – etwa halb so viele, wie es weltweit gibt.

Mit billigem Konsumbier ist da längst kein Geld mehr zu verdienen, zumal der Verkauf stagniert. Wer, wie DUB/Schultheiss, keine hochpreisigen Edelmarken, sogenannte Premium-Biere, im Programm hat, fällt zurück. Stattliche Zuwachsraten und einträgliche Renditen gibt es nur da – bei den Herstellern von Warsteiner, Bitburger und Veltins etwa. Doch solche Spitzenfirmen, allesamt Privatbrauereien, stehen nicht zum Verkauf.

Dennoch dürfte die deutsche Brauszene für geldschwere Ausländer reizvoll sein. Sie finden dort jahrhundertealte Brautechniken und international renommierte Markennamen. Die Deutschen haben diese Schätze international nie zu nutzen versucht.

Mit dem Export-Geschäft sind die mittelständischen Brauer offensichtlich überfordert. Nicht einmal sechs Prozent der deutschen Bierproduktion gehen bislang über die Grenzen. Dabei sind im Ausland, wie Beck's aus Bremen oder Holsten aus Hamburg zeigen, durchaus schöne Zuwachsraten zu holen.

Ganz so abwegig, wie die deutschen Brauer sich gern beruhigen, ist für die ausländische Konkurrenz der Sprung über die deutsche Grenze jedenfalls nicht. Sie können international verwertbare Marken erwerben, zugleich auch Brauereien, in denen die eigenen Produkte hergestellt werden könnten.

Die Manager von Anheuser-Busch haben schon mal in der Bundesrepublik den Markennamen „Buds" schützen lassen, eine Verfremdung ihrer heimischen Erfolgsmarke „Budweiser". Die dürfen sie hier nicht benutzen, weil sich die tschechische Brauerei aus Budweis dagegen wehrt.

Die Amerikaner bereiten das Terrain auch werblich gut vor. Obwohl die US-Brauerei in Europa keine Produktionsstätte hat, tritt sie als offizieller Sponsor der Fußball-Europameisterschaft auf.

Das erbost natürlich eine tüchtige deutsche Brauerseele. Er müsse sich nicht wundern, telexte ein wütender Brauer an Fußballbund-Chef Hermann Neuberger, wenn während der Europameisterschaften Bierdosen in seine Loge flögen.

SPD gegen Raumfahrt-Pläne

Ein halbes Jahr lang stritt sich die Bonner SPD-Fraktion über die deutsche Beteiligung an der bemannten Raumfahrt. Vergangene Woche haben sich in der SPD-Arbeitsgruppe Wirtschaft die besseren Argumente durchgesetzt: Die Mehrheit plädierte für einen Verzicht auf die Raumfähre „Hermes", weil deren Technik schon jetzt veraltet und der Forschungsnutzen minimal sei. Auch von „Columbus", dem europäischen Teil der geplanten ständigen US-Raumstation, wollen die Sozialdemokraten nichts mehr wissen, da die Amerikaner auf einer militärischen Nutzung beharren. Nun unterstützen die Genossen – ein wenig verwirrend – nur noch die Entwicklung der Trägerrakete Ariane-5, obwohl ein Gefährt mit so großer Nutzlast eigentlich nur für die bemannte Raumfahrt sinnvoll ist. Am Dienstag dieser Woche soll die Gesamt-Fraktion den Arbeitsgruppenbeschluß zu verbindlicher SPD-Politik machen. Peinlich ist der Zeitpunkt der SPD-Absage an die bemannte Raumfahrt. Vor wenigen Tagen erst hat NRW-Ministerpräsident Johannes Rau, stellvertretender SPD-Vorsitzender, sich

Modell der Raumfähre „Hermes"

dafür feiern lassen, daß er die von der Regierung Kohl beschlossene „Deutsche Agentur für Raumfahrt" (Dara) nach Nordrhein-Westfalen geholt hat. Durch diesen „symbolischen Akt" werde deutlich, hatte Rau getönt, „daß Nordrhein-Westfalen nicht ein Land der alten Produkte ist, sondern ein auf Zukunft gerichtetes Land". Die Dara aber soll genau jene Milliardenprojekte wie „Hermes" und „Columbus" betreuen, die ihre Zukunft bereits hinter sich haben.

Europas Konzerne gehen zusammen

In Europa setzt eine neue Fusionswelle ein. Auslöser sind die Pläne der EG-Kommission, innerhalb der Gemeinschaft eine Fusionskontrolle einzuführen, die über die einzelnen Landesgrenzen hinausreicht. Noch in diesem Jahr will der Ministerrat unter der deutschen Präsidentschaft beschließen, daß künftig Firmenzusammenschlüsse oder Übernahmen von der EG-Kartellbehörde genehmigt werden müssen, wenn die beteiligten Unternehmen auf einen Gesamtumsatz von mehr als zwei Milliarden Mark kommen. Rund 150 Konzerne in Europa müssen dann ihre grenzüberschreitenden Fusionsvorhaben anmelden. Daher ist Eile geboten. So wollen sich jetzt deutsche und französische Autovermieter zusammenschließen: Die VW-Tochter InterRent, mit 13 500 Wagen größter Vermieter Deutschlands, und die französische Europcar, mit 22 000 Wagen die Nummer eins in Frankreich, gründen eine gemeinsame Gesellschaft mit Sitz in Paris. Der führende europäische Papierhersteller, die Feldmühle-Nobel aus Düsseldorf, will sich noch schnell an dem französischen Konkurrenten Papeterie Béghin-Corbehem beteiligen; der französische Mischkonzern Saint-Gobain plant eine 35-Prozent-Beteiligung an der baden-württembergischen Oberland Glas.

Rüffel für den Postminister

Die Kosten für seine teure Verkabelung wird Postminister Christian Schwarz-Schilling nie hereinholen. Zu die-

Schwarz-Schilling (l.)

sem Ergebnis kam vergangene Woche der Bundesrechnungshof in einem „Bericht über die Entwicklung der Wirtschaftlichkeit des Breitbandverteildienstes". Von 1983 bis 1987 waren Verluste von 1,6 Milliarden Mark aufgelaufen, die nach Erkenntnis der Frankfurter Finanzprüfer während der 19jährigen Nutzungsdauer nicht aufzufangen sind. Damit bescheinigt der Bundesrechnungshof dem Postminister mangelnde unternehmerische Qualifikation: Schwarz-Schilling hatte in seinem Gutachten zur „Post 2000" angemerkt, langfristige Zuschüsse für ein Projekt deuteten „entweder darauf hin, daß unternehmerische Fehlentscheidungen vorliegen oder daß die Absicht eines Verdrängungswettbewerbs besteht".

Koreanische Autos zu billig?

In Kanada wollen die US-Autokonzerne den koreanischen Eindringling Hyundai wegen seiner mutmaßlichen Dumping-Preise bestrafen lassen. 1984 hatte Hyundai mit dem Export nach Kanada begonnen und sich bereits 1985 mit über 70 000 Wagen zu Billigst-Preisen einen Marktanteil von 9,4 Prozent erobert. Den Kleinwagen Pony etwa gab es schon für 4750 Dollar. General Motors und Ford, die neben Chrysler den kanadischen Markt beherrschen, strengten eine Anti-Dumping-Klage an. Vor drei Wochen befand eine kanadische Behörde, Hyundai verkaufe seine Modelle im Schnitt um 26,3 Prozent unter den Kosten. Ende März will sich die Regierung entscheiden, ob die Koreaner eine Strafsteuer wegen Verletzung der Anti-Dumping-Bestimmungen zahlen müssen. Die US-Konzerne erhoffen sich von einer Dumping-Strafe, daß die Koreaner in den USA von ihrer aggressiven Preisstrategie abgehen werden. Hyundai will 1990 auf dem nordamerikanischen Markt 600 000 bis 700 000 Wagen absetzen.

Verschiffung von Hyundai-Autos nach Nordamerika

Appartements incl. Flug und anderen Anschlüssen.

Privat wohnen in den „eigenen vier Wänden“ und
viele Freundschaften schließen.

Im Urlaub will man frei und unabhängig sein und auch die Tür hinter sich zumachen können. Trotzdem möchten viele dabei nicht auf Geselligkeit verzichten. Wer Urlaub privat mit Scharnow macht, kann sich aussuchen, wie ruhig oder abwechslungsreich er seine Ferientage verbringt.

Zum Beispiel auf **Teneriffa** in den **Bungalows Parque Cristobal** (Foto), einer „grünen Oase" an der Playa de las Americas, zwei Wochen pro Person ab **DM 1.008,–.** Oder in einem der neuen, hübschen **Appartements** in den **Villen Galaxy** auf **Kreta**, zwei Wochen ab **DM 1.004,–** pro Person. Beide inclusive Flug, aber ohne Verpflegung. In unseren neuen Katalogen im TUI-Reisebüro gibt es noch viele andere Angebote, bei denen Sie garantiert Anschluß finden.

SCHARNOW

Urlaub privat.

TUI

„Die Welt der Elektronik ist wie ein Dorf“

Philips-Vorstand Gert Lorenz über die Probleme und die Strategie des niederländischen Elektromultis

Lorenz (M.) beim SPIEGEL-Gespräch*: „Wir brauchen moralische Unterstützung“

SPIEGEL: Herr Lorenz, Philips will 20 000 Arbeitsplätze abbauen. Was zwingt Sie zu solch einer dramatischen Entscheidung?

LORENZ: Für Außenstehende hört sich das dramatisch an. Aber die genaue Zahl steht noch gar nicht fest, es werden zwischen 10 000 und 20 000 Leute sein. Sie müssen dabei berücksichtigen, daß wir bei Philips 340 000 Mitarbeiter beschäftigen. Davon scheiden in der Regel jährlich bis zu 40 000 auf dem Wege der normalen Fluktuation aus. Das werden wir nutzen, indem wir 10 000 bis 20 000 Stellen nicht wieder neu besetzen, und das weltweit.

SPIEGEL: Nach Ihren Plänen soll in Europa jede dritte der rund 180 Fabriken dichtgemacht werden.

LORENZ: Ich will das nicht herunterspielen. Aber Sie sollten auch das als einen ganz normalen Vorgang bewerten, der sich über fünf bis zehn Jahre erstrekken wird: Wir schließen veraltete Fabriken und machen neue, bessere auf. In Hamburg-Harburg zum Beispiel wollen wir eine supermoderne Fertigungsstätte für Computer-Chips bauen.

* Mit Redakteuren Peter Kerbusk und Rudolf Wallraf.

Der Elektromulti Philips

produziert und verkauft fast alles, was mit Strom zu tun hat: Lampen und Glühbirnen, Chips und Computer, Videorecorder und Fernsehapparate, Telephonsysteme und Waschmaschinen. Der holländische Multi liegt beim Umsatz (47 Milliarden Mark) und nach der Beschäftigtenzahl (340 000) nahezu gleichauf mit dem bundesdeutschen Konkurrenten Siemens. Und wie bei Siemens, wo die Dividende gekürzt wurde, ging auch bei Philips im vorigen Geschäftsjahr der Gewinn zurück: von einer Milliarde auf 720 Millionen Mark.

Das lag einmal am Verfall des Dollar. Rund 40 Prozent seines Umsatzes macht Philips in Dollar-Regionen.

Das lag aber auch an Fehlern, die sich das Management der vor 97 Jahren im holländischen Eindhoven gegründeten Gloeilampenfabrieken leistete: Allzu betulich reagierte der holländische Multi in einem Wirtschaftszweig, in dem vor allem die Japaner mit immer raffinierteren Marketingmethoden das Tempo machten.

Glanzvolle Ingenieurleistungen verkümmerten bei den Holländern; die Japaner fuhren die Ernte ein. Philips-Ingenieure waren es, die als erste die Technik des Magnettonbandes auf Kassette durchsetzten; doch die weltweiten Markterfolge mit den neuen Produkten der Unterhaltungselektronik, mit dem Kassettenrecorder oder dem Walkman, feierten die Asiaten.

Genauso erging es Philips bei Videorecordern, bei deren technischer Entwicklung die Holländer Pionierarbeit geleistet hatten: Der Markt ist heute fest im Besitz der Japaner. Erst die Technik der CD-Plattenspieler, von Philips und dem japanischen Unternehmen Sony gemeinsam entwickelt, brachte dem Konzern einen zählbaren kommerziellen Erfolg.

Jetzt will die Konzernspitze mit einer Umorganisation dem Elektroriesen zu neuem Schwung und zu höheren Einnahmen verhelfen. Der Vorstand beschloß, das weltweit auf 60 nationale Gesellschaften zersplitterte Elektrokonglomerat zu straffen. Statt, wie es im Modetrend läge, zu dezentralisieren, wollen die Holländer mehr Entscheidungen im Eindhovener Hauptquartier treffen. Die bislang selbstverantwortlich handelnden Landesfürsten werden weitgehend entmachtet. Über Einkauf und Vertrieb, über Kosten und Produktentwicklung entscheidet künftig die Zentrale.

Die Kosten will Philips massiv durch Personalabbau drücken. Weltweit will der Konzern in diesem Jahr bis zu 20 000 Arbeitsplätze streichen, rund 60 Fabriken sollen vor allem in den Stammländern Europas dichtgemacht werden. Zahlreiche Produktionen werden in Niedriglohnländer wie Mexiko verlagert, notfalls sollen billigere Produkte zugekauft werden.

★

Gert Lorenz ist Mitglied des Konzern-Vorstands in Eindhoven, der einzige Ausländer in dem zehnköpfigen Gremium. Lorenz ist zuständig für den Zu-

SPIEGEL: In der Bundesrepublik setzt der Philips-Konzern neun Milliarden Mark um und beschäftigt rund 35 000 Mann. Wie viele davon müssen gehen, und welche Fabriken werden geschlossen?

LORENZ: Das kann ich Ihnen nicht sagen, weil unsere Pläne noch nicht fertig sind. Mir ist jedoch nicht bekannt, daß irgendeine Fabrik in der Bundesrepublik geschlossen werden soll. Das heißt aber nicht, daß nicht auch die deutsche Philips-Organisation einer Schlankheitskur unterzogen wird und am Ende des Jahres möglicherweise 1000 Arbeitsplätze weniger zur Verfügung stehen.

SPIEGEL: Wenn weltweit bis zu 20 000 Jobs gestrichen werden, dann klingt der Begriff Schlankheitskur doch zu milde. Geht das nicht schon an die Substanz?

LORENZ: Jetzt übertreiben Sie gewaltig. Wir haben im Geschäftsjahr 1987 unseren Mengen-Umsatz immerhin um sieben Prozent steigern können. Auch im laufenden Jahr wollen wir mindestens in dem Tempo zulegen, in dem der Welt-Elektromarkt wächst – das sind nach einhelligen Prognosen immerhin auch sieben Prozent.

SPIEGEL: Sie haben noch nicht die Frage beantwortet, warum ein so drastischer Personalschnitt not tut.

LORENZ: Philips ist ein fast hundert Jahre alter Konzern. Natürlich hat er im Laufe der Zeit an Haupt und Gliedern Fett angesetzt. Ohne einen aktuellen Anlaß rafft sich kaum eine Unternehmensführung zu einer solchen Remedur auf, wie es der Philips-Vorstand unter

kunftsbereich Telekommunikation und Information, ein Gebiet, in dem in den nächsten Jahrzehnten weltweit rund 600 Milliarden Mark investiert werden.
Lorenz, 58, studierte Physik, Mathematik und Chemie. Nach Zwischenstationen beim Max-Planck-Institut in Düsseldorf und bei ITT, wo er Halbleiter entwickelte, kam Lorenz 1966 zu Philips nach Deutschland. Anfang der achtziger Jahre begann er hier drei heruntergekommene Philips-Töchter zu einem Kommunikationskonzern zusammenzuschweißen. Die Philips Kommunikations Industrie (PKI) in Nürnberg, die Systeme für Tele- und Bürokommunikation entwickelt und produziert, gilt heute als Perle im Philips-Reich.
Vor zwei Jahren wurde Lorenz zur Belohnung als erster Deutscher in das Topmanagement nach Eindhoven berufen. Dort mußte er erst mal eine neue Sprache lernen. Obwohl die Konzernsprache bei Philips Englisch ist, redet der Vorstand bei seinen Sitzungen Niederländisch. Lorenz lernte die Sprache in vier Wochen – bei einer 80jährigen holländischen Nonne.

Blutdruckmessen einfach sicher

visomat® D 1 PLUS

DM 258,–
Unverbindliche Preisempfehlung

visomat D1 PLUS, das Digital-Blutdruckmeßgerät mit Extraausstattung besitzt eingebaute Sicherheitsfaktoren für problemlose Selbstmessung und einfache Bedienung.

Große, kontrastreiche Digitalanzeige von Blutdruck und Pulswerten.
Sie macht das Ablesen der Meßwerte besonders leicht. Und während der Messung signalisieren gut erfaßbare Symbole, ob man z.B. weiter aufpumpen muß oder ob die Messung erfolgen kann, d.h. mehr Sicherheit!

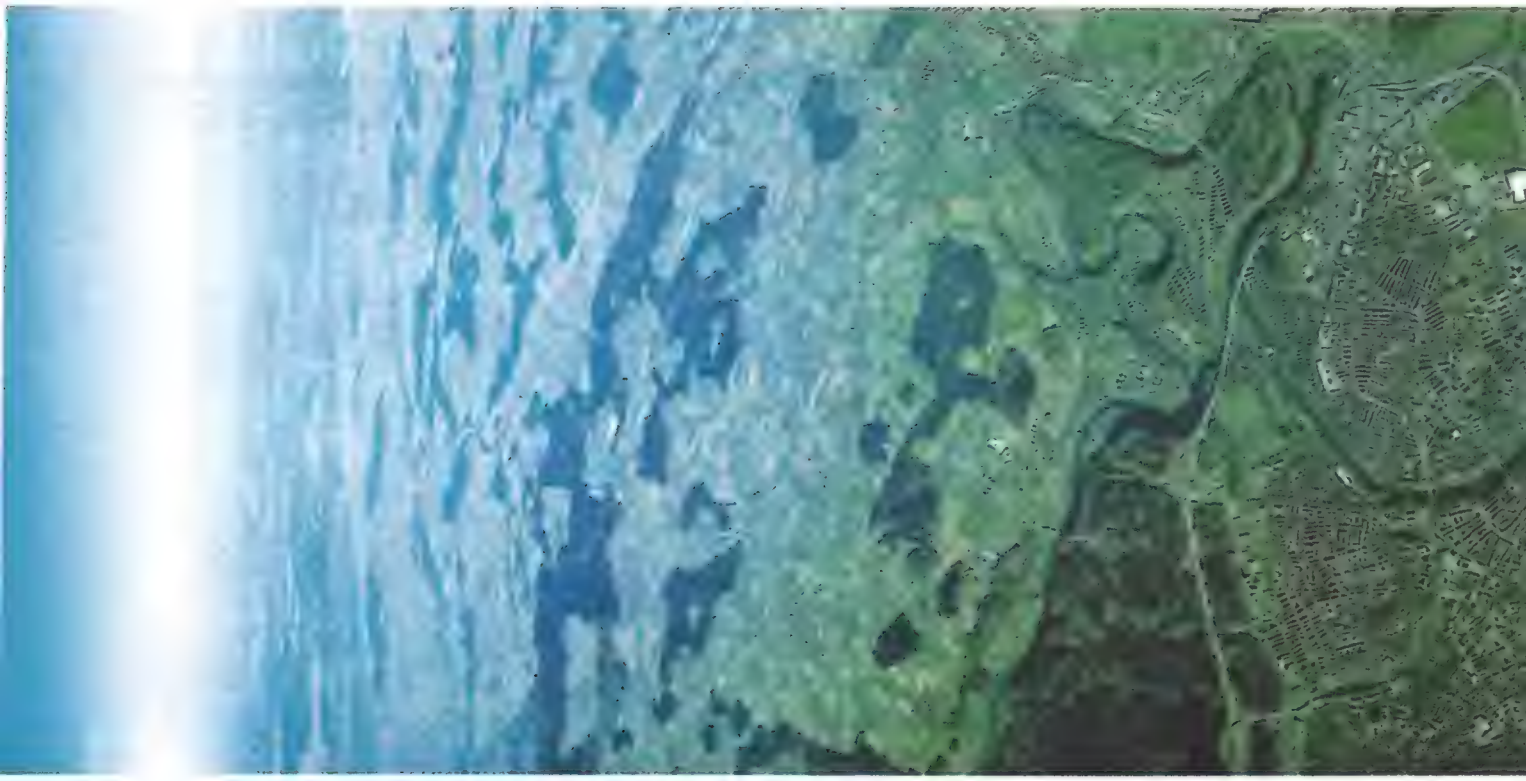
Spezialmanschette mit patentiertem Schnellverschluß.
Sie sitzt im Handumdrehen und ist gerade bei starkem Oberarmumfang wesentlich leichter anzulegen, d.h. mehr Sicherheit!

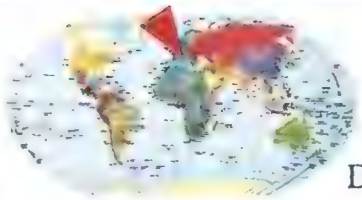
Zusätzliche Audio-Cassette zur Anleitung.
Sie vermittelt anschaulich und leicht nachvollziehbar zu Hause, in Ergänzung zur gedruckten Bedienungsanleitung, wie man problemlos und sicher den Blutdruck mißt, d.h. mehr Sicherheit!

Nur in Apotheken und Sanitätsfachgeschäften.

HESTIA MANNHEIM
Hestia Pharma GmbH
6800 Mannheim 31

B/FV1/85





Falls Sie die Zahl im Moment nicht parat haben: Der Erdumfang beträgt lt. der Messungen der Geophysiker exakt 40.077 km. Zieht man 9.500 km davon ab, ergibt sich das durchschnittliche Jahrespensum eines Saab 9000 und seines Fahrers.

Wer im Jahr fast einmal um die Erde fährt, verdient eine erstklassige Beförderung. Saab 9000.

Auch wenn Sie im Jahr nicht soviel fahren (müssen), wäre es vielleicht interessant für Sie zu wissen, was ein perfektes Langstrecken-Automobil ausmacht. Daß es einen starken Motor hat, der 129 kW/175 PS (16-Ventil-Turbo) oder 94 kW/128 PS (16-Ventil-Einspritzer) entwickelt. Mit Katalysator: 118 kW/160 PS bzw. 92 kW/125 PS. Daß es Vorderradantrieb hat, der auch bei Eis, Schnee oder Regen für eine sichere Straßenlage und Kurvenstabilität sorgt. Daß es eine Serienausstattung hat, zu der u.a. eine Scheinwerfer-Wisch-Wasch-Anlage, Servolenkung und getönte Scheiben gehören, die in dieser Klasse keine Selbstverständlichkeit sind. Daß es einen elektrisch beheizten Sitz hat, der dem Fahrer insgesamt 1.206 mm individuelle Verstellmöglichkeiten nach oben, unten, vorne und hinten bietet. Daß es eine kräftige Heizungs-/Lüftungsanlage hat (sie wurde für nordische Winter

Wenn Sie wissen möchten, wo Saab Ihnen am nächsten ist, rufen Sie bitte an oder schreiben: Saab Deutschland GmbH, Berner Str. 89, 6000 Frankfurt/M. 56, Tel. (0169) 5006-1.

TBWA

und Sommer entwickelt), die das gewünschte Klima zuverlässig steuert. Daß es – als einziges – einen Innenraumluftfilter hat, der weder Straßenstaub, Ruß noch Ölpartikel (0,002-0,005 mm) ins Wageninnere läßt. Daß es einen Kofferraum hat, der durch Umklappen der Rückbank von 625 auf 1600 Liter wächst. Daß es kompakt ist, aber einen Innenraum bietet, dem die verwöhnten Amerikaner nach ihrer EPA-Norm das Prädikat „large car" (großes Automobil) verliehen haben.

Und deshalb ist unser Slogan nicht irgendeine Aneinanderreihung von Worten, sondern eine logische Schlußfolgerung.

Auf langen Strecken zu Hause. SAAB 9000

FLUSHTRONIC.
DAS EINZIGE
ELECTRONISCHE
URINAL-SPÜLSYSTEM
OHNE
NETZANSCHLUSS.

In nur knapp 15 Minuten bringt Ihnen Ihr Installateur das neue Flushtronic-System an jedes vorhandene Urinal an.

Ohne großen Dreck und großen Ärger, denn Flushtronic braucht keinen Netzanschluß.

Eine Batterie sorgt ca. 8 Jahre lang für Frische und Sauberkeit.

Flushtronic spült das Urinal automatisch nach jeder – wahlweise auch vor und nach jeder Benutzung und einmal in 24 Stunden sogar selbsttätig (Urlaubs-/Werksferien etc.). Übrigens erhalten Sie Flushtronic auch als vandalismus-geschützte Unterputz-Ausführung für Renovierung und auch Neubau.

Fragen Sie noch heute Ihren Installateur, oder senden Sie uns den Informations-Gutschein.

KERAMAG
ELECTRONIC

Keramag, Postf. 14 20, 4030 Ratingen 1
Ja! Wir machen Schluß mit dem Geruch von Urinalen.

Name

Firma

Straße

PLZ/Ort

Telefon SP 10/88

seinem Präsidenten Cornelis van der Klugt nun beschlossen hat.

SPIEGEL: Was war der aktuelle Anlaß?

LORENZ: Der Verfall des Dollar hat auch bei uns schwer ins Geschäft geschlagen. Obwohl Philips mehr verkaufte, sanken unsere Reingewinne um ein Fünftel.

SPIEGEL: Der verschärfte Wettbewerb auf dem Elektromarkt hat Philips zusätzlich auf Trab gebracht.

LORENZ: Wir sind schon ganz schön auf Trab und rüsten uns jetzt auf eine noch schnellere Gangart um.

SPIEGEL: Eine Traditionsfirma wie Philips hat Mühe mit den Niedrigpreisen der Elektronikgiganten aus Fernost, muß sich gleichzeitig in Europa gegen dreiste junge High-Tech-Firmen wehren. Was tun Sie, um mit diesen Herausforderungen zurechtzukommen?

LORENZ: Wir haben uns eine neue Konzernstruktur verschrieben, die es uns ermöglicht, genauso flexibel und marktnah zu operieren wie kleine und mittlere Anbieter, wie Nixdorf oder Olivetti und die vielen kreativen Software-Häuser, die ihre Dienste und Computerprogramme anbieten. Wenn wir andererseits mit den Massenproduzenten aus Fernost mithalten wollen, müssen wir unsere Effektivität erhöhen, das heißt auch die Kosten in den Griff bekommen. Das geschieht eben durch Personalabbau und auch durch eine bessere Steuerung von Einkauf, Vertrieb und Produktentwicklung.

SPIEGEL: Es wird lange dauern, bis ein Riesenunternehmen wie Philips auf neuen Kurs kommt.

LORENZ: Alles braucht seine Zeit. Doch wir sind auf dem richtigen Weg, weil wir uns mehr denn je auf unsere Stärken konzentrieren wollen.

SPIEGEL: Was sind denn die Stärken von Philips?

LORENZ: Eine Kraft, bei der wir aus dem vollen schöpfen können, ist unsere Organisation. Wir sind immerhin mit nationalen Philips-Gesellschaften in 60 Ländern rund um die Welt vertreten. Das ist ein ungeheurer Vorteil gerade in der Elektrobranche, bei der globale Strategien immer wichtiger werden.

SPIEGEL: Das ist uns ein wenig zu abstrakt.

LORENZ: In keiner anderen Branche verändern sich die Märkte, Technologien und Produkte so schnell, und der Trend geht immer mehr in Richtung globale Märkte. Die Technologien sind weltweit, die Produkte sind weltweit. Es

„Reden wir doch Europa nicht immer kaputt!“

gibt zum Beispiel keinen deutschen Personalcomputer mehr, sondern jeder muß einen für die ganze Welt entwickeln. Die enormen Kosten, um eine technische Innovation in ein Produkt umzusetzen, zwingen uns zu solchen globalen Strategien. Nehmen Sie die Submikron-Technologie . . .

SPIEGEL: . . . die Super-Chips, die das Vielfache der bisher bei Computern gängigen Speicherkapazitäten bieten.

LORENZ: Ja, die Entwicklung solcher Chips kostet uns einige Milliarden Mark. Selbst finanzkräftige Unternehmen wie Philips können solche Projekte nicht mehr allein angehen. Wir haben uns mit Siemens zusammengetan.

SPIEGEL: Nicht einmal mit einem solchen Verbündeten scheint die Kraft zu reichen. Warum bräuchten Sie sonst

UM EIN DRITTEL GEKÜRZT

Arbeitnehmer im Philips-Konzern, jeweils am Jahresende — in Tausend

DER SPIEGEL

DIE STUNDE, DA DIE WELT ZU IHRER BÜHNE,
DAS LEBEN ZUR PRACHTVOLLEN INSZENIERUNG WIRD. DER MOMENT,
DA WIR DIE ANONYMITÄT DER MASKE WÄHLEN,
UM DIE EIGENE IDENTITÄT ZU FINDEN.

Geschütztes Modell

Venedig · Fastnacht · Foto: Fulvio Roiter

DIE SONNE – SYMBOL DES LEBENS UND
DER ERNEUERUNG, DER FÜLLE UND DER SCHÖNHEIT.
DIE SONNE. DIE ZEIT. DIE UHR. OMEGA.

Ω
OMEGA

OMEGA – Offizieller Zeitnehmer der Olympischen Spiele 1988, Calgary und Seoul

Spaß am eigenen Dreh

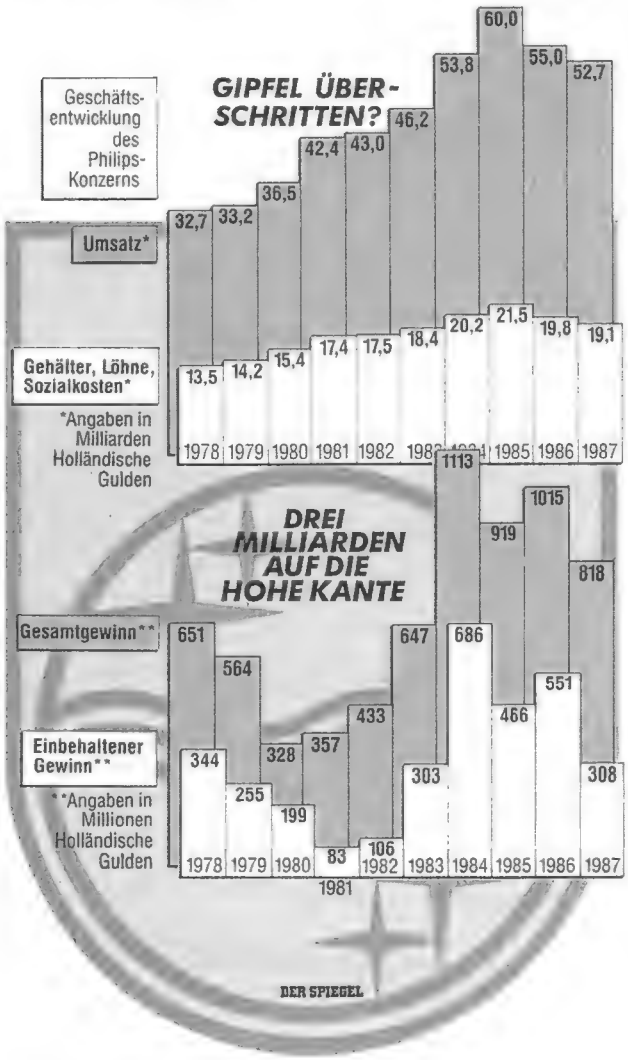
De echte Halfzware uit Holland

Erdmann & Partner

dreistellige Millionen-Subventionen aus den Staatskassen?

LORENZ: Ich bitte Sie, das positiv zu sehen. Philips und Siemens sind die einzigen in Europa, die sich entschlossen haben, dieses Vorhaben anzugehen. Die Risiken, die wir eingehen, sind nicht von Pappe.

SPIEGEL: Diese Risiken sind auch Japaner und US-Firmen eingegangen, und die sind offenbar schon weiter.



LORENZ: Ankündigen können die viel. Auch wir haben Prototypen vorgestellt. Aber noch nirgendwo auf der Welt ist die Submikron-Technologie bis zur Serienreife entwickelt worden. Wir müssen nicht unbedingt erster sein. Uns geht es vor allem darum, eine völlig neue Technologie zu beherrschen, die in naher Zukunft von entscheidender Bedeutung für die Wettbewerbsfähigkeit unserer Produkte sein wird.

SPIEGEL: Den Ein-Megabit-Chip aus der neuen Super-Chip-Generation gibt es schon. Ihr Partner Siemens hat im vergangenen Jahr die Produktion im neuen Werk Regensburg aufgenommen. Auch IBM stellt ihn für den Eigenbedarf her. Japaner wollen sogar den Vier-Megabit-Chip in Kürze liefern. Wann ist Philips soweit?

LORENZ: Ich persönlich mag den Ausdruck Megabit-Projekt nicht, weil er ein Produkt beschreibt. Uns geht es nicht um den Ein-, Vier- oder Sechzehn-Megabit-Chip. Das sind Produkte. Die dabei verwendete Technologie wird an ihre Grenzen stoßen.

SPIEGEL: Um was geht es Ihnen dann?

LORENZ: Wir reden hier über eine Technologie. Um noch höher integrierte Schaltkreise herstellen zu können, benötigen wir eine neuartige Technologie, bei der die Leiterbahnen weniger als ein Mikrometer, das ist ein tausendstel Millimeter, voneinander entfernt sind. Die so entwickelten Chips sind noch kleiner, noch intelligenter als die heutigen Produkte. Viele neue Produkte, nicht nur Mega-Chips, sind in Vorbereitung.

SPIEGEL: Wer sind Ihre Abnehmer?

LORENZ: Wir wollen die Technik bei Computern, Autotelephon, Büromaschinen, Konsumentenprodukten oder den großen Anlagen zur Steuerung von Fabriken einsetzen. Wir wollen sie natürlich auch an andere Unternehmen verkaufen. Was denken Sie, wie sich die europäischen Automobilhersteller und ihre Lieferanten darauf stürzen werden. Das Auto der Zukunft wird noch mehr vollgestopft sein mit Elektronik.

SPIEGEL: Es ist doch absehbar, daß es den Abnehmern gleichgültig ist, wo und bei wem sie kaufen, wenn die Super-Chips in solchen Massen produziert werden wie jetzt die einfacheren Bauelemente. Hauptsache, der Preis stimmt.

LORENZ: Wir sehen zweifellos die Gefahr, daß Europas Industrie in totale Abhängigkeit von amerikanischen und japanischen Anbietern gerät, wenn wir nichts Gleichwertiges anbieten. Das ist ein Ansporn für die Entwicklungsteams von Philips und Siemens. Dafür brauchen wir aber auch ein wenig emotionale und moralische Unterstützung. Reden wir doch Europa nicht immer kaputt! Europa ist neben den USA und Japan die größte Absatzregion auf dieser Welt. Hier sind wir heimisch, und hier machen wir rund 60 Prozent unseres Umsatzes.

SPIEGEL: Aber gleichzeitig sind die Philips-Manager dabei, immer mehr Pro-

Falls Sie für das Sitzen neue Lösungen suchen, dann sollte die Antwort Dauphin heißen. Bürostühle von Dauphin zeigen Perfektion auf der ganzen Linie. Sie zählen technisch und ergonomisch zu den besten. Sie erfüllen die differenziertesten Ansprüche zum Thema komfortables Sitzen. Und sie bieten Ihnen eine echte Alternative in Design, Qualität und Preis. Für mehr Information und Händlernachweis schreiben Sie bitte an Dauphin in D-8561 Offenhausen,
Tel. 09158/17-0

DAUPHIN
Gesundes Sitzen mit System.
Abb.: Modell 1939 aus der Serie SyncroLine

Die Kompaktklasse sehen wir nicht so eng.

BMZ 41/88

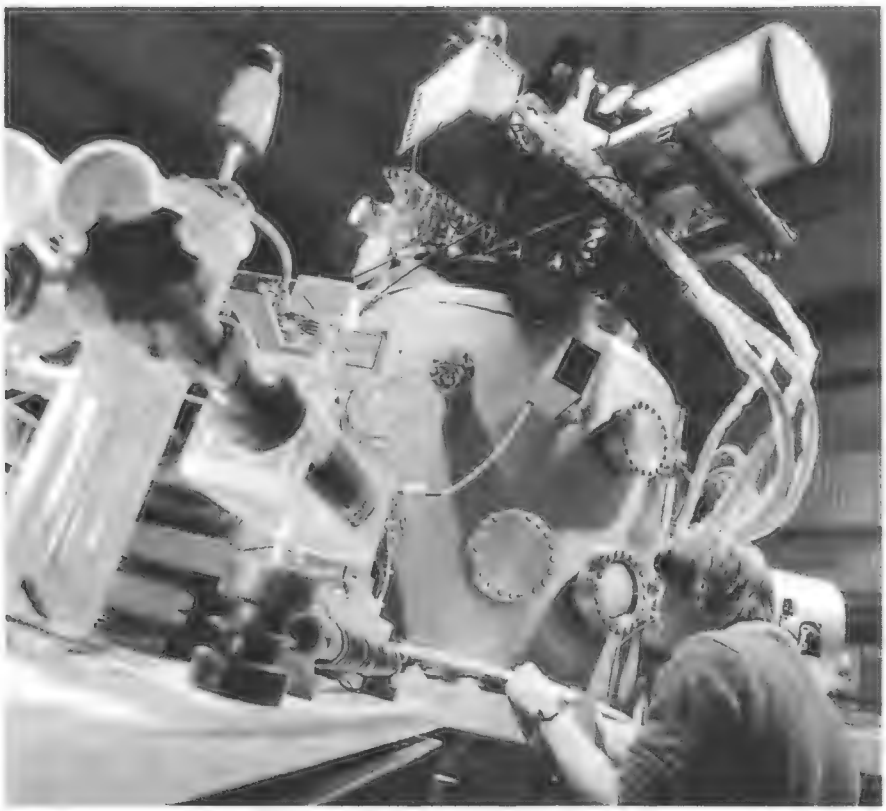
Wir haben uns die Freiheit genommen, der kompakten Einheitsform ein Auto mit Format entgegenzusetzen: den Corolla Liftback. Ein ungewohnt eigenständiger 5-Türer, der Ihnen alle Bewegungsfreiheiten läßt. Und in dem Sie so sinnvolle Extras wie Zentralverriegelung, getönte Verglasung und elektrisch einstellbare Außenspiegel gleich serienmäßig finden. Wie dehnbar der Begriff kompakt sein kann, zeigt erst recht der Motor: 16 Ventile, 1,6 l Hubraum und 66 kW/90 PS sind nicht gerade das, was man klassenüblich nennt. Nur in einem Punkt ist der Corolla Liftback ein Kompaktwagen, wie er im Buche steht: wenn es um Benzinsparen geht.

Das kann man ja auch gar nicht eng genug sehen.

TOYOTA

Nichts ist unmöglich

3,9 % effektiver Jahreszins. Anzahlung 25 % bei Laufzeiten von 12, 24 und 36 Monaten über AKB Auto Kredit Bank. Corolla Liftback GL, ab DM 21.990,–*. *Unverbindliche Preisempfehlung (ohne Überführung). Toyota Btx: *40063#



Philips-Forschungslaboratorium in Eindhoven*: „Die Risiken sind nicht von Pappe"

duktionsanlagen nach Fernost und Lateinamerika zu verlagern.

LORENZ: Wir verstehen uns in erster Linie als Weltkonzern. Da ist es nur logisch, an den kostengünstigeren Standorten zu fertigen. Ich sage Ihnen ein Beispiel. Als sich auf dem US-Markt die Nachfrage nach unseren Fernsehern drastisch erhöhte, haben wir die Produktion von Taiwan nach Mexiko, in die Nähe der amerikanischen Grenze verlegt.

SPIEGEL: Warum zieht Philips sich aus Europa zurück, während gleichzeitig Japaner und Koreaner hier Fabriken bauen? So schlecht kann der Standort Europa doch nicht sein.

LORENZ: Wir brauchen die asiatische Konkurrenz nicht zu scheuen, wenn sie unter den gleichen Arbeitsbedingungen hier gegen uns antritt. Wir wollen Europa doch gar nicht verlassen. Unser Ziel ist es, start- und chancengleich auch bei diesen Konkurrenten daheim produzieren und verkaufen zu können. Doch mit allen möglichen Tricks wird da gearbeitet. In Korea hatte Philips den Bau einer Fabrik für Videorecorder fest projektiert. Plötzlich wurde das vorgesehene Grundstück dreimal teurer und bürokratische Hemmnisse taten sich auf. Die Koreaner werden sich auch noch anpassen müssen.

SPIEGEL: Eine vage Hoffnung.

LORENZ: Die Welt der Elektronik ist wie ein Dorf. Da kennt jeder jeden. Und bei vielen hat sich die Einsicht breitgemacht, daß der Verdrängungswettbewerb auf Dauer nicht durchzuhalten ist. Die Japaner sind in ihrem Land schon bereit, mit uns auf bestimmten Gebieten wie der Lasertechnik oder bei der Compact Disc zusammenzuarbeiten.

SPIEGEL: Kooperation statt Konfrontation?

* Oben: Werkstoff-Prüfung in der Mikroelektronik; unten: Konstruktionszeichnung eines Chips.

LORENZ: Das gilt sicher nicht für alle Bereiche. Doch die Großkonzerne werden sich mehr oder minder auf Kernaktivitäten konzentrieren müssen. Unsere strategischen Schwerpunkte sind die Bauelemente, die Telekommunikation und Information sowie die Unterhaltungselektronik. Wenn wir uns auf diese Gebiete konzentrieren, sind wir gezwungen, in anderen Bereichen Koalitionen der Stärke einzugehen. Sonst müßten wir uns aus solchen Gebieten ganz zurückziehen.

SPIEGEL: Wo suchen Sie gegenwärtig Verbündete?

LORENZ: Wir sind in der Medizintechnik und bei den Haushaltsgeräten, um nur zwei Beispiele zu nennen, auf Brautschau. In beiden Fällen verfolgen wir die Strategie, mit einem US-Partner in den Staaten Fuß zu fassen und dort jeweils die Nummer eins zu werden.

„Sechs oder sieben Riesen werden übrigbleiben"

SPIEGEL: Da waren Sie bislang nicht besonders erfolgreich. Sie haben gerade zwei Absagen erhalten.

LORENZ: Daß wir in der Medizinelektronik nicht mit Picker und bei den Haushaltsgeräten nicht mit Whirlpool zusammenkamen, ist keine Frage auf Leben und Tod. Im Prinzip, und darum geht es, sind wir kooperationswillig.

SPIEGEL: Die Telekommunikation zählt zu den Kernaktivitäten, auf die Sie sich besonders konzentrieren wollen. Die Sparte wird von Experten in der Tat als einer der größten Wachstumsmärkte der Zukunft definiert. Philips jedoch ist auch auf diesem Gebiet auf einen Partner, einen aus den USA, angewiesen. Was wurde versäumt?

LORENZ: Die Entwicklung einer neuen Generation elektronischer Fernmeldeanlagen erfordert einen Milliardenaufwand. Wir haben uns entschieden, solche Summen in die Submikron-Technologie zu investieren. Wir sind nicht bereit, das für die Postsysteme auszugeben. Deshalb haben wir uns mit dem US-Konzern AT&T verbündet.

SPIEGEL: Bei der Submikron-Technologie versuchen Sie, Europa stark zu machen gegen die Konkurrenz aus Übersee. Bei der öffentlichen Telekommunikation hilft Philips dem Weltgrößten, dem US-Konzern AT&T, in Europa Fuß zu fassen. Wie paßt das zusammen?

LORENZ: Das ist kein Widerspruch, sondern die logische Konsequenz aus unserer Unternehmensstrategie. Sollen wir das Feld etwa anderen Anbietern wie Siemens oder Alcatel/SEL überlassen?

SPIEGEL: Spielt Philips auf diesem Sektor nicht nur eine Nebenrolle? Die Hauptrolle hat doch AT&T. Was springt dabei für Ihren Konzern heraus, wenn Philips den Amerikanern die Türen bei europäischen Postverwaltungen öffnet?

Dunhill International
Eine der exclusivsten Cigaretten der Welt.

dunhill
London Paris New York

ONE OF THE MOST DISTINGUISHED TOBACCO HOUSES IN THE WORLD

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 1,0 mg Nikotin und 14 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN).

Garten- und Parkeinrichtungen aus massivem Teakholz. Ganzjährig im Freien aufstellbar. Bänke, Sessel, Tische, Liegen, Pflanzenkübel und große Schirmdächer. Katalog von: Garpa, Kiehnwiese 50, 2050 Escheburg, 0 41 52/30 25

Ihre berufliche Alternative:
Heilpraktiker

Akupunkturbehandlung

Die Naturheilkunde nutzt die körpereigenen Abwehrkräfte, statt Symptome zu kurieren.

Träger dieses Konzeptes: Deutschlands Heilpraktiker.

Als Heilpraktiker(in) verwirklichen Sie Ihre persönliche Neigung zum verantwortungsvollen Umgang mit Ihren Mitmenschen und deren seelischen und gesundheitlichen Problemen.

Wir vermitteln fundiert und seriös alle Kenntnisse, die Sie hierzu benötigen. Wenn Sie ernsthaftes Interesse haben, lassen Sie sich persönlich beraten von Deutschlands größtem Spezialinstitut für Heilpraktiker-Ausbildung. In 33 Städten Deutschlands und der Schweiz.

Deutsche PARACELSUS Schulen
für Naturheilverfahren GmbH
Verbandschule FVDH
Sonnenstraße 19/20, 8000 München 2
Telefon: 0 89/55 89 61

LORENZ: Wir können auf diese Weise unsere finanziellen und personellen Stärken auf die Entwicklung und den Absatz all der Endgeräte konzentrieren, die an die öffentlichen Netze angeschlossen werden. Mit Nebenstellen-Anlagen, mit der Büroautomatisierung, im Grunde mit allem, was die private Informationsvermittlung und Kommunikationstechnik anzubieten hat, erwarten wir Umsätze, die in die Milliarden gehen. Wir liefern Personalcomputer, Autotelephone, Diktiergeräte, wir konzentrieren uns auf die Breitbandnetze und die Funktechnik. Die Fabrikautomatisierung zugerechnet, setzten wir 1987 in diesem Bereich bereits acht Milliarden Mark um.

SPIEGEL: Die Unterhaltungselektronik ist der dritte Kernbereich Ihres Konzerns . . .

LORENZ: Darauf sind wir sehr stolz. Im vergangenen Jahr konnten wir in dieser Sparte elf Prozent zulegen. Unsere Compact Disc (CD), die wir vor fünf Jahren auf den Markt gebracht haben, ist sogar eine Erfolgsstory wert. Die Fortsetzung der CD-Geschichte werden die Kunden im Mai erleben. Dann kommen CD-Geräte mit Bildplatten in die Geschäfte.

SPIEGEL: Besteht dafür wirklich ein Bedarf?

LORENZ: Das System ermöglicht eine weitaus bessere Bildqualität als jeder Videorecorder.

SPIEGEL: Die Welt der bunten TV-Bilder wird immer perfekter, aber auch immer komplizierter in der Bedienung.

LORENZ: Die neuen Chip-Entwicklungen werden einen weiteren Qualitätssprung bringen. Da gibt es Spielereien, wie Standbilder aus dem laufenden Fernsehprogramm zu machen oder gleichzeitig alle Programme auf einem Bildschirm zu bringen. Wir arbeiten an neuen Videorecordern, die ein Dutzend oder mehr Zusatzfunktionen bieten. Der Phantasie ist da freier Lauf gelassen.

SPIEGEL: Ist in Ihren Kreisen schon einmal an eine Art freiwillige Selbstbeschränkung bei der Produktinnovation gedacht worden?

LORENZ: Die Hersteller von Unterhaltungselektronik treffen sich regelmäßig, da sitzen auch Japaner mit am Tisch. Wir bereden das eine oder andere, verhandeln mit Nachdruck über Standards. An mehr ist keiner interessiert. Als überzeugter Marktwirtschaftler kann ich nur hoffen, daß die vielen Wettbewerbskräfte zu ständig neuen Innovationen und Produkten führen. Das kommt letzthin den Verbrauchern rund um den Globus zugute.

SPIEGEL: Wo wird der Wettlauf enden, wer wird überleben?

LORENZ: Das ist schwer abzuschätzen, weil sich in unseren Kerngebieten unterschiedliche Mitbewerber tummeln. Aber es findet ein Konzentrationsprozeß statt. In der Telekommunikation und der Unterhaltungselektronik werden am Ende sechs oder sieben Riesen übrigbleiben. Aber kleine und mittlere Betriebe haben durch die Mikroelektronik, beispielsweise auf dem Gebiet der Informationstechnik, durchaus große Chancen.

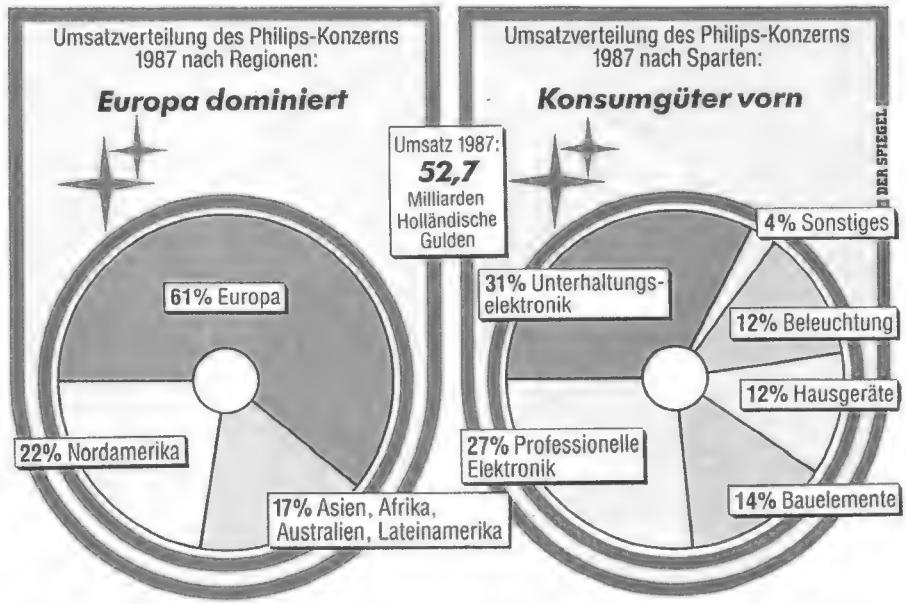
SPIEGEL: Welche Chancen räumen Sie den europäischen Anbietern ein?

LORENZ: Gute, wenn die Europäer effektiver arbeiten. Ich denke in den unterschiedlichen Bereichen an Alcatel, Thomson, Siemens und Bosch.

SPIEGEL: Und wo bleibt in der Aufzählung Philips?

LORENZ: Nach unserem Selbstverständnis verstehen wir uns als Weltkonzern mit Hauptsitz im niederländischen Eindhoven. Philips wird auf allen Kerngebieten und in manchen Randaktivitäten ganz vorne mitmischen.

SPIEGEL: Herr Lorenz, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Skulptur von Sergio Capellini MC&B 1/88

„Kaufen Sie sich gefälligst Ihr eigenes Care-Frische-Set, gnädige Frau."

Testen Sie die Frische von Care!

Schafft es Care, Sie den ganzen Tag frisch zu halten? Das können Sie jetzt mit zwei Care-Frische-Sets testen, die es zum Probierpreis von nur je DM 8,95 (unverbindl. Preisempf.) gibt. Gewinnen Sie einen Club-Aktiv-Urlaub, der Sie richtig frisch macht. Zwei Wochen für zwei Personen im Wert von DM 8.000,–. Oder eines von 333 Reisesets mit vier Care-Produkten. Sie brauchen nur die Preisfrage richtig zu beantworten und den Coupon bis zum 31.5.88 an Margaret Astor zu schicken. Viel Glück! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Preisfrage: Was wünscht Ihnen Care? ☐ Ein frisches Bier. ☐ Eine frische Brise. ☐ Einen frischen Tag.

Name: _____ Alter _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Bitte abschicken an: Margaret Astor AG, Stichwort Care, D-6500 Mainz 500.

Care wünscht einen frischen Tag.

SENKRECHTSTARTER.

Bogner

INEX

Mit viel Freude

Von April an will der amerikanische Chrysler-Konzern wieder Autos in Deutschland verkaufen. Der Comebackversuch läuft zäh an.

Klaus Baranek war schon mißtrauisch, als er die graue Mietskaserne sah. In solcher Gegend konnte einer, der mit ihm ins Geschäft kommen wollte, kaum wohnen.

Doch Adresse und Name in Frankfurt-Fechenheim stimmten. Also klingelte Baranek, worauf eine Frauenstimme über die Sprechanlage quäkte: „Ach, mein Mann hat immer so verrückte Ideen, machen Sie, daß Sie wegkommen."

Baranek zog weiter und erlebte in den vergangenen Wochen noch manche Überraschung, als er einen Teil jener gut 500 Leute besuchte, die künftig in Deutschland als Chrysler-Händler ihr Geld verdienen wollen.

Baranek, der einst für die Auto Union das Händlernetz in den USA aufbaute und Vertriebsassistent bei BMW war, soll nun dem amerikanischen Autokonzern ein Comeback auf dem deutschen Markt ermöglichen. Als Chef der Chrysler Importgesellschaft muß er erst mal seriöse Händler für die bei vielen noch immer als Ami-Schlitten verschrieenen Wagen finden.

Begonnen hatte Baraneks Arbeit im vergangenen Herbst. Mit einem Schild („Händler gesucht") präsentierte er sich am Chrysler-Stand auf der Frankfurter Automobilausstellung.

Die Konkurrenten hatten für diese Anwerbemethoden nur Spott übrig. „Mit so einem Pappdeckel", frotzelte ein BMW-Manager, „suchen doch sonst Schausteller auf der Kirmes ihr Personal."

Unter den Interessenten war mancher Branchenfremde. So sprach ein Student vor, der die Autobiographie des Chrysler-Chefs Lee Iacocca „mit viel Freude" gelesen hatte und nun die Autos verkaufen wollte.

Doch der deutsche Chrysler-Statthalter mußte nicht jeden Interessierten freudig als neuen Händler begrüßen. Baranek sucht aus den über 500 Bewerbern jene aus, die zumindest einen Ausstellungsraum und eine Werkstatt vorweisen können, mit dem Verkauf beispielsweise ihrer Opel-, Ford- oder Toyota-Modelle aber nicht ausgelastet sind. Unter denen sondert er dann noch jene aus, deren Ladenfassade zwar ansprechend wirkt, deren Finanzen aber den baldigen Zusammenbruch erwarten lassen.

Die Auswahl ist ein mühsames Geschäft. Die amerikanischen Hersteller Ford und General Motors haben es da leichter, wenn sie beim derzeit niedrigen Dollar-Kurs wieder einige Modelle aus den USA in Europa verkaufen wollen: Die US-Wagen werden dann einfach über das Netz der deutschen Ford- und Opel-Händler angeboten.

Seit Chrysler sich Ende der siebziger Jahre vom europäischen Markt zurückzog, hat der drittgrößte amerikanische Autohersteller hier kein Vertriebsnetz mehr. Die amerikanische Chrysler-Mutter schrammte am Rande der Pleite entlang. Die Wagen, sagt Iacocca heute, „hatten nicht die Qualität, um hier zu bestehen – wir gehörten einfach nicht hierher".

Chrysler-Pkw in Bremerhaven: „Wir machen vom ersten Wagen an Gewinn"

Chrysler-Importeur Baranek
Von der Konkurrenz verspottet

Inzwischen hat Iacocca in den USA die Firma saniert. Er selbst wird daheim als Management-Wundermann vergöttert, und die Autos mit dem Chrysler-Emblem, glaubt Iacocca, sind wieder voll wettbewerbsfähig.

„Wenn wir uns in Amerika auf einen Sternenkrieg vorbereiten können", sagt der Chrysler-Chef, „warum sollten wir die Straßenlage nicht verbessern können?"

Iacocca wäre nicht Iacocca, wenn er den Export nach Europa nicht auch als patriotischen Akt darstellte. Irgend jemand, sagt er, müsse in den Vereinigten Staaten schließlich etwas tun, damit das amerikanische Handelsbilanzdefizit die Nation nicht in den Abgrund stürzt.

Mit Bob Lutz, dem früheren Chef von Ford of Europe, hat Iacocca einen Mann in sein Unternehmen geholt, der den europäischen Markt bestens kennt. Und den nötigen Antrieb hat der Manager, der früher bei Opel, BMW und Ford arbeitete, ebenfalls: Chancen auf die Nachfolge des allmächtigen Iacocca als Chrysler-Chef hat Lutz, der einen Schweizer und einen US-Paß besitzt, nur, wenn er mit dem Europa-Projekt erfolgreich ist.

Die Meßlatte legt Lutz dabei ziemlich tief: 5000 bis 10 000 Wagen will er im ersten Jahr in Europa absetzen. Angeboten werden sechs Modelle für 29 000 bis 55 000 Mark, wovon vor allem ein Klein-Bus, ein Cabrio und der Jeep Interessenten finden könnten.

Seit Ende vergangenen Jahres verkünden Anzeigen in überregionalen Zeitungen auf drei vollen Seiten nacheinander „Chrysler kommt". Für die Werbung,

die viel Aufmerksamkeit erregt, wurde zunächst vergleichsweise wenig ausgegeben: Die PR-Agentur hat dafür nur ein Budget von rund zwei Millionen Mark. Wer ein neues Waschpulver einführen will, muß schon den zehnfachen Betrag ausgeben.

Für den Europa-Start, sagt Lutz, muß Chrysler „verschwindend wenig investieren".

Die Firma braucht kein neues Werk, keine neuen Modelle. Das einzige, was sie an ihren Exportfahrzeugen ändern muß, sind Scheinwerfer, Heckleuchten und Rückspiegel. Exporteur Lutz: „Wir machen praktisch vom ersten Fahrzeug an Gewinn, das ist das Wunderbare."

Grenzenloses Vertrauen aber schenkt Lutz der amerikanischen Wertarbeit nicht. Die für den Export bestimmten Wagen durchlaufen stets noch das „European Homologation Center", wo in Handarbeit kleine Macken ausgebessert werden. Amerikanische Kunden würden die kleinen Mängel noch hinnehmen, europäische aber könnten schnell vergrault werden.

Verbleibendes Mißtrauen will Chrysler mit einer Drei-Jahres-Garantie beseitigen. Gar sieben Jahre lang haftet der amerikanische Konzern dafür, daß die Karosserie nicht durchrostet.

Die ersten Wagen sind bereits vor zwei Wochen mit dem Schiff in Bremerhaven angekommen. Der deutsche Importeur Baranek hat schon 45 Händler unter Vertrag, bei denen sie von April an verkauft werden sollen.

Baraneks Arbeit ist damit noch nicht beendet. Bis Jahresende will er eine Kette von 100 Chrysler-Händlern aufgebaut haben. Chancenlos dürften Bewerber wie jener Handwerker sein, der als Beleg für seine Qualifikation ein Photo einschickte. Es zeigt ein schiefes Regal, auf dem einige Farbtöpfe stehen, was er großzügig als „mein Ersatzteillager" präsentierte.

SCHALLPLATTEN

Ganz schön alt

Durch ein neues in den USA entwickeltes Produktionsverfahren könnten Compact-Schallplatten bald drastisch billiger werden.

Die Maschine sieht aus wie ein Dampfmaschinen-Ungetüm aus James Watts Zeiten. Ein klobiges Stahlgestänge verbindet zwei schwere Walzen. Darüber läuft eine hauchdünne, metallisch glänzende Kunststoff-Folie.

Aus dieser Folie werden nach einem Verfahren, das die kalifornische Firma Com-Disc entwickelt hat, Compact-Schallplatten gestanzt. Die bislang vertriebenen Compact Discs (CD) werden dagegen einzeln gepreßt.

Walter Schild, Laborleiter der Münchner Hi-Fi-Zeitschrift „Stereo", glaubte zunächst an einen „verfrühten April-Scherz", als ihm Ingenieur Michael Wanlass und drei weitere Com-Disc-Techniker im kalifornischen Santa Monica erklärten, sie hätten ein geradezu revolutionäres Verfahren zur Herstellung der kleinen silbern glänzenden Schallplatten entdeckt.

Com-Disc-Ingenieur Wanlass: Billig-Platten aus der Hinterhof-Werkstatt

Doch das Verfahren überzeugte auch Schild. Etliche tausend CD liefen bereits in der staubigen Hinterhofwerkstatt vom Band. Die Qualität, so der Münchner Ingenieur, sei absolut vergleichbar mit den herkömmlichen Compact-Scheiben.

Durch die Erfindung soll die komplizierte CD-Herstellung vereinfacht werden. Die immer noch teuren Silberscheiben könnten deutlich billiger werden.

Bisher gelten bei der Produktion von Compact-Schallplatten die gleichen strengen Vorschriften wie bei der Herstellung von Computerchips und anderen Bauteilen der Hochtechnologie. So müssen zum Beispiel die Werkshallen mit aufwendigen Belüftungs- und Filtersystemen absolut staubfrei gehalten werden.

Die hohen Investitionskosten hielten zunächst viele Schallplattenkonzerne davon ab, eigene CD-Fabriken einzurichten. So kamen in den ersten Monaten nach der Einführung der CD im Frühjahr 1983 etwa zwei Drittel aller verkauften Platten aus dem Polygram-Werk in Hannover.

Erst als der Erfolg der neuen Tonträger unübersehbar war und die CD der Plattenindustrie einen kräftigen Wachstumsschub verschafften, gaben die Firmen ihre Zurückhaltung auf. Auch japanische Elektronikgiganten wie Sanyo, Sony oder Matsushita, die bis dahin nichts oder nur wenig mit dem Plattengeschäft zu tun hatten, bauten eigene Fabriken.

Inzwischen ist reichlich Kapazität vorhanden, und die Hersteller unterbieten sich gegenseitig. Allmählich bekommen das auch die Verbraucher zu spüren. Die CD-Preise bröckeln.

Das trifft jedoch nur auf Zweit- und Drittauswertungen bereits erfolgreicher Schallplatten zu, die als preisgünstige CD auf den Markt gelangen. Bei Sonderangeboten sind selbst Preise von 12,95 Mark, ja sogar 7,95 Mark für eine CD keine Seltenheit mehr. Neuerscheinungen aus dem Bereich Rock und Pop jedoch kosten nach wie vor um 28 Mark, Klassik-CD um 35 Mark.

Auch die vom amerikanischen Warner-Konzern übernommene Teldec hat bereits versucht, ein Verfahren für die billige Herstellung von Compact Discs zu entwickeln. Doch bislang blieb es bei einigen Probeläufen.

Wenn das neue Com-Disc-Verfahren so funktioniert, wie es seine Erfinder in Kleinserien demonstriert haben, könnten die Plattenfirmen, die bislang noch die hohen Investitionskosten für eine eigene CD-Fabrik scheuten, plötzlich einen Vorsprung gewinnen. Denn dann sind nur noch zehn Millionen statt bislang 25 Millionen Dollar für ein CD-Werk nötig, das jährlich zehn Millionen Platten liefern kann. Die Kosten für die Herstellung einer CD reduzieren sich um die Hälfte.

Firmen, die erst in den vergangenen zwei Jahren ein konventionelles CD-Werk aufgebaut haben, können dann kaum noch hoffen, daß sich ihre Investition amortisiert. „Wenn das amerikanische Verfahren wirklich in Serie geht", ahnt der Manager eines japanischen CD-Preßwerks, „dann werden die etablierten Hersteller ganz schön alt aussehen." ◆

„Was haben wir uns nur angetan?“

Aids – die Entstehungsgeschichte einer Katastrophe (II) / Von Randy Shilts

Homosexuellen-Sauna in Kalifornien: „Es gab niemanden, der nein sagte“

San Francisco, März 1981

Der Cryptococcus ist ein Parasit, der sich gewöhnlich in Vogelkot findet. Seit hundert Jahren gab es in San Francisco jede Menge Kot von Tauben, die mit dem Cryptococcus infiziert waren. Weshalb hatte sich nun im Frühjahr 1981 ein junger Homosexueller mit dem Cryptococcus infiziert?

Seit Wochen hatte der Mann hohes Fieber, klagte über zunehmend starke Kopfschmerzen, und nun war dieser pulsierende Schmerz in den Augen dazugekommen. Der körperliche Verfall schien unaufhaltsam. Erst zeigten sich neue Läsionen im Gesicht und am Gaumen, dann breiteten sie sich über den unteren Teil des Rückens aus. Ein Pathologe der Universitätsklinik bedeutete dem behandelnden Arzt schließlich, die Läsionen entsprächen dem Krankheitsbild eines Kaposi-Sarkoms (KS). Aber es war nicht der relativ gutartige Hautkrebs, mit dem Italiener steinalt werden konnten.

Solche Erfahrungen mußten die Ärzte in San Francisco von nun an immer wieder machen. Sie mußten erleben, wie sich das Krankheitsbild bei ihren Patienten in erschreckender Weise veränderte, bis sie schließlich eines qualvollen Todes starben. Aber bei keinem waren die Ärzte vom Krankheitsverlauf so erschüttert wie bei einem jungen Mexikaner, in dessen Gehirn sich augenscheinlich ein Krebsherd gebildet hatte.

Sein einst so schönes Gesicht war durch die Kaposi-Läsionen völlig entstellt und sein Körper als Folge der hohen Dosierung verschiedener Medikamente unförmig angeschwollen. Er bot das Bild eines schwer an Elephantiasis erkrankten Mannes. Der Arzt photographierte sein Gesicht einmal monatlich, um das Fortschreiten der Krankheit zu dokumentieren.

Außerdem litt der Patient an einer schweren chronischen Diarrhoe. Zum großen Erstaunen der Fachleute stellte sich heraus, daß sich der junge Mann mit dem Cryptosporidium infiziert hatte, einem opportunistischen Parasiten, der normalerweise die Eingeweide von Schafen befällt.

Einer der behandelnden Ärzte setzte sich mit dem erfahrensten Fachmann für Cryptosporidiosis, einem Professor an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Universität von Iowa, in

© 1988 by Goldmann Verlag, München.

Verbindung. Vielleicht gab es eine wirksame Therapie. „Was tun Sie, wenn sich Schafe damit infizieren?" fragte der Arzt. „Da gibt es keine Behandlung", sagte der Professor in Iowa, „wir erschießen sie."

Los Angeles, April 1981

Nun wurde schon der vierte Patient mit Pneumocystis-carinii-Pneumonie (PCP), der ursprünglich so seltenen Form der Lungenentzündung, in die Universitätsklinik von Los Angeles eingeliefert. Diesmal war es ein Schwarzer, der, wie der Immunologe Dr. Michael Gottlieb nun mit Sicherheit sagen konnte, die typischen Symptome zeigte: geschwollene Lymphknoten, Fieber, Gewichtsverlust und eine schwer zu behandelnde Candidiasis.

Ebenso wie die anderen drei PCP-Patienten hatte auch dieser Mann, von Dr. Joel Weisman überwiesen, extrem viele Zytomegalieviren im Blut. Und bei der örtlichen Behörde für Seuchenbekämpfung lag der Bericht über einen weiteren Fall.

Fünf Fälle von PCP bei homosexuellen Männern innerhalb weniger Monate – das genügte den medizinischen Kriterien einer Epidemie. Für eine schnelle Veröffentlichung bot sich der „Morbidity and Mortality Weekly Report" („MMWR") an, der von der bundesstaatlichen Behörde für Seuchenkontrolle, den „Centers for Disease Control" (CDC) in Atlanta, veröffentlicht wird.

Atlanta, Juni/Juli 1981

Am 5. Juni 1981 erschien im CDC-Wochenreport der erste wissenschaftliche Bericht über die Epidemie, eine Darstellung der in Los Angeles von Dr. Michael Gottlieb und Dr. Joel Weisman in den letzten Monaten beobachteten Pneumocystis-Fälle.

Der erste offizielle Bericht über die Zunahme des Kaposi-Sarkoms wurde vier Wochen später, am 4. Juli 1981, im „MMWR" veröffentlicht. Titel: „Das Kaposi-Sarkom und die Pneumocystis-Pneumonie bei homosexuellen Männern – New York und Kalifornien".

Der Bericht beschrieb mit dürren Worten die Symptome, die bei allen KS-Patienten auftraten. 20 von ihnen lebten in New York City und Kalifornien. Vier dieser Patienten hatten sich auch eine Pneumocystose zugezogen. Andere litten an einem schweren Herpes, an Candidiasis, an Kryptokokken-Meningitis und an Toxoplasmose.

„Das Auftreten einer so großen Zahl von KS-Fällen in einem Zeitraum von 30 Monaten bei jungen homosexuellen Männern wird für sehr ungewöhlich gehalten", hieß es. Und:

> Bisher ist noch niemals über einen Zusammenhang zwischen KS und sexuellen Gewohnheiten berichtet worden. Der fulminante klinische Verlauf unterscheidet sich von dem bei älteren Personen festgestellten . . .
>
> Daß zehn Fälle der Pneumocystis-Pneumonie bei homosexuellen Männern diagnostiziert worden sind, läßt vermuten, daß die fünf bisher gemeldeten Fälle kein isoliertes Phänomen darstellen. Außerdem liegt ein Bericht über vier homosexuelle Männer in New York City vor, die sich mit einem schweren, progressiven perianalen Herpes infiziert haben und eine zellulare Immunschwäche zeigen. Drei von ihnen sind gestorben, einer mit einer systemischen Zytomegalievirus-Infektion . . .
>
> Es ist nicht klar, ob oder wie das gemeinsame Auftreten von KS, Pneumocystose und anderen schweren Infektionskrankheiten bei homosexuellen Männern mit ihrer Homosexualität im Zusammenhang steht.

Am Tage der Veröffentlichung dieses Reports wurde in New York der Homosexuelle Jack Nau ins „St. Vincent's Hospital" von Greenwich Village eingeliefert. Er hatte seltsame Schmerzen und Krämpfe in den Beinen. Die Ärzte diagnostizierten eine seltene Form des Lymphdrüsenkrebses, die gewöhnlich nur bei Kindern vorkommt.

New York, Juli 1981

Paul Popham, bis vor kurzem der Partner von Jack Nau, hatte gerade einen Artikel über das Kaposi-Sarkom in der „New York Times" gelesen. Er vermutete gleich einen Zusammenhang zwischen Jacks Erkrankung und dem Hautkrebs, an dem Rick Wellikoff vor sechs Monaten gestorben war. Nach Rick und Nick war Jack der dritte Bewohner des Hauses am Ocean Walk auf Fire Island, bei dem eine ungewöhnliche Krankheit festgestellt worden war.

Als Paul Popham ein paar Tage später das „Trilogy"-Restaurant in Greenwich Village verließ, sah er Gaetan Dugas, den Steward der Air Canada. Himmel, sieht der Bursche gut aus, dachte Paul. Er konnte Jack Nau gut verstehen, der ihn beim letzten Halloween an Land gezogen hatte; die beiden hatten anschließend noch ein paar Wochenenden zusammen verbracht. „Jack liegt im St. Vincent's Hospital", sagte Paul.

Gaetan lächelte, sagte aber nicht, weshalb er sich in New York aufhielt: Er war wegen seines Kaposi-Sarkoms an der Universitätsklinik bei Dr. Alvin Friedman-Kien und Dr. Linda Laubenstein in chemotherapeutischer Behandlung.

Einige Tage nach der Begegnung mit Paul Popham besuchte Gaetan Dugas mit einem befreundeten Steward den erkrankten Jack Nau im „St. Vincent's Hospital". Auf dem Weg dorthin war er bester Stimmung. Doch beiden Besuchern wurde klar, daß Jack die Klinik nicht mehr verlassen würde. Auf der Rückfahrt saß Gaetan wie versteinert und wortlos im Taxi.

Er hatte sich von der Air Canada beurlauben lassen und beschloß, sich nach der Chemotherapie erst einmal zu erholen. Er reiste zwischen San Francisco, Los Angeles, Vancouver, Toronto und New York hin und her. Einmal monatlich mußte er sich in der Universitätsklinik in New York zur Behandlung einfinden.

Als ihm das Haar auszufallen begann, rasierte er sich einfach den Kopf. Die Yul-Brynner-Frisur stand ihm eigentlich ganz gut. Im gedämpften Licht der Saunen fragte ihn niemand nach diesen verräterischen purpurfarbenen Hautflecken.

Atlanta, Juli 1981

Gleich nach der „MMWR"-Veröffentlichung stellte die Behörde für Seuchenkontrolle eine neue Forschungsgruppe zusammen. Dr. James Curran, Leiter der CDC-Abteilung für Geschlechtskrankheiten, wurde Vorsitzender der Arbeitsgruppe zur Erforschung des „Kaposi-Sarkoms und opportunistischer Infektionen" (KSOI), in der ein Dutzend Fachleute aus verschiedenen Disziplinen mitarbeiteten, so Spezialisten für Immunologie, Venerologie, Parasitologie, Krebsepidemiologie, Toxikologie und Soziologie. Neben Curran gehörten noch zwei Fachleute für Geschlechtskrankheiten dazu, Dr. Harold Jaffe und Dr. Mary Guinan.

Die ganze Sache war seltsam, weil ansteckende Krankheiten im allgemeinen nicht nur bei bestimmten Gruppen auf-

O&M LH 6/88

Tut-Anch-Amun nach Deutschland, Picasso nach Australien, Beuys und Rembrandt nach USA. Besonders sensible Größen der internationalen Kulturszene bevorzugen Lufthansa.

Kleiner Auszug aus unserem Kunstflugprogramm.

Lufthansa

treten. Epidemien beschränken sich gelegentlich auf ein bestimmtes geographisches Gebiet. Andere Krankheiten können bei einer Gruppe von Personen mit bestimmten physiologischen Ähnlichkeiten auftreten, zum Beispiel bei Frauen, die auf gewisse Tampons mit einem toxischen Schocksyndrom reagieren.

„In diesem Milieu mußte es etwas geben, daß die Gesundheit der Menschen besonders gefährdete."

CDC-Seuchenforscher Jaffe, „Poppers"-Konsument

Doch soweit sich Curran erinnern konnte, waren die Opfer einer Epidemie noch nie Angehörige einer Gruppe gewesen, die sich hinsichtlich ihrer sozialen Befindlichkeit oder sogar ihres Geschlechtslebens identifizieren ließ. Und doch waren diese Identifizierung und die Anfälligkeit für Geschlechtskrankheiten die einzigen Kriterien, die für alle Patienten aus den drei Großstädten New York, Los Angeles und San Francisco zuzutreffen schienen. Es mußte in diesem Milieu etwas geben, das die Gesundheit der Menschen besonders gefährdete.

Die Arbeitsgruppe kam täglich zusammen, um die Untersuchungsergebnisse zu besprechen. Für die Experten kamen zwei Ursachen für den Ausbruch der Epidemie in Frage. Erstens konnte man es in der Umwelt der Kranken mit irgendeiner besonderen Substanz zu tun haben, welche die Immunschwäche auslöste – vielleicht die auf Nitritbasis hergestellten Aufputschmittel, die sogenannten Poppers. Zweitens konnte die Krankheit Folge irgendeiner Infektion sein, und zwar entweder durch ein neues Virus oder eine Kombination schon bekannter Mikroben, die in einer bisher noch nicht bekannten Weise zusammenwirkten.

Fragen über Fragen. War das Auftreten der Pneumocystose wirklich etwas ganz Neues, oder handelte es sich doch nur um ein Phänomen, das man bisher übersehen hatte? Nach den ersten Untersuchungen über den Ausbruch der Legionärskrankheit im Jahr 1976 hatte sich zum Beispiel gezeigt, daß es diese Art der Lungenentzündung schon seit Jahren gab. Man hatte sie nur nicht beachtet, bis sie plötzlich nach dem Kongreß der „American Legion" in Philadelphia in so dramatischer Weise auftrat und 29 Menschenleben forderte.

Holten sich Homosexuelle überall in den Vereinigten Staaten diese Immunschwäche, oder trat die Krankheit nur in geographisch begrenzten Räumen auf? Die CDC-Arbeitsgruppe zog Erkundigungen aus Städten mit niedriger, mittlerer und hoher Anzahl nachgewiesener Geschlechtskrankheitsinfektionen ein. Ergebnis: In Los Angeles und besonders in New York City gab es Dutzende neuer Fälle, in Städten wie Oklahoma City oder Albany hingegen nur wenige.

Man brauchte genaue Vergleichsstudien, in denen die KS- und die PCP-Fälle den Befunden nichtinfizierter Kontrollpersonen gegenübergestellt wurden. Der Fragenkatalog dazu umfaßte 62 Fragen auf 22 Seiten, er ging auf jedes nur vorstellbare Verhalten und alle denkbaren Ansteckungsmöglichkeiten ein, bis zu den Pflanzen, Haustieren, Reinigungsmitteln und Photochemikalien in den Wohnungen der Betroffenen.

Nun mußten sich die Forscher auf den Weg machen und mit jedem einzelnen Kranken in den Vereinigten Staaten sprechen, dessen sie habhaft werden konnten. Harold Jaffe, der aus Kalifornien stammte, machte sich beispielsweise auf nach San Francisco. Die in Brooklyn geborene Mary Guinan flog nach New York.

San Francisco, Juli 1981

Am Eingang zur Bar zögerte Dr. Harold Jaffe. Trotz der steifen Sommerbrise war die Luft geschwängert von einem scharfen Geruch, der an eine Mischung aus Batteriesäure und Speiseöl erinnerte. Das „Ambush" machte einen schmutzigen und verwahrlosten Eindruck, man glaubte, die Schuhsohlen könnten an dem dreckigen Fußboden festkleben.

Hier besorgten sich die Schwulen aus San Francisco die Aufputschmittel, deren Qualität sie so sehr begeisterte. Die Ambush-Bar verkaufte in einem Ledergeschäft im ersten Stock ihre eigene Marke, von der man, wie Jaffes Patienten behaupteten, keine Kopfschmerzen bekam.

Die Ambush-Lösungen waren beliebt, weil sie nicht die gewöhnlich von Homosexuellen verwendeten Isobutylnitrite, sondern Amylnitrite enthielten. Jaffe wußte, daß dieses apothekenpflichtige Amylnitrit schon seit hundert Jahren verwendet wurde, ohne daß es jemanden umgebracht hätte.

Ein Ermittlungsbeamter des Städtischen Gesundheitsamtes ging hinein und kam mit einer Flasche aus dunkelgetöntem Glas ohne Etikett wieder heraus. Jaffe steckte sie ein, um den Inhalt in Atlanta analysieren zu lassen. Aber er glaubte nicht, daß er so die Lösung des Problems finden würde. Wenn die Sache so einfach wäre, dann hätte jemand das Rätsel schon gelöst.

New York, Juli 1981

Mary Guinan hatte den Tag damit zugebracht, an Krebs erkrankte Homosexuelle zu befragen. Mit ihrer guten Figur und dem langen blonden Haar sah sie viel jünger aus als 42. Hinter ihrem harten Brooklyn-Akzent und ihrer sehr direkten Art verbarg sich eine mütterliche Empfindsamkeit, die die innere Anteilnahme noch erhöhte, die sie für die Opfer der Epidemie empfand.

Es war schrecklich: Diese Burschen waren jung, intelligent, begabt und unglaublich kooperativ. Sie gaben sich die größte Mühe, sich an jede Einzelheit zu erinnern, die irgendwie nützlich sein könnte. Und am Schluß fragte jeder: „Wie sind meine Genesungsaussichten?" Und Mary Guinan mußte immer wieder sagen, sie wisse es nicht.

Das war die niederträchtigste Krankheit, die ihr je begegnet war. Sie zermarterte sich das Hirn, um nur keine wesentliche Nuance im Leben dieser Menschen zu übersehen. Sie mußte jeder nur erdenklichen Hypothese nachgehen. War der Patient in Vietnam gewesen? Vielleicht war dies eine verspätete Nachwirkung des „Agent Orange"? Oder war seine Großmutter an Krebs gestorben? Vielleicht war es eine Erbanlage, die

Das gute Klima eines Hauses fängt mit Techem an.

Mietern, die sich gut verstehen, begegnet man überall dort, wo Techem im Hause ist. Denn dort können sich alle darauf verlassen: Jedem wird immer nur exakt die Heizwärme berechnet, die er verbraucht hat. Keiner bezahlt für den anderen mit.

Techem erfaßt den Wärmeverbrauch mit mikroelektronischer Genauigkeit und legt pünktlich die Abrechnung vor. Diese ist so klar, übersichtlich und verständlich, daß jeder Empfänger sie nachvollziehen kann. Das ist Gerechtigkeit, wie Techem sie zuverlässig sicherstellt. Mit einer zukunftsweisenden Technologie. Mit einem umfassenden Heizkörperwissen. Und mit einem vorbildlichen Service.

Über 30 Jahre Erfahrung haben Techem als Wegbereiter der gerechten Heizkostenabrechnung zum führenden Unternehmen gemacht. Techem erfüllt diesen Anspruch täglich aufs neue.

Was nicht zuletzt dem guten Klima in der Hausgemeinschaft zugute kommt.

techem

Wir sorgen für gerechte Heizkostenabrechnung.

Techem GmbH, Saonestr. 1, D-6000 Frankfurt/M. 71 ● Techem Meßtechnik AG, Rychenbergstr. 82, CH-8400 Winterthur ● Techem Meßtechnik GmbH, St.-Bartlmä 2 A, A-6040 Innsbruck

BBDO Business Comm.

An Betriebsleiter, Produktionschefs und andere Entscheider für Werkzeugmaschinen-Ausrüstung.

Bei uns arbeiten die "Spitzen" der Leistungs-Gesellschaft.

METAV 92

Besuchen Sie uns: Halle 7 / Stand 7 A01 / B02

Sie arbeiten an vorderster Front. Sie fräsen, drehen, bohren. Sie führen aus, was andere sich ausgedacht haben.

Sie müssen sich täglich bewähren. Sie dürfen nie versagen. Sie müssen „Spitze" sein. Denn selbst die beste Werkzeugmaschine ist immer nur so gut wie ihre äußersten Spitzen.

Fordern Sie uns deshalb zu einem Spitzengespräch auf. Oder zu einem „Spitzen-Test". Damit Sie die besondere Schneidstärke der SECO Hartmetall-Werkzeuge kennenlernen.

Telefon: 02 11/24 01-2 21
SECO TOOLS GMBH
Freiheitstraße 7, Postfach 222, D-4006 Erkrath

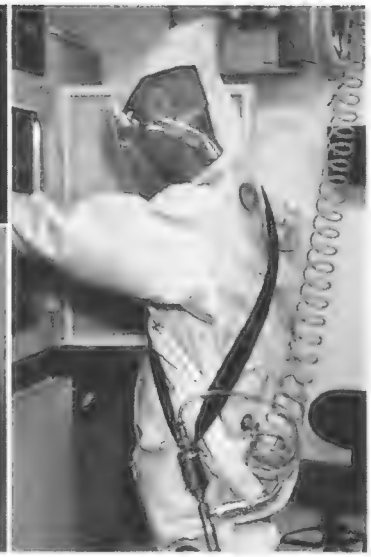
SECO

Ein Meister der Zerspanung

sich erst jetzt auszuwirken begann? Oder war die Sache eine Folge falscher Ernährung?

Ein seltsamer Zufall wollte es, daß Mary Guinan auf einen ihrer Gesprächspartner stieß, als dieser gerade aus dem Badezimmer seiner Unterkunft in der New Yorker Universitätsklinik kam; er war dort als ambulant behandelter Patient untergebracht. Der Ärztin war diese Begegnung zunächst etwas peinlich, aber der Mann mit dem weichen französischen Akzent war so charmant gewesen, daß sie nicht länger zögerte und ihm ihre Fragen stellte. Mit einem gewissen Stolz gab Gaetan Dugas zu, sexuell sehr aktiv gewesen zu sein. Er schätzte, daß er jährlich mit etwa 250 Partnern Geschlechtsverkehr gehabt hatte, im Verlauf der zehn homosexuell aktiven Jahre also mit 2500. Gaetan Dugas sagte, einer seiner früheren Partner liege gegenwärtig mit einer eigenartigen Krankheit in einer New Yorker Klinik.

„Nun mußten sich die Forscher auf den Weg machen und mit jedem einzelnen Kranken in den USA sprechen."



CDC-Seuchenforscher Curran, CDC-Labor

Mary Guinan erwähnte dieses Gespräch später gegenüber ihren Kollegen in der Forschungsgruppe. Sie maßen der Sache jedoch keine besondere Bedeutung bei, obwohl Gaetans Behauptung, er habe mit Jack Nau geschlafen, der erste Hinweis war, daß zwei Opfer der neuen Epidemie sexuelle Beziehungen zueinander hatten. Da Gaetan Kanadier war, wurde seine Krankengeschichte zu diesem Zeitpunkt nicht weiter verfolgt. Die Aufmerksamkeit galt Bürgern der Vereinigten Staaten.

Bei ihrer Rückkehr in die CDC-Zentrale wurden Jaffe und Mary Guinan mit der besorgniserregenden Nachricht empfangen, daß sich das Kaposi-Sarkom und die Pneumocystose weiter ausgebreitet hatten. In den folgenden Wochen wurden die CDC-Außendienstmitarbeiter in der Zentrale mit der komplizierten Schwulenszene vertraut gemacht. Jedesmal wenn ein Mitglied der Forschungsgruppe erklärte, daß einige Infizierte in ihrem Leben bis zu 2000 Sexualkontakte gehabt hatten, fiel irgendeinem Zuhörer der Unterkiefer herunter, und es kam die Frage: „Wie in aller Welt kann einer das schaffen?"

Bethesda, Juli 1981

Als das neue Zellensortiergerät, FACS genannt (Fluorescent Activated Cell Sorter), angeschafft wurde, hatten die meisten Immunologen es als das teuerste Spielzeug bezeichnet, das je erfunden wurde. Die Sortier-Maschine tat mit Hilfe eines Computers das, was bisher in mühseliger Handarbeit hatte getan werden müssen. Es trennte die T-Helferzellen von den T-Suppressorzellen und zählte sie dann aus, damit sich feststellen ließ, ob das Verhältnis stimmte. Im Blut eines gesunden Menschen kommen etwa zwei Helferzellen auf jede Suppressorzelle.

Doch jetzt war Dr. James Goedert froh, daß die Institutsverantwortlichen die halbe Million Dollar investiert hatten, um eines der ersten FACS-Geräte zu kaufen, denn er hatte einen weiteren Patienten mit Kaposi-Sarkom bekommen. Der Arzt ließ das Blut seiner beiden KS-Patienten untersuchen: Das Zahlenverhältnis zwischen Helfer- und Suppressorzellen war so weit von der Norm entfernt, daß die Labortechniker an der Richtigkeit des Ergebnisses zweifelten.

Einer Eingebung folgend, ließ der Mediziner nun das Blut von 15 augenscheinlich gesunden homosexuellen Männern aus dem Raum Washington untersuchen. Dabei stellte sich heraus, daß das Immunsystem bei der Hälfte von ihnen die gleichen von der Norm abweichenden Werte zeigte. Das löste bei dem Arzt ein Gefühl aus, wie man es beim Fernsehen hat, wenn ein Flugzeug kurz vor der Bruchlandung sanft die Nase hebt. Er wußte nun, daß die Ursache dieser Immunschwäche, was sie auch immer sein mochte, sehr weit verbreitet war.

San Francisco, August 1981

Gary Walsh und der Psychologe Joe Brewer, mit dem er sein Büro teilte, verließen gemeinsam den „Badlands Saloon" in einer Nebenstraße der Castro Street. „Siehst du den prächtigen Burschen da drüben?" sagte Gary und deutete auf einen blonden jungen Mann in Jeans, die so eng waren, daß man erkennen konnte: Er trug keine Unterwäsche. „Die nehmen nicht den ersten, der sie anspricht, mit nach Hause. Das würde aussehen, als hätten sie es dringend nötig", erklärte der 36jährige. „Es ist der zweite, der zum Schuß kommt."

Obwohl er schon sieben Jahre als Psychotherapeut in San Francisco gearbeitet hatte, war Joe erstaunt über die Feinheiten der homosexuellen Prostitution. Joe hatte stets langdauernde Beziehungen bevorzugt, während Gary der geilste Bursche war, den er kannte. Beruflich arbeiteten die beiden sehr harmonisch zusammen: Sie gehörten zu den Pionieren der homosexuellen Psychotherapie in San Francisco.

Joe kam es wie Ironie vor, daß er und Gary sich darum bemühten, schwulen Paaren über ihre Beziehungsschwierigkeiten hinweg zu helfen, denen sie im größten sexuellen Süßwarenladen konfrontiert wurden, den der liebe Gott hier hatte entstehen lassen, während sie selbst in ihrem Liebesleben mit Problemen kämpfen mußten. Joe hatte gegenwärtig keinen Partner. Gary hatte Meinungsverschiedenheiten mit seinem Freund, den es nach einer festen, eheähnlichen Bindung verlangte. Aber Gary wollte herumvögeln, und so vögelte auch dessen Freund herum, nur um es Gary zu zeigen.

Wenn sich Joe Brewer an die Zeit erinnerte, als er 1970 zum ersten Mal in die Castro Street gekommen war, dann dachte er an romantische Schaumbäder nach der Liebe. Doch die persönliche Beziehung zum Partner in der sexuellen Begegnung hatte immer mehr an Bedeutung verloren. Die Intimität verschwand.

Am Anfang schlief man mit irgend jemandem, liebkoste sich die ganze Nacht, führte Gespräche und aß zum Frühstück am nächsten Morgen gemeinsam Spiegeleier. Dann ließ man das Frühstück ausfallen, denn wenn man zu viele Spiegeleier

16 Uhr. Laue Luft. Ambiente genießen. Eintauchen. In den kristallklaren Pool. Lange Bahnen ziehen. Frisch auftauchen. Im Beach Club. Zur Sangria. Mit interessanten Leuten. Der Service tut so gut wie der ganze Tag. Man lebt komfortabel. Im Touropa-Hotel „Eden Roc". An der Costa Brava. Direkt am Meer. Hinfahren und sich verwöhnen lassen. Zwei Wochen lang. Pro Person ab DM 1.366,–. Anreise im TUI-Ferienexpreß inklusive. Sechs neue Touropa-Kataloge im TUI-Reisebüro geben viele Anregungen. Der Robinson Club ist auch dabei. Suchen Sie sich Ihren Urlaub aus.

TOUROPA

DAMIT SIE ZUFRIEDEN SIND.

TUI

ißt, wird es langweilig. Dann verzichtete man darauf, die ganze Nacht mit seinem Partner zuzubringen. Wenn man in die Sauna ging, brauchte man keine Gespräche zu führen. Als nächstes kamen die Klubs in Mode, wo man nicht einmal zu sehen brauchte, mit wem man Sex hatte. Die Saunen wurden praktisch zu Selbstbedienungsläden für den schnellen Arschfick.

Etwa 3000 homosexuelle Männer strömten wöchentlich in das riesige Dampfbad in der Howard Street, in die „Club Baths", die jederzeit 800 Kunden gleichzeitig bedienen konnten. Es herrschte eine zügellose Promiskuität, denn es gab niemanden, der nein sagte – niemand übernahm die Rolle der spröden Frau im heterosexuellen Milieu.

Beim Mittagessen verabredeten Gary und Joe, das Wochenende in einem von Homosexuellen bevorzugten Erholungsgebiet am Russian River zu verbringen, eine Autostunde nördlich von San Francisco. Es überraschte Joe nicht, als Gary am nächsten Tag absagte, weil er eine unangenehme Pilzinfektion im Mund hatte. Gary schien ständig irgend etwas zu bekommen.

New York, September 1981

In der Praxis von Dr. Friedman-Kien gaben sich kranke Homosexuelle die Klinke in die Hand. Der Schriftsteller Larry Kramer, der das gewahr wurde, fragte den Arzt: „Was kann ich tun, um nicht krank zu werden?"

„Ich weiß, was ich täte, wenn ich homosexuell wäre", sagte Friedman-Kien. „Ich würde auf Sex verzichten."

Als der Arzt auf Einladung von Kramer in dessen Wohnung vor etwa 80 New Yorkern, der Creme des schwulen Nachtlebens, einen Vortrag hielt, sagte er: „Wir sehen nur die Spitze eines Eisbergs." Larry ließ die Sammelbüchse herumgehen, und die Anwesenden spendeten für die Forschungsarbeit von Friedman-Kien an der Medizinischen Fakultät der New Yorker Universität 6635 Dollar.

Auf Fire Island, der von Homosexuellen so gern frequentierten Atlantikinsel, sollte es am Labor Day mehr werden. Aber das Wochenende wurde eine Katastrophe.

Die kleine Gruppe um Paul Popham und Larry Kramer, die diese Spendenaktion organisierte, hatte damit gerechnet, daß die etwa 15 000 Homosexuellen, die sich zu der letzten großen Party der Saison von 1981 auf der Insel versammelten, einige tausend Dollar spenden würden. Aber es kamen nur ganze 124 Dollar zusammen.

„Laßt mich in Frieden", war die typische Reaktion. „Wovon redest du überhaupt?" war noch die netteste Antwort, die sie bekamen. Die Burschen sagten Paul Popham, er sei hysterisch oder beteilige sich an irgendeinem heterosexuellen Komplott, um die Schwulenszene zu unterminieren.

Wenige Tage nach dem Fiasko am Labor Day starb Jack Nau im „St. Vincent's Hospital". Paul Popham fühlte sich wie ausgehöhlt. Jack war jetzt tot, wie Rick, wie Nick.

Bethesda, September 1981

Die weitläufigen Forschungseinrichtungen der bundesstaatlichen Gesundheitsbehörde „National Institutes of Health" (NIH) liegen in den Bergen von Maryland, 16 Kilometer nordwestlich von Washington. Ohne auf irgendwelche kommerziellen Gesichtspunkte Rücksicht nehmen zu müssen, genießen die hier arbeitenden Wissenschaftler volle Freiheit der Forschung. Sie dienen der reinen Wissenschaft. Niemand kann ihnen vorschreiben, was sie tun sollen.

Die angesehenste Einrichtung ist das Nationale Krebsforschungsinstitut, das „National Cancer Institute" (NCI), das weitgehend unabhängig arbeitet. Mit einem Jahresetat von einer Milliarde Dollar verfügt das NCI über einen höheren Etat als jede andere medizinische Forschungseinrichtung in der westlichen Welt.

Von der vom NCI am 15. September veranstalteten Konferenz über „Kaposi-Sarkom und opportunistische Infektionen" hatten sich 50 führende Kliniker – Leute wie Michael Gottlieb von der Universität von Kalifornien in Los Angeles oder Linda Laubenstein und Alvin Friedman-Kien von der Universität New York – viel versprochen.

Es war ermutigend, daß sich die Behörde für Seuchenkontrolle (CDC) eingeschaltet hatte. Aber jeder wußte, daß die CDC-Zentrale zur Bekämpfung einer Epidemie nur die Stoßtrupps für die vorderste Front aufbot. Das NCI mit seinen erfahreneren Fachleuten und dem Dreifachen an finanziellen Mitteln war in der Lage, schwere Artillerie einzusetzen.

Inzwischen waren in den Vereinigten Staaten mehr als 120 Fälle gemeldet, und es gab immer noch keine Erklärung für die Immunschwäche. Deshalb wurde es den in Bethesda versammelten Klinikern immer deutlicher bewußt, daß eine Erforschung dieses neuen Phänomens lange Zeit in Anspruch nehmen und einen hohen finanziellen Aufwand bedeuten würde.

Aber das Auffallendste an der NCI-Konferenz war, daß man keine Eile zu haben schien, die anstehenden Probleme zu lösen. Man hatte den Ärzten, die an dieser Konferenz teilnehmen durften, schon vorher zu verstehen gegeben, daß dies kein Diskussionsforum sei. Es verblüffte sie aber doch, wie sie über das Kaposi-Sarkom in Afrika belehrt wurden. Das Immunsystem wurde kaum erwähnt, für die Zusammenhänge zwischen KS und Pneumocystose interessierte sich niemand, und über die Möglichkeit, daß es sich um eine Virusinfektion handeln könnte, wurde nicht gesprochen.

Dr. Gottlieb brachte das ganze Gerede über KS bei den Bantus völlig außer Fassung. Er hatte gehofft, daß hier ein Plan für die Zusammenarbeit der verschiedenen Fachgebiete bei der Erforschung der neuen Krankheit entwickelt werden würde und daß man die Pharmaindustrie und die Fachärzte im ganzen Land veranlassen werde, gemeinsam wirksame Behandlungsmethoden zu entwickeln. Statt dessen war das einzige konkrete Ergebnis der Konferenz die vage Zusicherung des NCI, zu einem späteren Zeitpunkt Vorschläge für die Finanzierung der Forschung aus Bundesmitteln entgegenzunehmen.

Die Wissenschaft war offenbar nicht bereit, alle Kräfte zu mobilisieren, um eine Seuche zu bekämpfen, die nach seiner Überzeugung eine Infektionskrankheit war. Gottlieb hatte einen großen Teil des Sommers damit zugebracht, für das „New England Journal of Medicine" eine sorgfältig recherchierte wissenschaftliche Arbeit über die Pneumocystis-carinii-Pneumonie zu verfassen (wie Dr. Friedman-Kien über das Kaposi-Sarkom). Nun verstärkte sich sein Verdacht, man interessiere sich so wenig für diese Krankheit, weil es Homosexuelle waren, die daran starben.

San Francisco, Oktober 1981

Die Arbeit an der CDC-Studie geriet zu einer Geduldsprobe für alle Beteiligten. Daß die Epidemie durch einen besonderen Erreger ausgelöst wurde, war nur eine Hypothese. Doch mit jedem Tag festigte sich die Überzeugung von Dr. Guinan und Dr. Jaffe, daß sie es mit einer

DG BANK zum Thema „Vermögensverwaltung":

Haben Sie Ihre Volksbank oder Raiffeisenbank schon nach einem Wachstumsdepot gefragt?

Oder nach einem gewinnorientierten Trading-Depot? Kurz: nach Anlagekonzepten, die Ihnen bei unsicheren Wertpapier- und Devisenmärkten die Frage nach der richtigen Entscheidung beantworten?

Fragen Sie Ihren Anlageberater in der Volksbank oder Raiffeisenbank nach professioneller Vermögensverwaltung. Er hat interessante Antworten für Sie: Denn Ihre Volksbank oder Raiffeisenbank hat über die DG BANK-Gruppe einen direkten Draht zu Spezialgesellschaften im In- und Ausland, die alle wichtigen Informationen, ausgefeilte Analyseinstrumente und die nötige Erfahrung besitzen.

Zum Beispiel: DG CAPITAL MANAGEMENT GmbH. Hier stehen für größere Wertpapier-Portefeuilles vier Depotarten zur Wahl, je nach Ihrer persönlichen Zielsetzung: das Renditedepot für den ertragsorientierten Anleger; das Wachstumsdepot mit ausgewogener Risikostreuung; das Trading-Depot in Aktien und Optionsscheinen für den risikofreudigen Investor; das DG CAPITAL Rent-Aktiv für das Management größerer Renten-Portefeuilles.

Informieren Sie sich bei Ihrer Volksbank oder Raiffeisenbank über die Vorteile einer professionellen Vermögensverwaltung.

Die Geschäftsbank mit der breiten Basis: DG BANK, Postfach 10 06 51, Am Platz der Republik, 6000 Frankfurt am Main 1, Telefon (069) 74 47-1917, Telex 412291, Telefax (069) 74 47-1685/1688, Btx *59700#.

Im Verbund der Volksbanken und Raiffeisenbanken.

DG BANK
Deutsche Genossenschaftsbank

KUPFER LÄßT DIE VÖGEL FLIEGEN

"Fasten seat belt" – vom Start bis zur Landung vertrauen Pilot und Passagiere auf Kupfer, das die elektronischen Funktionen der Maschine sicherstellt.

Mit vorbildlichen leitenden Eigenschaften erfüllt Kupfer souverän lebenswichtige Aufgaben in den Steuerungs- und Hydrauliksystemen, in den Antriebsaggregaten und sorgt für störungsfreie Verbindungen im Funkverkehr.

Kupfer gibt Sicherheit. Nicht nur über den Wolken. Auch auf festem Boden trägt Kupfer zur Flugsicherheit bei. Zum Beispiel in der Radarüberwachung, in den elektronischen Fluginformationstafeln und Bildschirmsystemen des Flughafens, und selbst im Buchungscomputer Ihres Reisebüros sorgt Kupfer für klare Verhältnisse.

Vielseitige Einsatzmöglichkeiten. Unverwüstliche Kondition. Umweltfreundliches Recycling. Kein Wunder, daß bewährtes Kupfer auch bei der Entwicklung faszinierender Zukunftstechnologien dabei ist.

Bei innovativen Energie-Sparmaßnahmen, in Raumfahrt und Kommunikation, in Medizin und Gesundheit – Kupfer steht mitten im aktuellen Geschehen.

Mehr über die bedeutende Rolle, die Kupfer und Kupferlegierungen im täglichen Leben spielen, erfahren Sie von uns.

DKI – Deutsches Kupfer-Institut, Knesebeckstr. 96, 1000 Berlin 12, Telefon (030) 31 02 71.

KUPFER

» EIN TEIL UNSERES LEBENS «

neuartigen, tödlich verlaufenden Viruserkrankung zu tun hatten. Eines Abends sprach Mary Guinan mit Dr. Marc Conant über ihre Befürchtungen und war überrascht, ein so offenes Ohr bei ihm zu finden.

Gewöhnlich wurden ihre Bedenken als hysterisch abgetan, wenn sie über die Möglichkeit einer Virusinfektion und einer aufs ganze Land übergreifenden Epidemie sprach. Aber dieser Mann, ein angesehener Dermatologe in San Francisco, hatte eine ganz klare Vorstellung davon, was hier geschah. „Wenn wir nicht rasch etwas unternehmen", sagte Conant, „dann werden allein in dieser Stadt Tausende von Menschen sterben."

„Unter Jugendlichen in ärmlichsten Verhältnissen gab es merkwürdige Fälle von Immunschwäche."

Seuchen-Milieu, Mediziner Rubinstein

Auf Betreiben Conants war während des Sommers an der Universität von Kalifornien eine KS-Klinik eingerichtet worden, das erste Zentrum dieser Art. Wenn Alvin Friedman-Kien in New York recht hatte, mußte mit immer neuen KS-Fällen gerechnet werden. Conant versuchte ständig, weitere Spezialisten der Medizinischen Fakultät für die „Schwulenpest" zu interessieren, wie die homosexuelle Presse die Krankheit längst nannte.

Aber er sah die Katastrophe kommen – „eine weltweite Katastrophe", wie er später gegenüber dem Szene-Aktivisten Cleve Jones präzisierte. „Wir verlieren Zeit, und Zeit ist bei der Bekämpfung jeder Epidemie der gefährlichste Feind", sagte Conant.

Einige Wissenschaftler hatten eine neue Bezeichnung für das Syndrom kreiert. Sie nannten es „Gay Related Immuno Deficiency" (homosexuell bedingte Immunschwäche) oder Grid. Doch Conant wollte sich nicht darauf festlegen, wie lange diese Immunschwäche sich auf Homosexuelle beschränken würde. Lymphozyten waren Lymphozyten, und offenbar waren sie das gefundene Fressen für die neuen Viren, ob sie nun im Körper eines homosexuellen oder eines heterosexuellen Menschen lebten.

Paris, Dezember 1981

Als Dr. Jacques Leibowitch die von Dr. Gottlieb und Dr. Friedman-Kien verfaßten Artikel im „New England Journal of Medicine" über die Pneumocystis-carinii-Pneumonie und das Kaposi-Sarkom bei amerikanischen Homosexuellen las, erinnerte er sich sofort an den untersetzten portugiesischen Taxifahrer, den Dr. Willy Rozenbaum ihm vor drei Jahren geschickt hatte. Der Mann, der vor einem Jahr gestorben war, hatte an der gleichen Pneumonie gelitten.

Er rief Rozenbaum an, um ihn auf die Artikel aufmerksam zu machen, und erfuhr, daß der Kollege in seinem Krankenhaus jetzt mehrere solcher Patienten hatte. In den letzten Monaten seien zwei homosexuelle Männer mit einschlägigen Symptomen zu ihm gekommen, aber auch zwei Frauen, eine Schwarze aus Zaïre und eine Französin, die längere Zeit in Afrika gelebt hatte. Rozenbaum erklärte, diese Krankheiten träten, was immer ihre Ursachen auch sein mochten, nicht nur bei homosexuellen Männern auf, und es müsse irgendeine Verbindung zu Afrika geben.

Leibowitch las alles, was er aus den Vereinigten Staaten über diese Epidemie bekommen konnte. Er wunderte sich darüber, daß die Krankheit als Homosexuellenseuche bezeichnet wurde. Typisch amerikanisch, dachte er, eine Krankheit als homosexuell oder heterosexuell zu bezeichnen – als seien Viren intelligente Wesen, die zwischen verschiedenen menschlichen Verhaltensweisen unterscheiden können. Diese Amerikaner sind einfach vom Sex besessen. Von Schnupperdrogen, die in den USA als mögliche Ursache diskutiert wurden, hatte er noch nie etwas gehört; der portugiesische Taxifahrer kannte sie mit Sicherheit ebensowenig wie diese beiden Frauen aus Zaïre. Da eine Verbindung zu Afrika bestand, lag die Vermutung nahe, daß der Erreger ein Virus war. In Afrika herrschten die besten Voraussetzungen für die Entstehung neuer Infektionskrankheiten.

Auf die afrikanische Herkunft deutete auch, daß belgische Ärzte schon vor Jahren aus Zaïre und Uganda von Pneumocystosen und Kryptokokkeninfektionen berichtet hatten. Die Spurensuche führte von Belgien und Frankreich wie von Dänemark zurück nach Zentralafrika, wo Mitte der siebziger Jahre etwas Seltsames geschehen sein mußte. Auch der Taxifahrer, der von Dr. Rozenbaum und Dr. Leibowitch in Paris behandelt wurde, war 1978 aus Angola gekommen.

Ein paar Wochen später stellten Jacques Leibowitch und Willy Rozenbaum eine französische Forschungsgruppe zusammen, um der mysteriösen und noch nicht näher bezeichneten Epidemie nachzuspüren.

Atlanta, Dezember 1981

Dr. James Curran von der CDC-Forschungsgruppe hatte schon befürchtet, er werde so etwas zu hören bekommen, aber eigentlich war es nicht verwunderlich, daß es auch solche Berichte gab, nachdem 75 Prozent der noch lebenden Opfer dieser „Schwulenpest" befragt worden waren: In einer kleinen abgelegenen Stadt lebt ein Mann zufrieden mit seinem langjährigen Partner zusammen. Sein Leben wird nicht von der Hektik bestimmt, die das Leben der Homosexuellen in den großen Städten kennzeichnet. Er verwendet keine Aufputschmittel, aber er stirbt. Nun stellt sich heraus, daß sein Partner Handelsvertreter ist, der ihm im allgemeinen die Treue hält, sich aber, wenn er nach New York kommt, an den sexuellen Exzessen in den Schwulensaunen beteiligt. Bald nachdem sein monogamer Partner erkrankt ist, wird auch der Handelsvertreter krank.

Curran wußte, daß die von dem deutschen Arzt Robert Koch beschriebenen Voraussetzungen erfüllt sein mußten, wenn man eine Infektionskrankheit nachweisen will. Nach diesem hundert Jahre alten Muster mußte man einen Erreger von einem infizierten Tier nehmen und ihn auf ein gesundes Tier übertragen, das daraufhin erkrankt. Dann mußte man den Erreger dem zweiten Tier entnehmen und ihn einem

DIE HEIS

Nicht viele Fluggesellschaften sind in der Technologie so fortgeschritten wie Iberia. Das haben Sie wahrscheinlich auch schon bemerkt, z. B. bei Iberias Echtzeit-Computersystem für Verkauf und Reservierung oder bei unserem zuverlässigen Service. All dies ist das Ergebnis

TAPSA/Ayer

der strengen Schulungsprogramme für unsere Mitarbeiter.

Das muss auch der Grund sein, weshalb eine ganze Reihe grosser europäischer Fluggesellschaften die Wartung und Betreuung ihrer Flugzeuge Iberia anvertraut hat. Doch bei all unserem technologischen Fortschritt ist eines unverändert geblieben: das Lächeln unserer Stewardessen. Ihr Charme und ihre Gastfreundlichkeit sind ganz natürlich und kommen einfach von Herzen.

IBERIA

SONNE, HERZLICHKEIT UND ERFAHRUNG.

dritten Versuchstier injizieren, bei dem die gleiche Krankheit festgestellt werden muß. Das ist die wissenschaftliche Methode für den Beweis, daß es sich um eine Infektionskrankheit handelt.

Die Geschichte von dem Handelsvertreter und seinem treuen Partner erfüllte nicht die von Koch aufgestellten Forderungen, sie verlieh aber epidemiologisch betrachtet der Auffassung der CDC-Forschungsgruppe größeres Gewicht, daß der „Schwulenkrebs" und die „Schwulenpneumonie" Manifestationen einer neuen Infektionskrankheit waren.

Im Dezember gab es nach den offiziellen Statistiken 152 Fälle in 15 Staaten. Einschließlich der Fälle, in denen nur ein Verdacht bestand und die nicht einer gründlicheren Untersuchung bedurften, lag die Zahl etwa bei 180 und nahm ständig zu.

In einem der 152 Fälle handelte es sich um eine Frau, eine Drogenabhängige, die sich das Heroin intravenös spritzte. Das ließ sich aber nicht offiziell bestätigen. Wenn die CDC-Zentrale von solchen Fällen erfuhr, waren die Drogenabhängigen häufig schon tot.

Die Beamten der Gesundheitsbehörden außerhalb der Forschungsgruppe bezeichneten diese Opfer meistens als Homosexuelle, denn sie scheuten sich eigenartigerweise davor, der Auffassung zu widersprechen, daß es sich hier um eine Schwulenkrankheit handelte. Sie behaupteten, schließlich werde es sich in all diesen Fällen herausstellen, daß diese Fixer schwul waren.

Doch Mary Guinan ließ sich davon nicht überzeugen. Wenn die Krankheiten durch gemeinsam benutzte Injektionsnadeln übertragen werden konnten, dann handelte es sich um ein enormes Problem. Sie meinte, wenn Drogensüchtige erkrankten, dann sei mit Sicherheit eine Übertragung der Krankheit durch Blut anzunehmen.

Solche Befürchtungen hatte auch Dr. Arye Rubinstein, Chef der Abteilung für Pädiatrie, Mikrobiologie und Immunologie am Albert Einstein College in New York. Er hatte während der letzten beiden Jahre unter den in ärmlichsten Verhältnissen in der Bronx aufgewachsenen Jugendlichen merkwürdige Fälle von Immunschwäche registriert, und nun keimte der Verdacht, daß sie mit den gleichen Problemen zu kämpfen hatten wie die modischen Homosexuellen im schikken Manhattan.

Den Ausschlag für ihn gab nun, Ende 1981, ein Junge, der in seine Praxis kam. Die Mutter, eine der vielen tausend Drogenabhängigen, die im nahe gelegenen „Jacobi Hospital" behandelt wurden, hatte geschwollene Lymphknoten und litt an hartnäckigen Infektionen. Jetzt zeigte ihr Kind die gleichen Symptome. Rubinstein wußte, daß es in diesem Fall keine angeborene Immunschwäche war.

Er brachte solche Fälle bei den regelmäßig stattfindenden Zusammenkünften der Immunologen in San Francisco zur Sprache, und im Dezember verfaßte Rubinstein auch einen kurzen Bericht für die Konferenz der amerikanischen Kinderärzte. Unter seinen Patienten hatte er mittlerweile fünf schwarze Kinder, deren Zustand das Ärgste befürchten ließ. Einige von ihnen litten an der Pneumocystis-Pneumonie, und sie alle zeigten den gleichen T-Zellenschwund, der bei den Opfern der Homosexuellen-Pneumonie zu beobachten war. Die Eltern von mindestens drei dieser Kinder waren Drogenabhängige mit häufig wechselnden Sexualpartnern.

Die Tatsache, daß auch Kinder erkrankten, war für ihn ein Indiz, daß die Krankheit nicht von Schnupperdrogen verursacht wurde und nichts mit den Lebensgewohnheiten Homosexueller zu tun hatte, sondern daß sie von einem neuen Virus ausgelöst wurde, mit dem die Mütter ihre Kinder vor der Geburt infiziert hatten, wahrscheinlich über die Placenta. Aber die Akademie der Kinderärzte verwehrte es Rubinstein, seine Arbeit auf der Konferenz vorzulegen, und bei den Immunologen sprach man hinter vorgehaltener Hand davon, daß der israelische Forscher nicht mehr ganz richtig im Kopf sei.

San Francisco, Dezember 1981

In ihrer ruhigen, methodischen Art hatte Dr. Selma Dritz im Keller des alten Gebäudes der Städtischen Gesundheitsbehörde so lange gesucht, bis sie eine geeignete Wandtafel fand. Sie durfte nicht zu groß sein, denn sonst würde sie nicht an die Wand ihres winzigen Zimmers im zweiten Stock passen, wo das Büro der Abteilung zur Bekämpfung von Infektionskrankheiten untergebracht war. Sie mußte aber so groß sein, daß die Namen aller Patienten Platz darauf hatten.

Sie war auf die Idee gekommen, als sie bei den ausführlichen Gesprächen im Rahmen der CDC-Vergleichsstudie auf bestimmte Muster im Beziehungsgeflecht der Patienten gestoßen war, die an den einschlägigen Krankheiten litten – Pneumocystis-Pneumonie, Kaposi-Sarkom, Zytomegalie-Virusinfektion (ZMV). Deshalb hatte sie gewissenhaft die zwischen den Patienten bestehenden persönlichen Beziehungen in ihrem schwarzen Notizbuch und auf den Karteikarten notiert, die sie in einer alten Schuhschachtel auf ihrem Schreibtisch stehen hatte.

Nachdem sie die Wandtafel aufgestellt hatte, verband sie die mit den Buchstaben PCP, KS und ZMV markierten Kreise durch Pfeile miteinander. Daraus ergab sich ein bestimmtes Bild: Da gab es Liebhaber und Zimmergenossen, Freunde und Freunde von Freunden, und alle diese Pfeile legten eine sehr beunruhigende Schlußfolgerung nahe. Zwar verfügte sie noch nicht über unumstößliche Beweise, die aus einer Theorie harte Tatsachen werden lassen, aber Selma Dritz hatte den Eindruck, daß dieser Homosexuellenkrebs eine Infektionskrankheit war und sexuell übertragen wurde.

Los Angeles, Februar 1982

Daß es zwischen den ersten Grid-Fällen in Los Angeles und dem von vielen Homosexuellen bevorzugten Badeort Laguna Beach im benachbarten Orange County gewisse Verbindungen gab, war für die Gesundheitsbehörden offenkundig. Dave Auerbach, der für Los Angeles zuständige CDC-Mann, begann deshalb, alle Grid-Patienten im Bezirk zu befragen.

Im Verlauf dieser Gespräche hörte er zum ersten Mal den Namen des Stewards der Air Canada. Es war nicht leicht, einen Namen wie Gaetan Dugas zu vergessen.

Ein paar Wochen später, der Soziologe Bill Darrow aus der CDC-Zentrale in Atlanta war zur Verstärkung gekommen, stieß er an ein und demselben Tag gleich dreimal auf den Namen dieses Stewards. Aber die Berichte stammten von Partnern verstorbener Patienten, nicht von Leuten, die selbst mit Gaetan Dugas geschlafen hatten.

Und noch einmal tauchte der Name auf, als die CDC-Rechercheure eines Abends eine Verabredung mit einem Friseur im Orange County hatten. Der am Kaposi-Sarkom

erkrankte Mann kam gleich zur Sache. „Ich möchte wetten, ich weiß, von wem ich das habe", sagte er. „Ich hatte Verkehr mit diesem attraktiven Burschen aus der Sauna. Wir verbrachten ein paar Wochenenden zusammen, und er war auch Thanksgiving bei mir, aber seither habe ich ihn nicht wiedergesehen. Er hat mich mit Hepatitis angesteckt, und ich möchte wetten, ich habe auch diese Krankheit von ihm."

Der Mann machte eine Pause und sagte dann: „Ich muß zugeben, er gefällt mir immer noch sehr gut." Dann blätterte er in seinem Notizbuch und suchte nach der Adresse und Telephonnummer dieses Mannes. „Gaetan Dugas", sagte er. „Er ist Steward bei einer Luftfahrtgesellschaft." Bill Darrow ließ seinen Bleistift fallen. Auerbach warf ihm einen Blick zu. Der Friseur schloß aus der Art, wie sich die beiden ansahen, daß ein magisches Wort gefallen war.

New Scientist

Er hatte recht. Endlich hatten Auerbach und Darrow einen lebenden Zeugen gefunden, der ihnen mitteilte, er habe mit diesem Steward geschlafen. Dies war, wie Darrow später sagte, einer der wichtigsten Augenblicke bei der Erforschung der Ursachen dieser Epidemie. Jetzt kam der Stein ins Rollen.

Die Zusammenhänge ließen sich immer deutlicher erkennen. 4 der ersten 19 Grid-Patienten in Los Angeles hatten Geschlechtsverkehr mit Gaetan Dugas gehabt. Weitere 4 hatten mit Leuten geschlafen, die zuvor mit Dugas ins Bett gegangen waren, und das bedeutete sexuelle Beziehungen zwischen 9 der 19 Fälle in Los Angeles.

Alles deutete auf eine lange Latenzperiode hin. So zeigte der Mann, den Darrow und Auerbach im Orange County befragten, die ersten Symptome nicht vor August 1981, etwa zehn Monate nachdem Gaetan am Thanksgiving-Wochenende 1980 mit ihm zusammengewesen war. Ein anderer Mann aus Los Angeles stellte die ersten KS-Läsionen, 13 Monate nachdem er mit dem Kanadier während dessen Besuchs in Südkalifornien im Februar 1980 geschlafen hatte, an sich fest.

Nun lag für Darrow nahe, den Spuren von Gaetan Dugas in New York City nachzugehen. Aber zunächst suchte er Dr. Selma Dritz in San Francisco auf, um sich die Kreise und Pfeile auf ihrer Wandtafel anzusehen. Er sagte ihr, er habe „neun von ihnen gefunden", und Selma Dritz erkannte sofort die Namen von zwei anderen Personen aus dem Orange County, die zeitweilig in San Francisco gelebt hatten. Wenigstens ein KS-Patient aus San Francisco hatte sexuelle Beziehungen zu ihnen gehabt.

Am 19. März 1982 meldete die US-Seuchenbekämpfungszentrale 285 Grid-Patienten in 17 Staaten. 50 Prozent dieser Patienten lebten in New York City, etwa ein Viertel in Kalifornien. Aber auch aus fünf europäischen Ländern wurde das Auftreten der neuen Krankheit gemeldet.

New York, März 1982

Gaetan Dugas machte einen durchaus selbstzufriedenen Eindruck, als er Bill Darrow im Medical Center der Universität New York ausführlich von seinen sexuellen Abenteuern berichtete. Darrow hatte Gaetan mit Hilfe von Dr. Alvin Friedman-Kien ausfindig gemacht. Stolz berichtete der Steward von all seinen schönen Liebhabern und fragte dann in einem, wie es Darrow schien, etwas zu naiven Ton: „Warum interessieren Sie sich für alle diese Leute?"

Darrow: „Bei einigen von ihnen haben wir diese Immunschwäche festgestellt, bei anderen nicht. Wir wollen herausfinden, warum sich nicht alle angesteckt haben."

Dugas: „Sie glauben, ich hätte sie angesteckt?" Darrow: „Ja."

Darrow war überrascht, daß Gaetan nicht schon selbst daran gedacht hatte. „Vielleicht haben Sie diese Krankheit weitergegeben, vielleicht haben Sie sich aber auch bei jemand anderem angesteckt."

Gaetan entschuldigte sich, daß er sein kleines Adressenbüchlein erst kürzlich auf den neuesten Stand gebracht habe. Viele Namen seien verlorengegangen, aber man könne sie sich nicht alle merken. Es seien viel zu viele.

Aber immerhin waren noch 73 Namen und Telephonnummern seiner jüngsten Eroberungen verzeichnet. Auf diese Weise erfuhr der Epidemiologe Darrow etwas über das Schicksal von Jack Nau und Paul Popham und das Haus am Ocean Walk, wo so viele der ersten Grid-Opfer aus New York City gelebt hatten – Nick zum Beispiel und Rick Wellikoff.

Im nächsten Heft

Die Orange County Connection – Neue Risikogruppen: Fixer und Bluter – Aus Grid wird Aids – Die Sex-Serien des „Patienten Nr. Null"

gardeur®
LA MODE DE VIVRE

Demonstranten auf dem Opernplatz von Eriwan (am 23. Februar): „Ihr fallt der Perestroika in den Rücken"

Armenien: „Das war die Woche der Freiheit"

Eine Million Menschen auf den Straßen, Haßausbrüche zwischen christlichen Armeniern und moslemischen Aserbaidschanern – der Streit der Sowjet-Völker im Kaukasus wird zum Härtetest für Gorbatschows Perestroika. Der Generalsekretär redete selbst mit Wortführern und konnte so den Aufruhr erst einmal besänftigen.

Die Geister, die Gorbatschow rief, heißen Glasnost – Offenheit im Umgang mit dem Volk – und Perestroika, Umbau der Gesellschaft. Dezentralisierung, gar Demokratie gehören dazu.

Nun wird der sowjetische Parteichef diese Geister nicht mehr los. Im Vielvölkerstaat Sowjet-Union, in dem die Russen inzwischen in die Minderheit geraten sind, berufen sich über 100 andere Nationalitäten auf gleiche Rechte und Selbstbestimmung, auf Offenheit und Umbau.

Sie protestieren gegen den Status quo in den baltischen Staaten und in Sibirien, in Belorußland und in Kasachstan, wo aufgebrachte Menschenmengen 1986 tagelang gegen das Parteibüro anstürmten. „Ähnliche Zwischenfälle wie in Alma-Ata" protokollierte 1987 der Parteisekretär Wiktor Smirnow in der Moldauischen Republik (Bessarabien) an der rumänischen Grenze.

Jetzt unterzogen Hunderttausende Armenier nahe der iranischen Grenze den sowjetischen Generalsekretär dem bislang gefährlichsten „Test für die Perestroika" (Transparent-Aufschrift) seit seinem Amtsantritt vor drei Jahren. Er bestand die Probe, zunächst.

Ob es Gorbatschow gelingt, die Krise dauerhaft zu meistern, darauf lauern all die anderen nationalen Minderheiten im Reich ebenso wie Gorbatschows parteiinterne Widersacher. Die Reformgegner werfen ihm vor, mit Glasnost und Perestroika letztlich das Auseinanderbrechen jenes Imperiums zu riskieren, das bislang alle anderen Imperien überlebt hat, mit Ach und auch mit Krach.

Der Russe aus Stawropol am Kaukasus war vorgewarnt. Schon als die Kasachen aufbegehrten, hatte eine Petition sein Büro erreicht: von christlichen Armeniern aus Berg-Karabach, einem Gebiet, das zum moslemischen Bundesland Aserbaidschan gehört. Die Bewohner wollten an die Sowjet-Republik Armenien angegliedert werden, weil sie sich von den Aserbaidschanern diskriminiert fühlten.

Sie schickten ständig weitere Unterschriften nach Moskau, am Ende waren es 75 000 – fast jeder zweite Einwohner des Berglands Karabach hatte demnach unterschrieben.

Die Armenier, Opfer des ersten Genozids dieses Jahrhunderts (1915 durch die osmanischen Türken, über eine Million Tote), sind erfahren in der Kunst des Überlebens, mit wirtschaftlichen Talenten gesegnet (zusammen mit den benachbarten Georgiern beherrschen sie den schwarzen Markt der UdSSR) und weltoffen dank internationaler Verbindungen: Noch heute wandern jeden Monat im Schnitt tausend aus, meist zu schon früher emigrierten Landsleuten nach Kalifornien.

Für die rührigste Dissidentengruppe in Moskau, die eine ungenehmigte Zeitschrift „Glasnost" herausgibt, spricht der Armenier Sergej Grigorjanz; dank Gorbatschows Glasnost wird er nicht allzusehr behelligt. Grigorjanz berichtete vom friedlichen Volksauflauf in Eriwan: „Das war die Woche der Freiheit."

Gorbatschows engster Berater für Volkswirtschaftsfragen ist der Armenier Abel Aganbegjan, der im vorigen Herbst vor emigrierten Landsleuten in einem Londoner Hotel enthüllte, eine Kommission prüfe bereits die Möglichkeit einer zunächst wirtschaftlichen, später dann politischen Vereinigung der Exklave Karabach mit der Armenischen Sowjetrepublik.

Die Aserbaidschaner aber zeigten kein Verständnis für die Los-von-Baku-Bewegung: Schließlich gehe es den Armeniern im Karabach-Gebirge besser als ihnen selbst. Im Maschinenbau und der Herstellung von Konsumgütern sei das Gebiet führend, befand Aserbaidschans Vizepremier Mutallibow; es gebe dort mehr Kindergärten, Krankenhäuser

und Büchereien als sonstwo in der Republik.

Die Einwohner von Karabach verkauften 1986 rund 93 000 Quadratmeter Marmorplatten, fertigten über vier Millionen Paar Schuhe, kelterten fast eine Million Hektoliter Wein, lieferten Kartoffeln und Eier in Fülle. In den Betrieben des Gebiets sind 400 Hochschulabsolventen beschäftigt. Aber für gute Posten werden Aserbaidschaner bevorzugt. Die Unterrichtssprache ist Russisch.

Die Petition, Karabach an Armenien anzuschließen, lehnte das Moskauer ZK-Sekretariat im Januar ab – zumal auch der übermütige Antrag des aus der Haft entlassenen Nationalisten Paruair Airikjan eingegangen war, eine „Patriotische Vereinigung für nationale Selbstbestimmung Armeniens" zu genehmigen; vor seiner Haft hatte er eine eigene Partei gegründet.

Doch der Mißerfolg in Moskau hatte nur zur Folge, daß sich der örtliche Sowjet von Karabach das Wiedervereinigungsbegehren mit 110 gegen 13 Stimmen zu eigen machte. Die Karabacher sahen offenbar Gefahr im Verzug.

Denn die Aserbaidschaner, Moslems schiitischer Tradition, fühlen sich religiös mit den Ajatollahs im benachbarten Iran verbunden – die Faszination des revolutionären Islam strahlt über die Grenzen auch in die offiziell atheistische Sowjet-Union aus. Ein Sowjetfunktionär in Tadschikistan, das an Afghanistan grenzt, erkannte: „Die Aktivierung des Islam wird bis zu einem gewissen Grad durch die Ereignisse in der Umgebung, in gewissen Ländern, begünstigt."

Nach dem Anschlußantrag aus Karabach schlugen dort Moslems auf armenische Christen ein, warfen ihre Omnibusse um, zündeten Kindergärten an, vergewaltigten Frauen – die Karabacher erinnerten sich der Türkengreuel von einst und flüchteten aus ihren Dörfern in die Gebietshauptstadt Stepanakert, wo sie seither in Zelten hausen.

Es habe 60 Tote gegeben, lautete das Gerücht, das ins armenische Mutterland drang und die ersten zehntausend auf die Straßen Eriwans trieb, mit dem Schrei nach Befreiung der unterdrückten Brüder durch Wiedervereinigung.

Der aus Moskau herbeigeeilte Vize-Generalstaatsanwalt Alexander Katussew dementierte: Es habe Gesetzesverletzungen gegeben, aber „nicht eine einzige Person armenischer Nationalität wurde Opfer eines Mordes". Politbüro-Kandidat Wladimir Dolgich, auch er aus Moskau angereist, gab dagegen „Opfer" zu. Schließlich sagte Katussew die volle Wahrheit: Es habe nicht 60, sondern zwei Tote gegeben, 16 und 23 Jahre alt. Sie seien nicht in Karabach umgekommen, sondern im aserbaidschanischen Agdam und seien auch nicht Armenier, sondern Aserbaidschaner gewesen.

Die Beschwichtigung half nicht mehr: Hunderttausende, verstärkt durch Delegationen aus dem ganzen Land, zogen schon ins Eriwaner Stadtzentrum. Die Lautsprecheranlage des Opernhauses wurde auf den Platz davor gerichtet; manche Demonstranten trugen Gorbatschow-Bilder oder Sowjetfahnen, alle riefen: „Karabach!"

Junge Afghanistan-Veteranen erklärten zornig den Verzicht auf ihre Kriegsorden. Eine Gruppe Kurden solidarisierte sich mit den Armeniern. Der Verkehr stand still, Läden und Fabriken schlossen. Die armenischen Polizisten mußten den Offizieren ihre Waffen abgeben, rasch eingeflogene Posten russischer Nationalität sicherten das Parteihauptquartier.

Generalsekretär Gorbatschow (in Riga 1987) „Dies ist Ihr Sieg"

Im Rest der UdSSR versagte Glasnost: Fernsehen und Zeitungen zeigten keine Bilder, brachten nur spärliche Notizen über eine Beruhigung im Kaukasus.

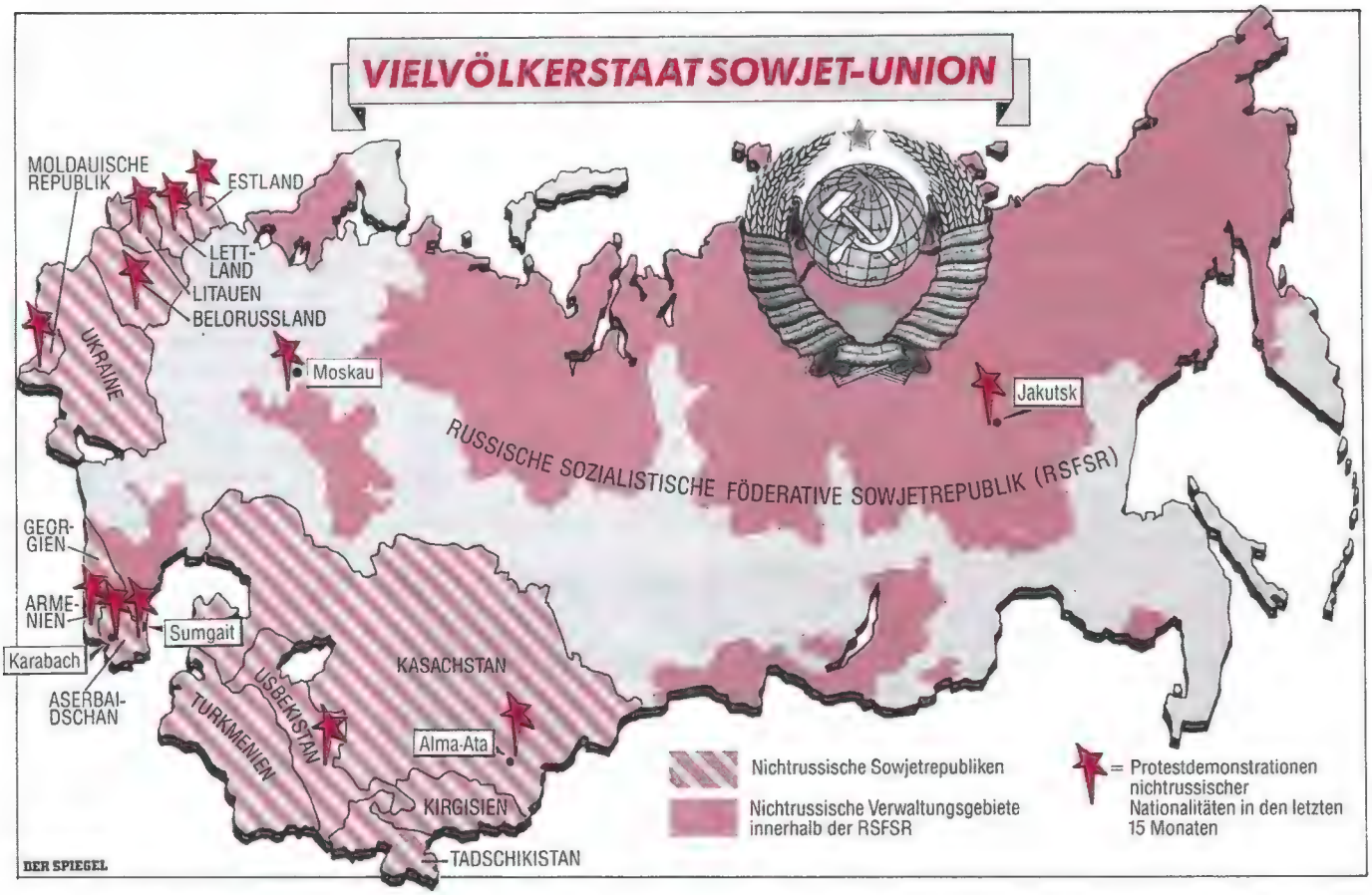
In Eriwan griff die Polizei nicht ein. Der Vize-Innenminister lobte vielmehr die Disziplin der Menschenmassen, die auf eine Million anwuchsen – demnach war fast jeder dritte Armenier dabei. Sogar die Unterwelt soll in der Protestwoche jeglicher Kriminalität abgesagt haben.

Der Sturm über Armenien, mit unerwarteter, spontaner Resonanz, war organisiert. Ein Komitee in Eriwan fungierte als Meldekopf für Streikkomitees und Ortsausschüsse im ganzen Land. Der Direktor des Stadttheaters von Stepanakert, Saruchanjan, saß der Zentrale vor. Weitere Mitglieder:

- ▷ Schriftstellerin Silwa Kaputikjan, 69, Parteimitglied seit 1945 und Stalinpreisträgerin;
- ▷ Publizist Sori Balajan;
- ▷ Astrophysiker Wiktor Ambarzumjan, 79, Parteimitglied seit 1940, Präsident der Armenischen Akademie der Wissenschaften seit 41 Jahren und „Held der Sozialistischen Arbeit";
- ▷ Ingenieur Igor Muratjan;
- ▷ Physiker Wasgen Mamukjan.

Auf dem Höhepunkt der Massenkundgebungen am vorletzten Donnerstag bat Wasgen I., Katholikos der armenischen Kirche – der ältesten christlichen der Welt –, Gorbatschow um brüderliche Hilfe. Er schickte ihm ein Telegramm mit der Bitte um sein

Abwartende Polizisten in Eriwan: „Bergvölker reagieren sehr empfindlich"



„Eingreifen" auf Seiten der Karabacher; deren Anschlußwunsch sei „natürlich, gerecht und verfassungskonform".

Aus dem Kreml kam eine schriftliche Botschaft, die Gorbatschows Emissär Dolgich in Radio Eriwan vorlas: Sinn der Leninschen Nationalitätenpolitik sei es, das Verlangen jedes Volkes nach Muttersprache, eigener Kultur, eigenen Sitten und religiösen Überzeugungen zu stillen. Hader zwischen den Völkern erschwere nur die Lösung offener Probleme.

„Revolutionen und Befreiungsbewegungen gedeihen auf nationalem Boden", hatte Gorbatschow in seinem Buch „Perestroika" geschrieben; sie entstünden, „wenn das nationale Ehrgefühl gedemütigt und einer Nation das Recht vorenthalten wird, ihr Schicksal selbst zu bestimmen. Wenn die Massen sich zum Kampf erheben, bedeutet das, daß ihre Grundrechte unterdrückt werden".

Gorbatschow kennt seine Kaukasier: „Ich weiß aus eigener Erfahrung", so steht es in seinem Buch, „daß Bergvölker Freundschaftsbezeugungen gegenüber sehr empfänglich sind, gleichzeitig aber sehr empfindlich auf arrogantes Benehmen reagieren." Immer wenn die Gleichberechtigung der Nationalitäten verletzt worden sei, „mußte dafür ein hoher Preis gezahlt werden".

Nun war Zahltag auch in Armenien. Die Massen wichen nicht. Da zeigte sich Gorbatschow als ein Mann des Volkes: Er bestellte zwei der Organisatoren, Silwa Kaputikjan und Sopri Balajan, nach Moskau.

Der große Reformator vermittelte den beiden Armeniern den Eindruck, er habe viele Feinde, weshalb man Geduld haben müsse. Den Vorwurf, der Protest sei das Werk von „Extremisten", nahm Gorbatschow zurück und lobte die Friedlichkeit der Demonstranten. Aber: „Ihr fallt der Perestroika in den Rücken und schadet ernsthaft unserem Reformprozeß."

Eine Stunde sprach er mit den Streikführern und machte dabei die ersten Konzessionen: Der Fernsehsender Eriwan bekomme eine Relaisstation in Karabach; die dortigen Schulen sollen dem armenischen Bildungsministerium unterstellt werden – Unterrichtssprache werde demnach fortan Armenisch sein.

Das Karabach-Kloster Schuscha, ein nationales Heiligtum, werde endlich restauriert. Er selbst wolle in der zweiten Jahreshälfte nach Armenien kommen und für eine „gerechte Lösung" eintreten. Gorbatschow: „Dies ist Ihr Sieg."

Es war auch Gorbatschows Sieg: Er hatte den Aufruhr erst einmal besänftigt. Die Unterhändler sagten ein Moratorium von vier Wochen zu. Wenn das Karabach-Problem allerdings bis zum 26. März nicht gelöst sei, werde das Komitee zum Generalstreik aufrufen.

Balajan unterrichtete am nächsten Tag im Eriwaner Haus des Schriftstellerverbandes das zentrale Organisationskomitee, das mehrheitlich zustimmte; Frau Kaputikjan erstattete im lokalen Fernsehen Bericht über das Erreichte. Die Demonstranten gingen nach Hause. Dissident Airikjan: „Eine gewaltsame Beendigung hätte sowohl für die Politik der Perestroika als auch für die armenische Bewegung eine Niederlage bedeutet."

Gorbatschow hat Zeit gewonnen, aber er steckt in der Klemme: Bleibt Karabach bei Aserbaidschan, kann der Aufstand wieder – und wahrscheinlich noch heftiger – ausbrechen. Die Unverletzlichkeit der Grenzen aber ist heute ein Sowjetdogma. Eine Ausnahme von dieser Regel, sagte Gorbatschows Berater Georgij Arbatow, „und sei es auch nur in einem winzigen Punkt, könnte sehr wohl die Schleusen für eine wahre Flut von Problemen öffnen: Viele weitere alte Territorialzwistigkeiten würden wahrscheinlich wieder ausbrechen und neue hinzukommen".

Gibt Gorbatschow nach, fühlen sich die anderen Völkerschaften zu eigenen Reklamationen ermuntert. Der erst im 19. Jahrhundert von Rußland eroberte Kaukasus, in dem nicht einmal sechs Prozent der Bevölkerung Russen sind, ist kein Terrain für waghalsige Experimente, wie gerade die Reformer wissen: Gorbatschow selbst war im Kaukasus-Vorland 22 Jahre lang Parteisekretär; Georgien wurde am Ende der Breschnew-Zeit vom Polizeichef Eduard Schewardnadse regiert (heute Außenminister der UdSSR) und Aserbaidschan vom örtlichen KGB-Chef Gejdar Alijew (später, bis vor vier Monaten, Erster Vizepremier der UdSSR).

Armenien, die dritte Sowjetrepublik im Kaukasus, ist ein besonderes Sorgenkind der Adoptivmutter Rußland. Die Turbulenzen von heute gehen auf die Frühzeit der Bolschewiken-Herrschaft zurück. Wie die beiden anderen Kaukasus-Völker war das Land drei Wochen nach Lenins Oktoberrevolution 1917 aus dem Russischen Reich ausgeschert. Die Erzfeinde, die Türken, griffen an, die Georgier holten die Deutschen zu Hilfe, und des Kaisers Generalmajor Friedrich Freiherr Kreß von Kressenstein stationierte 5000 Mann in Tiflis.

Derweil etablierte sich im aserbaidschanischen Baku die erste kommunistische Regierung, unvergeßlich für jeden überzeugten Genossen. Doch aserbaidschanische Sozialdemokraten stürzten die Baku-Kommune und riefen die Engländer zu Hilfe, welche 26 rote Kommissare erschossen, darunter jenen Stepan Schaumjan, nach dem die Stadt Stepanakert heißt.

Die Deutschen gingen, die Türken kamen nach Baku, die Engländer rückten in Tiflis ein, und die Kaukasusvölker trugen untereinander ihre Fehden aus, auch um Karabach. Im März 1920 wurden dort allein im Kreis Schuscha 1700 Gebäude zerstört.

Als jedoch in Aserbaidschan die Rote Armee einrückte, schlossen sich in Karabach Armenier und Aserbaidschaner plötzlich zusammen – gegen die Kommunisten, die nun auch Armenien eroberten (andernfalls wäre es den Türken anheimgefallen) und im nächsten Jahr Georgien.

Der Georgier Stalin, damals Volkskommissar für Nationalitätenfragen, versprach in der „Prawda", Karabach an Armenien anzugliedern. Daraus wurde nichts, der Vize-Vorsitzende des Revolutionskomitees von Karabach, der frühere Lehrer Mir Dschafar Bagirow, übernahm die Leitung der Tscheka (Vorläufer des KGB) von Aserbaidschan. Karabach rückte er nicht mehr heraus.

Sein Vize in Baku, Lawrentij Berija, übernahm bald die Tscheka von Georgien und stieg dort zum Parteichef auf – bis Stalin ihn 1938 nach Moskau rief und ihm die gesamte Geheimpolizei der UdSSR unterstellte. Freund Bagirow rückte als Kandidat ins Politbüro, beide Mordgesellen wurden nach Stalins Tod 1953 verhaftet und erschossen.

Daran erinnerten ausgerechnet während der Eriwaner Protestwoche Moskauer Zeitungen; auf Bagirows Gewalttaten verwies die Illustrierte „Ogonjok" (Feuerchen), die auch an den Kiosken Eriwans zum Verkauf hing. Hatte sie mit ihrem Bericht mitgezündelt?

Während in Eriwan befristete Ruhe eintrat, flackerte der Unfrieden in Karabach und andernorts weiter: Im georgischen Tiflis gab es eine Sympathie-Demonstration, aserbaidschanische Familien flüchteten aus Armenien, in Kirowabad (Aserbaidschan) kam es zu Krawallen, und in Kirowkan (Armenien) wurde die Armenierin Awetik Gorgisjan, 32, erstochen.

Eine halbe Hundertschaft junger Aserbaidschaner, Gastarbeiter in Armenien, trugen den Volkshaß am vorletzten Wochenende in ihre Heimatstadt Sumgait, dicht bei Baku. Die Staatsagentur Tass meldete eine Welle von „Zügellosigkeit und Gewalt".

Der Oppositionelle Grigorjanz erzählte: „Rowdies gingen auf die Leute zu und fragten sie: Armenier oder nicht? Hieß es Armenier, begannen sie, die Leute zu verprügeln, einige wurden niedergestochen."

Es gab 31 Tote. Die Lokalzeitung von Baku berichtete von Verhaftungen, Beobachter meldeten die Ankunft von 15 Panzerwagen. Über Sumgait wurde der Belagerungszustand verhängt – der laut Gesetz nur in Moskau beschlossen werden kann, von Staatschef Andrej Gromyko.

Bahnte sich damit – trotz Gorbatschows Versprechen – jene Lösung an, die schon nach dem Aufruhr in Kasachstan 1986 vorgeführt wurde? Dort kamen Hunderte in Haft, darunter 19 Professoren, denen man Anstiftung vorwarf; ein Student wurde zum Tode verurteilt.

14 000 Schußwaffen in Privatbesitz wurden beschlagnahmt, 1800 Polizisten entlassen, 5000 Beamte der Korruption angeklagt, darunter 184 Richter und 18 Staatsanwälte. Transportminister Karawajew ging für 13 Jahre ins Gefängnis.

Für Gorbatschow wäre eine solche Politik der eisernen Faust im Kaukasus eine Niederlage: Statt zurückzuweichen, hat er bisher noch jede Krise zur Verschärfung des Reformtempos genutzt. Diesmal ist der Balanceakt so schwierig wie noch nie.

USA

Licht aus

Der schwarze Präsidentschaftsbewerber Jesse Jackson hat auch bei weißen Wählern Erfolg. Am Super-Dienstag könnte er zum Königsmacher der Demokraten werden.

Im Wahlkampf um die Präsidentschaftskandidatur der Demokratischen Partei galt Jesse Jackson bislang als „Sternchen-Kandidat" – als Bewerber, dessen Name unauflöslich mit dem Hinweis auf eine (taktvollerweise selten ausgeschriebene) Fußnote verbunden war: Kann nicht gewinnen, ist schwarz.

Parteigrößen, Mitbewerber und auch die Medien gaben Jackson kaum einmal die Ehre, sich ernsthaft mit seinem Programm auseinanderzusetzen. Der Wahlkämpfer, dessen Ehrgeiz und Ego ihn vor keiner Anmaßung zurückschrecken lassen (Jesus und Moses tauchten in seinen Reden als Vergleichsgrößen auf), wurde allenfalls symbolisch mitgezählt, unter der Kategorie: „tapfer geschlagen".

Präsidentschaftsbewerber Jackson*: „Dann sehen wir alle gleich aus"

„Er könnte", beschrieb etwa die Autorin Gail Sheehy den angeblich nur „historischen" Sinn seines Wahlkampfes, „den Weg bereiten für den nächsten, mehr traditionellen politischen Führer der Schwarzen."

Doch mit der Mischung aus Wohlwollen und Herablassung ist es jetzt vorbei. Der Dienstag dieser Woche könnte für den schwarzen Bewerber wirklich zu einem „Super Tuesday" werden, zu

* Mit Amy Carter, der Tochter des früheren US-Präsidenten.

Präsidentschaftsbewerber Dukakis, Anhängerin: Chancen in High-Tech-Regionen

einem Tag, an dem sich der zunächst außer Konkurrenz laufende Prediger in einen Rivalen verwandelt. „Jackson marschiert auf einen Triumph zu", staunte die konservative „Washington Times".

In 20 Bundesstaaten werden an diesem Tag etwa ein Drittel der Delegierten für die Nominierungsparteitage im Sommer gewählt – rund 1300 sind das bei den Demokraten. 400 davon könnte Jackson für sich gewinnen; seine demokratischen Mitbewerber müßten sich den Rest teilen.

Doch nicht die schiere Zahl gewonnener Delegierter würde Jacksons eigentlichen Triumph ausmachen, sondern die Zusammensetzung seiner Anhänger. Die Kernfrage des Super-Dienstags lautet: Wie viele weiße Wähler kann Jackson sammeln?

Auf jeden Fall viel mehr als vor vier Jahren. Das hat er bereits bewiesen. Die 11 Prozent, die er im rein weißen Iowa holte, konnten noch als Protestvotum in einem Agrarstaat abgetan werden, der sich gerade von einer schweren Rezession erholt. Doch Jacksons 20 Prozent in Minnesota (schwarzer Bevölkerungsanteil 1,3 Prozent) und die 28 Prozent von Maine (schwarzer Bevölkerungsanteil 0,3 Prozent) lassen sich nur dadurch erklären, daß Jackson eine Wählerschicht gefunden hat, die sich nicht nach der Rasse, sondern nach der wirtschaftlichen Lage orientiert.

Mit seinem Hang zu schönen, simplen Gleichnissen erklärt Reverend Jackson die Lage so: „Wann immer eine Farm zwangsversteigert, eine Fabrik dichtgemacht wird, wird der Stecker gezogen, und das Licht geht aus. Und wenn das Licht ausgeht, dann sehen wir alle, schwarz und weiß und braun, ungewöhnlich gleich aus."

14 der 20 Super-Tuesday-Staaten befinden sich im Süden der USA, wo das gängige Bild vom Wirtschaftsboom des „Sonnengürtels" nur einen Teil der Wirklichkeit beschreibt. Dort, in den wohlhabenden Vororten der Metropolen, in den High-Tech-Regionen und den wirtschaftlich gesunden Korridoren entlang der Interstate Highways können sich die Favoriten, George Bush für die Republikaner und Michael Dukakis für die Demokraten, einigermaßen sicher fühlen.

Im überwiegend agrarischen Rest des Südens aber sieht die Lage anders aus. Mississippi etwa weist das niedrigste Durchschnittseinkommen und die vierthöchste Arbeitslosenquote aller 50 US-Staaten auf. Während die weißen Kandidaten beider Parteien hier den Kampf um schwarze Wähler (in Mississippi rund 35 Prozent) gar nicht erst aufgenommen haben, mischt Jesse Jackson bei weißen Wählern kräftig mit.

Seine Wahlbotschaft unterscheidet sich dabei oft gar nicht so sehr von der seiner Konkurrenten in beiden Parteien. Die Republikaner Pat Robertson und Bob Dole etwa machen „New Yorker Banken" für den Niedergang der örtlichen Textilindustrie verantwortlich. Der Demokrat Richard Gephardt wird nicht müde, Koreanern und Japanern (sprich: unheimlichen Gelben) den industriellen Verfall Amerikas anzulasten.

Jackson nutzt das gleiche Argument ohne die fremdenfeindliche Spitze. Bei ihm sind es die Multis, die amerikanische Jobs in ausländische Fabriken verlegen. Seine Kampagne gegen den mangelnden Patriotismus amerikanischer Firmen und gegen „Wirtschaftsgewalt" kommt im Süden bei frustrierten Gewerkschaftern und verschuldeten Bauern gut an.

Dabei kann Jackson nicht durchgängig als Linker gelten – auch wenn sein Eintreten für eine volle diplomatische Anerkennung Kubas und seine Verurteilung der Contras ihn für viele konservative Südstaatler fast schon zum Kommunisten stempeln. Aber „wenn ich in die Schulen gehe", sagt Prediger Jackson, „und den Schülern sage, Sex ohne Liebe, Drogen und Gewalt aufzugeben, dann können Konservative das als ihre eigene Einstellung zur Erziehung erkennen".

Um notwendige Einsparungen im Pentagon-Haushalt auszugleichen, die sogar der Rechte Robertson befürwortet, rufen alle Bewerber lautstark nach höheren Verteidigungsausgaben der Europäer – Jackson vorneweg.

Jacksons Erfolge werden den Demokraten langsam unheimlich. Daß er bei der starken schwarzen Wählerbasis im Süden gut abschneidet, war zu erwarten. Doch sollte sich der Zustrom weißer Wähler auch im Süden fortsetzen, verändert sich der Wahlkampf der Demokraten von Grund auf. Die nächste Runde findet in den bevölkerungsstarken Staaten des industriellen Nordens statt: Illinois am 15., Michigan am 26. März, New York am 19., Pennsylvania am 26. April. Zum erstenmal zeichnet sich die Perspektive ab, daß dort nicht zwei weiße Demokraten als Spitzenreiter gegeneinander antreten, sondern daß der Außenseiter-Kandidat Jackson ganz vorne mitmischt.

Beim Nominierungsparteitag der Demokraten 1984 in San Francisco hatte Jackson nicht mehr als eine Rede zur Hauptfernsehzeit herausschlagen können. So billig wird er die Partei im Juli in Atlanta nicht mehr davonkommen lassen.

Schon heute deutet alles darauf hin, daß kein demokratischer Bewerber über genug Wählerstimmen verfügen wird, um im ersten Wahlgang zum Präsidentschaftskandidaten gekürt zu werden. Weitere Jackson-Erfolge könnten den schwarzen Prediger deshalb zwar nicht zum Top-Favoriten, wohl aber zum Königsmacher werden lassen.

Mit seinem Auftreten als Sprecher einer Koalition der wirtschaftlich Schwachen würde er die Partei auf einen Linkskurs zwingen, mit dem nach Ansicht der meisten Demokraten die Novemberwahl nicht zu gewinnen ist. Schon für die Niederlage vor vier Jahren macht Walter Mondale heute Jackson mitverantwortlich: „Er ist länger im Rennen geblieben, als seine Chancen es zuließen. Ich bin überzeugt, das hat uns sehr geschadet, und wenn er nicht aufpaßt, wird er die Partei wieder schädigen."

Den vom absoluten Underdog zum heimlichen Star gewandelten Jackson ficht solche Kritik nicht an. Seinen Anspruch auf eine Nominierung als Vizepräsidentschaftskandidat hat er schon öffentlich angemeldet.

Und für den Fall der Fälle hat der selbstbewußte Mann sogar schon eine Kabinettsliste vorbereitet. Ganz obenan als Anwärter auf einen Ministerposten: Ex-Präsident Jimmy Carter.

Golfkrieg: Raketen aus der Sowjet-Union?

Das Rätsel um die Herkunft der Boden-Boden-Raketen, die in der vergangenen Woche erstmals vom Irak auf das 465 Kilometer entfernte Teheran und die heilige Stadt Ghom abgefeuert wurden, scheint gelöst. Offiziell behauptet der Irak, die erstaunlich zielgenauen Waffen seien in Eigenproduktion hergestellt worden. Experten in der syrischen Hauptstadt Damaskus sind aber überzeugt, daß die Geschosse aus der Sowjet-Union stammen. Moskau soll Bagdad Ende 1983 im Rahmen des Freundschafts- und Zusammenarbeitsvertrags 18 Batterien, bestückt mit 18 Raketen, überlassen haben. Dabei handelt es sich um Mittelstreckenraketen vom Typ SS-12 („Scaleboard"), die 1000 Kilometer weit fliegen können. Die Sowjets, so Insider, hatten diese Lieferung allerdings an besondere Bedingungen geknüpft: Die SS-12 sollten nur bei einer israelischen Invasion in Jordanien oder bei einer unmittelbaren Bedrohung Bagdads durch die iranische Armee eingesetzt werden. Daß die Iraker nunmehr die sowjetischen Auflagen mißachteten, hat politische Gründe: Durch den Beschuß Teherans soll die iranische Führung entweder gezwungen werden, sich auf einen Waffenstillstand einzulassen oder ihre seit langem angekündigte Landoffensive im Südabschnitt der Front endlich zu beginnen. Die mit neuen Waffen ausgerüstete irakische Armee rechnet sich im Falle einer Großoffensive beste Chancen aus, den Iranern hohe Verluste zuzufügen.

Ausgebombte Zivilisten in Teheran

Peinlicher Mißgriff in Prag

Einen peinlichen Streich spielten Redakteure des ČSSR-Parteiorgans „Rudé právo" ihrem neuen Parteichef Miloš Jakeš: Brav druckten sie eine phrasenreiche Rede des Parteiführers im Wortlaut ab. Den Vorschlag von Jakeš, die „humanistischen Traditionen" zu pflegen und eine internationale Konferenz zum Thema „Die Erziehung der Jugend zum Frieden" nach Prag einzuberufen, illustrierten sie aber mit einem Bild von ČSSR-Milizionären, die einer Kindergruppe Maschinengewehre vorführen.

UdSSR: Ziellose Raumforschung

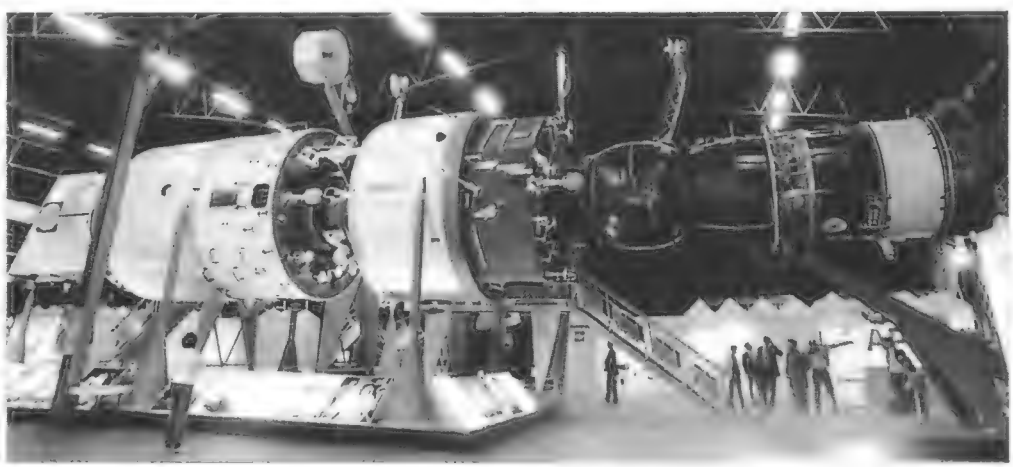
In einem Interview mit der Sowjet-Zeitschrift „Nedelja" übt Generalleutnant Wladimir Schatalow, Leiter des Kosmonauten-Ausbildungszentrums „Jurij Gagarin" bei Moskau, heftige Kritik an den Aktivitäten der UdSSR im All. Das Weltraumprogramm sei „ziellos" und „ohne Beständigkeit". Es verstreiche zu viel Zeit bei der Auswertung von Ergebnissen. „Bei diesem Tempo werden wir nicht einmal bis zum Jahr 2000 Produktionsstätten im Weltraum errichten können", meint der Generalleutnant. Abhilfe könne vielleicht die zivile Raumfahrtbehörde „Glawkosmos" schaffen. Sie soll Resultate der Raumforschung volkswirtschaftlich nutzbar machen.

Rote Wühler im Kanal

Die britischen Beteiligten am Kanaltunnel-Konsortium „Transmanche Link" wollen ihre Belegschaften frei von linken Agitatoren halten. Sie lassen Bewerber von der Londoner „Economic League" überprüfen, einer Organisation, die Informationen über Aktivisten in Gewerkschaften und linken Organisationen sammelt. Die Baufirmen des Fünf-Milliarden-Pfund-Projekts sind beunruhigt über eine überraschende Entente cordiale der Gewerkschaften auf beiden Seiten des Ärmelkanals. Die britische Union of Construction, Allied Trades and Technicians und die französische Confédération générale du travail (CGT) hatten eine Einheitsfront für alle Tarifverhandlungen mit den Unternehmern beschlossen. Nun fürchten die Betriebe, daß die kommunistisch gelenkte CGT die Kanalarbeiter radikalisieren könnte.

CIA sammelt moderne Kunst

Der amerikanische Geheimdienst CIA wird in Kürze über die bestbewachte Kunstsammlung der Welt verfügen. Für ihr gerade erweitertes Hauptquartier in Langley, Virginia, will sich die CIA eine größere Anzahl bedeutender Kunstwerke anschaffen. Die Öffentlichkeit wird den Geschmack der Geheimdienstleute nicht beurteilen können – die Objekte werden im Sicherheitsbereich ausgestellt und dienen, so ein CIA-Papier, als „wichtiger Ansporn für die Bemühungen der Mitarbeiter".



Sowjetische Raumstation „Mir"

„Es waren Zehntausende am Balkan“

Der österreichische Vizekanzler Alois Mock über den Fall Waldheim und die Folgen

Mock (M.) beim SPIEGEL-Gespräch*: „Der Österreicher ist besser, als man annimmt“

SPIEGEL: Herr Vizekanzler, wie lange wird Bundespräsident Waldheim noch österreichischer Bundespräsident bleiben, etwa bis in die neunziger Jahre?

MOCK: Er hat sehr klar gesagt, daß er sein Amt die volle Periode auszuüben gedenkt. Das ist seine Sache. Wenn in der Demokratie jemand gewählt ist, dann hat man das grundsätzlich zu respektieren.

SPIEGEL: Auch in diesem Fall? Waldheim ist von einer internationalen Historikerkommission das Wissen um und die Nähe zu „kriegsrechtlich inkriminierten Vorgängen“ während des Zweiten Weltkrieges auf dem Balkan vorgeworfen worden. Dieser Vorwurf wiegt schwer.

MOCK: Man muß einmal zwei Sachen sehen. Die internationale Historikerkommission hat festgestellt, daß er in keiner Weise in Kriegsverbrechen impliziert war, daß keine persönliche Verantwortung für Kriegsverbrechen vorliegt. Das muß ich deswegen sagen, weil jahrelang mit solchen Unterstellungen gearbeitet worden ist, bis hin zu Ihrem famosen Telegramm.

Dann hat die Historikerkommission, was in einem freien Land durchaus möglich ist, ungefragt eine ganze Reihe von Werturteilen und Feststellungen getroffen, die man treffen kann – weil wir Gott sei Dank ein freies Land sind –, die der Wertung eines einzelnen unterliegen, genauso wie wenn jemand anderer mich, Herrn Meier oder den Bundespräsidenten kritisiert. Und was die Nähe zu Kriegsverbrechen anbelangt, bitte, das ist ein Begriff, mit dem können Sie jeden Angehörigen anderer Armeen auch identifizieren oder klassifizieren.

SPIEGEL: Und es soll keinen Unterschied machen, ob es Herr Meier ist, ein x-beliebiger Angehöriger der deutschen Wehrmacht oder der Präsident der Republik Österreich? Hinzu kommt: Waldheim hat seine Vergangenheit immer nur scheibchenweise, je nach Beweislage, preisgegeben. Es fing an mit einer Autobiographie, in der sehr kursorisch steht, er habe am Rußlandfeldzug kurz teilgenommen, sei verwundet worden, habe dann in Wien studiert und das Kriegsende in Triest erlebt. Man hätte wohl von ihm erwarten können, daß er nichts verschweigt. Der Rest ist ihm dann von Historikern, von Journalisten, von Politikern stückchenweise aus der Nase gezogen worden. Kein sehr würdiger Vorgang.

MOCK: Sie werden verstehen, daß ich mich natürlich nicht auf einzelne Daten der Biographie des Herrn Bundespräsidenten einlasse. Mir ist nur bekannt, daß es ein Buch gibt, das, glaube ich, heißt „Mein Leben oder mein Aufenthalt im Glaspalast der Weltpolitik“. In dem Moment, wo Sie sagen, die „Autobiographie“, implizieren Sie, daß er ein Buch schreibt, in dem er beginnt: „Meine Eltern sind dort und dort geboren . . .“ Er beschreibt aber nur ein Stück seines Lebens, das sich offensichtlich primär mit seinem Aufenthalt in New York beschäftigt.

So wird das, wenn Sie mir diese kritische Bemerkung erlauben, seit Jahren gemacht. Man unterstellt, man sagt, er ist Kriegsverbrecher; es ist zwar nicht möglich, das nachzuweisen, aber er hat eine Nähe zu Kriegsverbrechen gehabt. Man sagt, er war ein Mitglied der NSDAP; man konnte nicht einmal einen Zettel Papier dafür finden, aber man vermutet, daß er die Absicht gehabt hatte, beizutreten. Und so geht das weiter.

SPIEGEL: Die Historikerkommission, die Ihre Regierung berufen hat und die mit Waldheims Zustimmung gearbeitet hat, sagt: Natürlich muß er ein Wissen haben um Deportationen und um Geiselerschießungen in Jugoslawien und in Griechenland. Das kann an einem Mann in dieser Stellung nicht vorübergegangen sein. Und da wirkt es halt auf die Öffentlichkeit peinlich, wenn er immer wieder einwendet: Da war ich grad' nicht da, da war ich auf Heimaturlaub, da lagen 50 Kilometer zwischen dem Tatort und meinem Standort.

MOCK: Daß im nachhinein manche der Darstellungen hätten umfangreicher, rascher, präziser erfolgen sollen, wird keiner abstreiten. Ich sage Ihnen offen dazu: Ich habe auch die ersten Anschuldigungen als übliches, mehr oder weniger bösartiges Wahlkampfgeplänkel genommen, wie es in jedem Wahlkampf vorkommt, und ich habe mich gewundert, wie er frisch und frei von der Leber einmal gemeint hat, dort sei er im März oder April 1942 gewesen. Da habe ich mich gewundert, wie man sich noch so genau daran erinnern kann, wo man im März 1942 war. Ich selber war vor 17 Jahren Bürgermeister in meiner kleinen Heimatgemeinde Euratsfeld gewe-

* Mit Redakteuren Inge Santner, Erich Böhme im Außenministerium in Wien.

sen. Ich wüßte nicht mehr, was ich am 15. August 1970 gemacht habe.

SPIEGEL: Bei Ihnen ist halt nicht so viel geschehen.

MOCK: Und er hat gemeint: Na ja, das dürfte zeitmäßig ungefähr stimmen. In dem Moment, wo die Dinge ernster wurden und ihn aufgrund seiner weltbekannten Persönlichkeit heute in den freien Ländern bestimmte Medien, bestimmte Gruppen sozusagen frontal attackiert haben und er gesehen hat, er muß sich zur Wehr setzen, mußte er manche aus dem Gedächtnis sehr locker hervorgeholten Bemerkungen richtigstellen. Die erste Reaktion war sofort: Da haben wir's. Jetzt hat er gelogen.

SPIEGEL: Sagen wir es gelinde, er hat verschwiegen, was war.

MOCK: Ja, ich hab' auch viel verschwiegen, was war, weil ich gar nicht gefragt worden bin in meinem Leben.

SPIEGEL: Haben Sie als Parteivorsitzender der ÖVP, als Sie Waldheim nominierten, gewußt, was wir erst von der Historikerkommission erfahren haben? Oder sind auch Sie von den schrittweisen Enthüllungen überrascht worden?

MOCK: Ich bin von Enthüllungen gar nicht überrascht worden. Ich habe das nicht gewußt, aber die Historikerkommission hat für mich ja ohnehin nur zwei Sachen gebracht: eine Feststellung gemäß ihrem Auftrag, daß all die Schmutzpropaganda mit Kriegsverbrechen, Deportationen von Geiseln, Erschießungen von Geiseln oder ähnliches mehr völlig falsch ist, und daß zweitens eine Fülle von Werturteilen und Kritiken besteht, denen sich jeder Politiker in einer Demokratie auszusetzen hat.

SPIEGEL: Haben Sie, Herr Vizekanzler, zum Zeitpunkt von Waldheims Nominierung, nicht zum Zeitpunkt seiner Wahl, gewußt, daß er überhaupt auf dem Balkan gewesen war?

MOCK: Das war meines Wissens in seinem Personalakt im Außenamt. Aber ich hab' natürlich als Oppositionsführer . . .

SPIEGEL: . . . nicht hineingeschaut?

MOCK: Nicht einmal die Absicht gehabt. Warum sollte ich da hineinschauen? Waldheim war einer wie viele Hunderttausende andere, die in der Wehrmacht waren. Vielleicht habe ich einmal gehört, daß er am Balkan war oder so. Selbst wenn ich es gewußt hätte, wäre es mir völlig gleichgültig gewesen. Es waren Zehntausende am Balkan.

SPIEGEL: Im Wahlkampf hat Waldheim noch hartnäckig behauptet, von Juden-Deportationen unmöglich etwas gewußt haben zu können.

Profil, Wien

Das Unschuldslamm

MOCK: Was im Wahlkampf ständig gekommen ist, war die Saloniki-Geschichte mit dem Militär . . .

SPIEGEL: . . . damals hat er noch geglaubt, daß er . . .

MOCK: . . . man hat ihm ja nicht nachweisen können, erstens, daß es falsch ist, daß er während der Zeit, wo die Juden deportiert worden sind, in Wien gewesen ist. Es hat gestimmt, es hat sich herausgestellt, er war wirklich in Wien. Es hat niemand nachweisen können, er hätte gewußt, was in Saloniki vor sich ging.

SPIEGEL: Die Historikerkommission und deren deutsches Mitglied Messerschmidt sagen, es müsse einem Menschen, der Saloniki davor und danach aufgesucht hat, aufgefallen sein, daß ein Viertel der Bevölkerung verschwunden war.

MOCK: Das ist die Meinung des Herrn Messerschmidt.

SPIEGEL: Österreich zerfällt heute in zwei etwa gleich starke Lager. Nicht nur die SPÖ und die Grünen kritisieren Waldheim. Ihr Wirtschaftsminister Graf sagt, es werde ihm schwerfallen, Österreichs Wirtschaft nach außen vertreten zu können, solange es diesen Bundespräsidenten gibt.

MOCK: In der Form hat er es nicht gesagt, er ist so zitiert worden. Aber ich gebe Ihnen zu: Es gibt natürlich auch bei uns Kritik, so wie es Sozialisten gibt, die ihre Parteibücher zurückgeben – wegen der Angriffe auf Waldheim und dergleichen mehr.

SPIEGEL: Auch der Generalsekretär der ÖVP, Helmut Kukacka, räumt ein, die Partei werde Waldheim nicht bis zur Selbstaufgabe stützen.

MOCK: Man muß die Sätze im gesamten Zusammenhang nehmen. Er hat gesagt, man muß den Bundespräsidenten ermuntern, selbst stärker in der Sache Stellung zu nehmen. Nimmt er nämlich nicht Stellung, besteht die Gefahr, daß ein Teil der Bevölkerung die ungerechtfertigten Beschuldigungen glaubt. Damit

Anti-Waldheim-Demonstration in Wien: „Es gibt auch bei uns Kritik"

RUDOLF AUGSTEIN

„Leutnant war er einst bei den Husaren . . .“

Die Posse Waldheim, vollgestopft mit Stoff für Tragödien, scheint sich ihrem Ende zu nähern. Aber ob nun oder ob nicht: Auf der Strecke geblieben ist mehr, als der vergeßliche Mann sich auch nur wird vorstellen können.

Wie war es möglich, daß ein kleines, neutralisiertes, aber immerhin doch dem Wortlaut nach souveränes Land einen Professor der Bundesrepublik in eine internationale Historiker-Kommission berufen konnte, die eigens zusammentrat, um die Vergangenheit des politisch höchstgestellten Staatsmannes, des Bundespräsidenten Kurt Waldheim, zu untersuchen? Hat hier die Regierung Kobolz geschlagen, oder, durch sein Verbleiben, der Bundespräsident?

Über dessen Format brauchen wir kein Wort zu verlieren. Er scheint Sprachen zu können, und das ist ja was. Sein Fall hat Fragen aufgeworfen, die über diese Person und dieses Land längst hinausgehen.

Waldheim, so scheint es, war kein Gesinnungsnazi. Aber ebenjener Professor Manfred Messerschmidt, der als Leitender Historiker am Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Bundeswehr in Freiburg tätig ist, promoviert in den Fächern Geschichte und Jura, und der sich der österreichischen Regierung zur Verfügung gestellt hat, wurde wohl doch von seiner eigenen Aufgabe überwältigt.

Da er kein Jude ist und zudem der einzige in der Kommission, der in der Bundesrepublik lehrt, hat er sich weiter aus dem Fenster gelehnt, als ihm bekommen konnte. So sagte er, Jahrgang 1926, in der „Süddeutschen Zeitung“:

> Es gibt heute noch genug ehemalige Angehörige von Bomberbesatzungen, die offene Städte bombardiert haben und sich immer noch einreden, das sei notwendig gewesen – das waren Kriegsverbrechen . . . Die Leute, die das befohlen haben, haben heute keinen Grund, auf Waldheim zu schießen.

Man wird wohl ehrlicherweise den Bomberbesatzungen der westlichen Alliierten keinerlei persönliche Schuld oder Verantwortung zuweisen können. Dies hieße denn doch sämtliche Kriegsproportionen verdrehen.

Wenn es je einen gerechten Krieg gegeben hat, so war es der Englands und der USA und Stalins gegen Hitler-Deutschland. Die Bomberbesatzungen waren nichts weiter als ausführende Organe.

Nun behauptet auch Waldheim, nur ein ausführendes Organ gewesen zu sein, und es gibt den lupenreinen Beweis, daß er mehr war, nicht.

Geht man, wie Manfred Messerschmidt tut, so weit, den amerikanischen Präsidenten Harry Truman für einen der größten Kriegsverbrecher zu halten, weil der die beiden Atombomben auf Japan werfen ließ, so entfällt tatsächlich jeder Grund, den kleinen Leutnant oder Oberleutnant Kurt Waldheim anzuklagen. In der Sache könnte man dann nur Waldheim recht geben, der verhindern konnte oder auch nicht.

So wäre denn auch gar kein Grund, ihm die Einreise in die USA zu verweigern, da doch Harry Truman und Englands „Bomber-Harris“ und Winston Churchill als unangeklagte Helden dastehen. Alle drei haben ihre Taten nicht verniedlicht, sondern waren sogar da noch stolz, wo es nur Untaten waren.

Wer so borniert ist wie Kurt Waldheim, der kann den Unterschied natürlich nicht sehen. Nicht um die Taten geht es, an denen ein junger Mann mehr oder weniger nichts ändern konnte, sondern um die Besinnung auf das Geflecht der Taten. Hier hat er sich zu Tode geritten.

Siegerrecht gibt und gab es. Der Bundespräsident Richard von Weizsäcker hätte nicht Generalsekretär der Uno werden können, aber nicht so sehr deswegen nicht, weil er der Sohn eines „Kriegsverbrechers“, sondern weil er kein Österreicher war. Hätte Waldheim hingegen den militärischen „record“ Weizsäckers aufzuweisen, so wäre der Stein des Anstoßes nicht ins Rollen gekommen.

Fazit: Waldheim *mußte* (wie Werner Höfer) verdrängen, um Karriere zu machen. Beide wollten im Krieg nicht (mehr) an die Front. Weizsäcker hingegen kam der Bonus des „Sohnes“ zugute, der um des Vaters willen verdrängt hatte und dann um Wiedergutmachung bemüht war. „Mundfaul“, was die Rolle der Familie Weizsäcker angeht, gibt sich auch er.

Waldheims Problem ist nicht so sehr, daß er Nazi, sondern daß er kein Nazi war, weder heiß noch kalt, kein Demokrat, kein Faschist, gar nichts eben. Darum kann er seinen Fall auch gar nicht verstehen.

Wie immer, wenn es um geschichtliches Philosophieren geht, soll man bei Ernst Nolte nachschlagen. Da doch ein derart renommierter Faschismus-Forscher binnen kürzester Frist ins Abseits der Exoten befördert werden konnte, wird nicht er allein „schuld“ sein; sowenig Waldheim für einen Fall Waldheim allein, für Österreich allein, für alle Nicht-Versteher dieser Welt allein haftbar gemacht werden kann.

Man hätte Noltes großes Buch „Der Faschismus in seiner Epoche“, das seinen Ruf 1963 begründet hat, sorgfältiger lesen sollen. Da steht ja, daß Hitler und Himmler, was die Radikalität in Sachen „Vernichtung“ und „Beseitigung“ der Juden anlangt, die „konsequenteren Geister“ gewesen seien. „Konsequenter“ (als wer übrigens?) ja, aber „Geister“?

Und nicht das allein: „Sie waren nicht nur konsequenter, sondern sie hatten im Rahmen ihrer Denkweise auch recht.“

Dies ist klassischer Schopenhauer (wie ich ihm anhänge). Beide mußten tun, was sie taten, wie Truman die Atombomben ja nicht „freiwillig“ zündete und Churchill zum guten Kriegsende Dresden nicht „freiwillig“ bombardierte.

Nolte geht 1963 nicht so weit wie ich jetzt. Aber auch er spricht schon, in seiner letzten Endes unerträglichen Vorsicht, von dem „Eindruck des Getriebenseins“.

Ja, konsequenterweise, welcher Handelnde oder Nicht-Handelnde ist jemals *nicht* getrieben? Hitler und Himmler haben eben angenommen, so Nolte 1963, „daß aller Widerstandswille, den die eigenen Ansprüche erwecken, auf einen identifizierbaren ‚Erreger‘ zurückgeht“.

Der politische, der zivilisatorische, der kulturelle Verstand erträgt dergleichen nicht. Aber so ist der Lauf der Welt. Wie soll ein Waldheim sich da zurechtfinden?

In die „Geschichte“ wird er nicht eingehen als Außenminister Österreichs, nicht als Generalsekretär der Uno, hoffentlich nicht als Bundespräsident Österreichs, sondern, vielleicht, als ein Leutnant und Oberleutnant, der noch im hohen Alter eine Tat vollbracht hat, die niemand ihm zugetraut und zugemutet hätte.

Österreichische Truppen, Hitler (Pfeil) in Wien 1938: „Es war ein Überfall"

würde eine politische Bewegung, die ihn sozusagen stützt, zur Selbstaufgabe getrieben.

SPIEGEL: Wie will Österreich damit leben, daß es einen Präsidenten hat, der in den USA weder privat noch zu einem Staatsbesuch willkommen ist?

MOCK: Ich bin ja nicht gerade als amerikafeindlich bekannt. Aber es haben 100 Jahre lang keine österreichischen Staatsoberhäupter Amerika besucht.

SPIEGEL: Es geht nicht nur um Amerika. Waldheim hat Österreich isoliert. Im vergangenen Jahr waren nur zwei Ministerpräsidenten in Wien, der russische und der liechtensteinische.

MOCK: Staaten haben Interessen, aber keine Freunde.

SPIEGEL: Sie sprachen neulich von zwei Einladungen Waldheims in westliche Länder. Können Sie uns sagen, wohin er eingeladen ist?

MOCK: Es wäre eine Provokation gegenüber Ihren österreichischen Kollegen, wenn ich diese Länder nennen würde.

SPIEGEL: Damit könnten wir leben. Ist Liechtenstein dabei?

MOCK: Er hat zwei Einladungen seit längerer Zeit.

SPIEGEL: Sie schließen völlig aus, Waldheim zu irgendeinem Zeitpunkt nahezulegen, um des Friedens in Österreich willen und seines Ansehens in der Welt zurückzutreten? Oder was müßte geschehen, daß Sie es ihm nahelegen?

MOCK: Das ist seine Sache, wie jede politische Funktion den Amtsträger mit der Verantwortung belastet, das Amt zu verwalten oder nicht. Zusammenfassend möchte ich sagen: Ein gewählter Bundespräsident muß grundsätzlich respektiert werden, was nicht heißt, daß nicht Kritik an seiner Person geübt werden darf. Soll ich Pression ausüben gegenüber dem österreichischen Bundespräsidenten?

SPIEGEL: Es könnte ja sein, daß Sie ihm einen freundschaftlichen Rat geben?

MOCK: Das könnte sein, aber sicherlich nicht in diesem Zusammenhang.

SPIEGEL: Der ehemalige Generalsekretär der ÖVP hat gesagt, man müsse Waldheim dann schon nachweisen, daß er sechs Juden eigenhändig erwürgt habe. Ist das ein ernstes Argument?

MOCK: Ex-Generalsekretär Graff hat nach diesem groben Fehler sofort die politischen Konsequenzen gezogen.

SPIEGEL: Gibt es für Sie so etwas wie eine weltweite Verschwörung gegen Waldheim und gegen Österreich?

MOCK: Davon habe ich nie gesprochen. Ich habe gesprochen von bestimmten Gruppen, von bestimmten Medien. Ich habe sogar sehr stark differenziert. Was der Herr Bronfman (vom Jüdischen Weltkongreß) sich leistet an Kampagnen und Lügen über Österreich und Waldheim, ist an und für sich ungeheuerlich. Aber man muß auch wissen, daß viele und viel wichtigere jüdische Organisationen sich nicht beteiligen.

SPIEGEL: Teilen Sie die Meinung des ehemaligen österreichischen Außenministers Gruber, eines Widerstandskämpfers übrigens, daß in der Historikerkommission ein Sozialist und sonst nur Juden gesessen hätten?

MOCK: Nein. Er hat das auch nicht so gesagt. Er hat nur darauf verwiesen, daß dort ein Sozialist und auch jüdische Mitglieder waren. Im übrigen war das eine unnötige Feststellung. Für mich war es überhaupt immer gleichgültig, wer von meinen Freunden oder politischen Gegnern Jude ist. Ich habe mit Dr. Kreisky jahrelang heftigst gestritten als Oppositionsführer. Mir ist nicht einmal in der Nacht eingefallen, geschweige denn am Tag, daß er Jude ist. Österreich ist überhaupt das einzige Land Europas, das 13 Jahre lang einen Regierungschef jüdischer Herkunft gehabt hat, meines Wissens.

SPIEGEL: Was sagt Ihr deutscher CDU-Kollege, Bundeskanzler Kohl, zum Waldheim-Problem? Sie haben sich ja neulich hier mit ihm in Wien im „Spatzennest" getroffen.

MOCK: Ja. Wir legen nämlich Wert darauf, uns gelegentlich auch privat zu sehen. Doch was Kohl über die Waldheim-Frage denkt, müßte er Ihnen selbst sagen. Ich bin sicher, daß er eine solche Aussage mit der gebührenden Zurückhaltung macht, weil er deutscher Regierungschef ist und es ein ausländisches Staatsoberhaupt betrifft.

SPIEGEL: Wie wollen Sie in Zukunft mit dem Bundeskanzler Vranitzky zusammenarbeiten, wenn Sie ewig in die Waldheim-Frage verstrickt bleiben? Vranitzky hat gesagt, wenn die Waldheim-Frage weiterhin 60 Prozent seiner Arbeitszeit beanspruche, müsse er an Rücktritt denken. Wäre das das Ende der Großen Koalition?

Soldat Waldheim
„Lockere Bemerkungen"

MOCK: Von mir aus jedenfalls nicht, weil jeder von uns ersetzbar ist. Ich habe ein persönlich gutes Verhältnis zu ihm. Aber grundsätzlich gibt es eine Koalition zwischen politischen Parteien.

SPIEGEL: Würden Sie als Parteivorsitzender der ÖVP, träte Vranitzky aus welchem Grund auch immer zurück, lieber mit der Freiheitlichen Partei in Zukunft zusammengehen?

MOCK: Ich habe aus Überzeugung – und diese Überzeugung wird von über 90 Prozent der führenden Persönlichkeiten meiner Partei geteilt – die Regierungsverhandlungen zu einer Großen Koali-

tion geführt, weil ich glaube, daß wir sehr viel aufzuholen haben, daß wir Strukturreformen, die immer sehr schwierig sind, durchzuführen haben. Ich habe nicht die Absicht, nachdem wir kaum ein gutes Jahr in der Regierung sind, über Alternativen nachzudenken. Die Bevölkerung erwartet von uns praktische Arbeit und nicht neuerliche Wahlen.

SPIEGEL: Zu den Zielen der Großen Koalition gehört auch eine Annäherung Österreichs an die EG, wenn nicht ein Beitritt. Steht die Waldheim-Frage dem nicht im Wege? Eine Reihe von EG-Ländern ist dem österreichischen Bundespräsidenten nicht gewogen.

MOCK: Ich möchte die ausländische Kritik ja gar nicht herunterspielen, aber man muß das doch realistisch sehen: der italienische, der jugoslawische, natürlich auch der sowjetische nicht nur dazu Stellung nehmen, sondern sich erkundigen, wie es gemeint ist, daß sie ihre Ansicht dazu deponieren.

SPIEGEL: Kommen Sie mit Ihren Annäherungs- oder Beitrittswünschen nicht reichlich spät? 1992 soll der europäische Binnenmarkt stehen.

MOCK: Eine ähnliche Frage wäre schon bei der Aufnahme Portugals oder Irlands in die Gemeinschaft berechtigt gewesen. Andererseits ist es natürlich richtig: Je länger sich die Gemeinschaft entwickelt, um so eigenständigere gesetzmäßige Regelungen sind dort gang und gäbe. Daher haben wir schon seit längerem begonnen, soweit wie möglich unsere Gesetze auf EG-Direktiven auszurichten.

Basler Zeitung

Sendungsbewußtsein

Wenn eine Zeitung oder eine Parlamentariergruppe oder ein Regierungsmitglied ein anderes Staatsoberhaupt kritisiert, so ist es doch nicht so, daß sie deswegen gleich dem ganzen Land kritisch gegenüberstehen.

SPIEGEL: Haben Sie die Sowjet-Union in der EG-Frage eigentlich schon kontaktiert? Sie gehört zu den Gewährsmächten der österreichischen Neutralität.

MOCK: Es gibt keine Garantiemächte des Staatsvertrages und der Neutralität. Dort wird das Wort Neutralität überhaupt nicht erwähnt. Die Neutralität war ein souveräner Akt des österreichischen Parlaments in Form des Bundesverfassungsgesetzes nach Abzug des letzten alliierten Soldaten.

SPIEGEL: Es bedarf also keiner Konsultation der Sowjet-Union?

MOCK: Überhaupt keiner Konsultation. Aber ich finde es auf der anderen Seite durchaus natürlich, daß der eine oder andere Botschafter, zum Beispiel

SPIEGEL: Im Gegensatz zu Portugal, Irland und Griechenland versteht sich Österreich als europäischer Industriestaat.

MOCK: Ja.

SPIEGEL: Die OECD hat Österreich gerade bescheinigt, daß der Aufschwung nachgelassen, die Arbeitslosigkeit und die Staatsverschuldung zugenommen haben.

MOCK: Völlig richtig. Das Ziel dieser Bundesregierung ist es, in der Wirtschaft eine Strukturreform herbeizuführen, die uns konkurrenzfähiger macht. Wir müssen flexibler werden in Fragen des Ladenschlusses, der Arbeitszeit, aber vor allem auf dem ganzen Sektor der verstaatlichten Industrie. Sie ist in einem katastrophalen Zustand von dieser Regierung übernommen worden. Hier muß auch die Privatisierung helfen.

SPIEGEL: Wie privatisiert man deroutierte Staatsbetriebe?

MOCK: Sie sind nicht gut in Schuß, aber wir haben sicherlich noch eine ganze Reihe von Staatsbetrieben, die positive Erträge abwerfen. Und die verwenden wir, um die anderen, bevor sie privatisiert werden, in Schwung zu bringen.

SPIEGEL: Wie lange veranschlagen Sie den Zeitraum eines Übergangs zum vollfunktionierenden EG-Staat?

MOCK: Da wird man uns nicht viel Zeit geben. Da habe ich keine Illusion.

SPIEGEL: Bis zum Jahr 2000 wird es leicht dauern?

MOCK: Nein. Es muß schneller gehen. Wenn der Österreicher gefordert wird, ist er weit besser, als man annimmt. Trotz des EG-Anschlusses aber werden wir das zweite Bein der österreichischen Europa-Politik, die Brückenfunktion Ost-West, weiterhin sicherstellen.

SPIEGEL: Herr Vizekanzler, am 11. März gedenkt Österreich des Anschlusses ans Hitler-Reich vor 50 Jahren. War das nach Ihrer Ansicht ein Überfall auf Österreich, oder haben viele Österreicher gerne mitgemacht?

MOCK: Beides. Es war ein Überfall. Österreich war das erste Opfer, nicht nur, weil das die Alliierten bestätigt haben. Wir haben uns fünf Jahre zur Wehr gesetzt. Viele haben versucht, mit einem neuen Patriotismus die Republik aufzubauen. Es ist auch der erste nationalsozialistische Staatsstreich abgewehrt worden. Dann aber hatten wir aufgrund der internen Gegensätze und des Bürgerkriegs natürlich keine Chance, uns im Jahr 1938 dem Anschluß zu widersetzen, wenngleich es mir persönlich lieber wäre, wenn das Bundesheer geschossen hätte.

Für viele, das ist der zweite Teil meiner Antwort, war das eine ideologische Perspektive, für viele war das Hoffnung auf Arbeit, auf das Herauskommen aus einer zerrissenen Existenz nach dem Ersten Weltkrieg, wo die einen geträumt haben von dem vergangenen und großen übernationalen Reich der Habsburger, die anderen von der Heimkehr nach Deutschland, weil sie deutsch gesprochen haben.

SPIEGEL: Haben die Österreicher 1945 zusammen mit den Deutschen den Krieg verloren oder wurden sie befreit?

MOCK: Das ist für mich überhaupt keine Frage, daß wir befreit wurden. Ich möchte das aber ohne Überheblichkeit sagen. Denn wie es im Herzen des einzelnen ausgesehen hat, der in der deutschen Armee war, ob Österreicher, Elsässer, Flame oder sonst jemand, das kann ich heute nicht verläßlich analysieren.

SPIEGEL: Herr Vizekanzler, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Palästinensische Aufrührer in Nablus: „Wir brauchen keinen Vormund"

NAHOST

Unsichtbare Kräfte

Überall in den besetzten Gebieten entsteht eine neue, selbstbewußte Palästinenser-Führung. Gerät Jassir Arafats alte PLO-Garde ins Abseits?

Im National-Palace-Hotel von Ost-Jerusalem tagte ein „Kongreß aller nationalen palästinensischen Institutionen". Freie Meinungsäußerung verlangten die Teilnehmer, dazu Freilassung aller politischen Häftlinge und „Gerichtsverfahren gegen alle israelischen Siedler und Armeeangehörigen, die unschuldige Zivilisten getötet und verletzt haben".

Von einer solchen Organisation hatte niemand zuvor gehört. „Wir, die Bewohner der besetzten Gebiete, sind die wahre PLO", trumpfte einer von ihnen auf: Sari Nussaibe, Soziologieprofessor an der Palästinenser-Universität Bir Seit im Westjordanland.

Auf dem Titelblatt der „Bekanntmachung Nummer 6" stand fett gedruckt: „Keine Stimme geht über die Stimme der Volkserhebung." Das Flugblatt der „Vereinigten nationalen Führung der Volkserhebung", das von irgendwoher binnen weniger Stunden in Umlauf gebracht worden war, verlangte den „Rücktritt der von den israelischen Besatzungsbehörden ernannten Gemeinderäte und demokratische Bürgermeisterwahlen", einen „Boykott israelischer Waren" und den „totalen zivilen Ungehorsam".

Wer den Volksaufstand in den besetzten Gebieten – der jetzt schon in den vierten Monat geht – eigentlich steuert, wer die Aktivisten und die Rädelsführer sind, blieb bis heute weitgehend im dunkeln. Unbezweifelbar scheint nur, daß die Rebellion überall neue politische Führungsstrukturen hervorgebracht hat, in denen sich das wiedererstarkte Selbstbewußtsein der seit 21 Jahren von Israel unterdrückten Palästinenser spiegelt.

„Kongreß" und „Vereinigte nationale Führung" gehören dazu. Sie berufen sich zwar noch auf die PLO, die seit 1974 von den Araberstaaten als „einzige legitime Vertreterin des palästinensischen Volkes" anerkannt ist. Doch außer dem Bekenntnis zu der Symbolfigur Jassir Arafat verbindet die neue Kämpfer-Generation im Westjordanland und im Gazastreifen nicht mehr viel mit der alten PLO-Zentrale in Tunis.

„Die Befehle kommen nicht mehr aus Tunis oder Damaskus", sagt ein jahrelang auf die prosyrische marxistische „Volksfront zur Befreiung Palästinas" eingeschworener Studentenführer. „Ab heute nehmen wir unser Geschick selbst in die Hand."

Die jugendlichen Steinewerfer, die den israelischen Soldaten trotzen, haben sich nicht losgesagt von der PLO und dem palästinensischen Nationalismus, den sie vertritt. Aber sie lassen sich auch nicht mehr gängeln von Arafats Altrevolutionären und deren bürokratischem Hauptquartier in Tunis; sie verstehen sich weder als Instrument der PLO noch als Erfüllungsgehilfen irgendeines arabischen Staats.

Die Unruhen waren ja nicht von außen befohlen worden, sondern, wie auch die Israelis inzwischen einräumen, Ergebnis eines lange aufgestauten Ausbruchs von Wut und Verzweiflung. Das Gefühl, von der schwankenden PLO und den zerstrittenen arabischen Brüdern im Stich gelassen worden zu sein, hatte die Frustration der Palästinenser noch verschärft.

Der Steppenbrand, der sich in den besetzten Gebieten ausbreitete, schockte nicht nur die Israelis, er überraschte auch die Palästinenser selbst. „Ich hätte niemals geglaubt, daß wir zu solch einem Aufstand fähig sind, daß alle geschlossen mitmachen", staunte der Inhaber eines Schuhgeschäfts in der Ost-Jerusalemer Sala-Ed-Din-Straße, „aber es funktioniert. Wir steuern jetzt das Schiff."

Längst haben die israelischen Soldaten es aufgegeben, die streikenden Kaufleute zur Öffnung ihrer Geschäfte zu zwingen. In Hebron, Ramallah und Nablus haben sich freiwillige Hilfstrupps gebildet, die schon wenige Minuten nach den Aktionen der Israelis gegen die Ladenbesitzer zur Stelle sind und den Schaden an aufgerissenen oder zugeschweißten Rolläden beheben.

Hausfrauen haben sich zu Nothilfe-Gemeinschaften zusammengefunden und organisieren nachbarschaftliche Überlebenshilfe. Als die israelische Armee die Westjordan-Stadt Tulkarm abriegelte, sorgten spontan gegründete Komitees dafür, daß Lebensmittel gleichmäßig verteilt wurden.

„Unfaßbar, wie die das schaffen", ärgerte sich der israelische Offizier Joël Golani am südlichen Ortseingang von Nablus. „Die müssen Hunderte von Anführern haben. Unser Geheimdienst hat 20 Jahre lang geschlafen."

Vielleicht war er zu sehr auf die PLO-Funktionäre fixiert. Die lokalen Palästinenser-Komitees koordinieren ihre Aktionen zwar untereinander, sind aber nicht zentral geführt. Das verhilft ihnen zu einer Flexibilität, die den Israelis schwer zu schaffen macht: Es gibt keinen

Der Citroën

BX

Fünf Empfehlungen für das

Die erste Empfehlung für das HP-Fahrwerk (Hydropneumatik) liefert Ihr Rücken. Denn in jedem BX und CX sorgt es für jenen Fahrkomfort, der Citroën berühmt gemacht hat. Selbst solche Straßenschäden, wie tiefe Schlaglöcher oder langgezogene Bodenwellen, die sonstige Fahrwerks-konzeptionen oft überfordern, nimmt es ruhig und souverän. Ein Langstreckenkomfort, der auch die aktive Fahrsicherheit erhöht. Denn wer entspannt fährt, fährt sicherer. Weitere Argumente finden Sie an jeder Straßenecke (siehe oben). In engen Kurven zum Beispiel bleibt der Wagen auch in Extremsituationen sicher beherrschbar. Bei kritischen Straßenbelägen, wenn links und

* Finanzierung zu 2,99% (eff. Jahreszins) bei 20% Anzahlung und bis zu 36 Monaten Laufzeit durch die P.A.-Creditbank.

2,99% eff. Jahreszins.*

rechts unterschiedlich griffige Straßenverhältnisse herrschen, zeigt das HP-Fahrwerk seine ganze Überlegenheit: Der Wagen bleibt spurstabil und bricht auch bei Vollbremsungen nicht aus. Auch wenn es darum geht, blitzschnell auszuweichen, weil zum Beispiel Kinder auf die Fahrbahn laufen, schaukelt es sich nicht auf, sondern gehorcht willig jedem Lenkbefehl. In Verbindung mit einer ausgefeilten Aerodynamik sind die Citroën BX und CX auch ausgesprochen seitenwindunempfindlich. Es ist daher nur logisch, daß an jeder Straßenecke ein wenig Werbung für uns gemacht wird. Wofür wir uns an dieser Stelle bedanken.

CITROËN
Die Kraft der Kreativität.

Citroën empfiehlt TOTAL.

Kopf des Aufstands, den sie abschlagen könnten.

Studenten, Lehrer, Kaufleute, Landarbeiter und sogar Kinder sind Mitglieder dieser nur lose miteinander in Verbindung stehenden „lidschan watanija" (nationalen Komitees), deren Zahl auf 500 geschätzt wird.

Bei Bedarf entstehen neue, die sich auch schnell wieder auflösen können: Als ein Trupp der israelischen Golani-Infanteriebrigade das Dorf Salem bei Nablus auszuhungern versuchte, gründeten die Belagerten spontan drei Notkomitees: eins für die Sicherstellung der Trinkwasserversorgung, ein anderes für die gerechte Verteilung der Nahrungsmittel, die dritte „ladschna" sorgte für ärztliche Betreuung der Kranken und Verprügelten – Selbstverwaltung mitten im Aufstand.

Trotz ständiger Haussuchungen und zahlloser Festnahmen sind die Israelis bis heute nicht in der Lage, die Bildung solcher Komitees zu verhindern. Daß die Armee, die 1967 binnen fünf Tagen die besetzten Gebiete eroberte, heute mit deren Ruhigstellung überfordert ist, zeigt sich jeden Tag deutlicher. Massenhaft wird im Untergrund die schwarz-weiß-rot-grüne Palästinenserfahne genäht; Konfiszierungen helfen da nicht weiter. Auch Palästina-Medaillen – deren Tragen für die Israelis den Tatbestand „staatsfeindlicher Umtriebe" erfüllt und mit Prügel und Gefängnis geahndet wird – überschwemmen die Gebiete. „Neulich haben wir eine Werkstatt in Hebron ausgehoben", klagte ein israelischer Offizier, „doch schon am nächsten Tag muß irgendein neuer Heimbetrieb die Produktion aufgenommen haben. Wir können doch nicht jedes Haus durchsuchen."

So sehr hat der revolutionäre Elan der Okkupierten Israel in die Defensive gedrängt, daß Teile des Landes die alten – und vielleicht auch neuen – Grenzen wiederentdecken. Stacheldrahtverhaue, Betonklötze und schwer bewaffnete Soldaten markieren wie vor 1967 die Grenzen zum Gazastreifen.

Militärpatrouillen sichern bei den ehemaligen Grenzstädtchen Dhahirija und Kalkilija auf dem Westjordanufer die Straßen in das israelische Kernland. Auf der Israel-Karte im Pressezentrum der israelischen Armee in Jerusalem hat ein Offizier mit rotem Filzstift die alten Grenzen wieder eingezeichnet.

In den täglichen Berichten der Armee über die Zwischenfälle wird erstmals wieder von Ost-Jerusalem gesprochen. „Unsichtbare Kräfte beherrschen Ost-Jerusalem", klagt Amir Heschin, Beauftragter für arabische Angelegenheiten in der Jerusalemer Stadtverwaltung.

Palästinensisches Füchtlingslager in Westjordanien*
„Morgen müssen sie mit uns verhandeln"

Der sonst so optimistische jüdische Bürgermeister Teddy Kollek sorgt sich über „tiefe Narben".

Die wenigen Israelis, die im American Colony Hotel im arabischen Ostteil der Stadt noch zum Abendessen erscheinen, kommen sich vor wie im feindlichen Ausland: Die Kellner haben ihr Hebräisch vergessen und verstehen nur noch Arabisch und Englisch.

Je länger die Liste der Todesopfer wird, um so selbstbewußter und entschlossener gibt sich die junge Generation. „Jetzt brechen sie uns noch die Knochen, doch morgen müssen sie mit uns verhandeln", sagt der Chirurg Tarasi während der Trauerfeier für einen 19jährigen Palästinenser, der im Gazastreifen von israelischen Soldaten getötet wurde.

Als Arafat sich vor kurzem brüstete, den Aufstand lange im voraus geplant zu haben, widersprach ein Palästinenser-Führer in Ost-Jerusalem vor ausländischen Journalisten: „Dies ist unser Aufstand. Die PLO-Bürokratie in Tunis steht in unseren Diensten, nicht umgekehrt." Zu den Verlierern der Rebellion zählen auch die arabischen Staaten, die sich lange als selbsternannte Schutzherren der Palästinenser aufspielten.

Syrien zum Beispiel installierte in Dera nahe der jordanischen Grenze einen Sender, der neun Stunden lang täglich palästinensische Kampflieder und Durchhalteappelle ausstrahlt. Dieser „Rundfunk des arabischen Jerusalem" (der von Israel gestört wird) galt anfangs als Stimme der neuen nationalen Palästinenser-Führung. Doch inzwischen hat die sich von dem Damaskustreuen Sender distanziert: „Hört nicht auf die Störmanöver der Syrer und Jordanier", forderte sie in einem Sonderaufruf.

Auch Jordaniens König, bis 1967 Herrscher über das Westjordanland, hat nicht mehr viel zu sagen. „Wir brauchen keinen Vormund in Amman", sagt ein Flugblattverteiler. „Dieser Aufstand soll allen deutlich machen: Wer mit uns ins Gespräch kommen will, kann sich Umwege über arabische Hauptstädte ersparen."

Die Furcht, der wendige Haschemiten-Monarch Hussein könne sich mit Israel und den USA auf dem Rücken der Palästinenser einigen, ist noch nicht völlig verflogen: „Wir sterben doch nicht für einen diktatorischen Jordanier-König", ereiferte sich ein arabischer Journalist in Jerusalem. Die von Jordanien finanzierte Zeitung „an-Nahar" wird weitgehend boykottiert: Nur einige hundert Exemplare konnte das Blatt letzte Woche verkaufen.

Auch auf Ägypten setzen die revoltierenden Palästinenser keine Hoffnungen mehr. „Wir haben Israel bereits mehr in die Enge getrieben als die Armeen Ägyptens und Syriens in vier Jahrzehnten", kommentierte Chalid Abu Ukar, Redakteur an der arabischsprachigen Tageszeitung „al-Fadschr", die vagen Friedensinitiativen von Präsident Husni Mubarak.

Noch fühlt sich im PLO-Hauptquartier in Tunis die alte Garde im Aufwind; der Aufstand der Jungen hebt die Moral dieser so oft geschlagenen und gedemütigten, inzwischen in die Jahre gekommenen Revolutionäre. Aber die Realisten unter ihnen räumen zugleich ein, daß in den besetzten Gebieten etwas Neues herangewachsen ist. Arafats Sicherheitschef Abu Ijad sagt offen, daß die Steine werfenden Jugendlichen „besser sind als meine Generation", die seinerzeit die Fatah gründete und 1967 die PLO unter ihre Kontrolle brachte.

Gewiß tragen PLO-Gelder und vielleicht auch PLO-Ratschläge noch immer dazu bei, den Aufstand am Leben zu halten. Dennoch könnte die Zeit der alten PLO-Führer bald zu Ende gehen. „Die Jungen vor Ort bauen eine neue Organisation mitten in der Krise auf", sagt ein Arafat-Vertrauter. „Wenn sie den Kampf gewinnen, werden sie Arafat als Symbol des palästinensischen Nationalismus in Ehren halten, aber die politische Entscheidungsgewalt wird in ihren Händen liegen." ◆

* Der Zaun trennt das Lager von der Straße und soll israelische Autos vor Steinwürfen schützen.

Ihre Eintrittskarte für die Welt.

In Deutschland und in 170 Ländern weltweit sind Sie bei 5,8 Millionen EUROCARD-Akzeptanzstellen immer willkommen. Bei Fluggesellschaften, Reisebüros, Autovermietungen. In Hotels, Restaurants, Geschäften. Und Sie können den Bargeldservice im In- und Ausland bei mehr als 120 000 Geschäftsstellen von Kreditinstituten nutzen.

Für 100 Mark Jahresbeitrag bietet Ihnen die EUROCARD in Verbindung mit der international verbreiteten MasterCard und Access in Großbritannien eines der dichtesten Akzeptanznetze rund um die Welt.

Fragen Sie nach den weiteren Vorteilen und Zusatzleistungen der EUROCARD. Und zwar dort, wo Sie auch Ihre eurocheque-Karte bekommen: Ihr kontoführendes Kreditinstitut hält EUROCARD-Anträge für Sie bereit.

EUROCARD: Eine Empfehlung der deutschen Banken und Sparkassen.

Moskauer Klub für Afghanistan-Soldaten*: „Jetzt könnten wir vieles besser machen"

„Was sind wir schon für Helden?"

SPIEGEL-Redakteur Jörg R. Mettke über sowjetische Afghanistan-Veteranen

Einfach „Kolja" solle man ihn nennen, „Kolja aus Moskau, das reicht".

Kolja führt ein Tagebuch. Wie die meisten privaten Chronisten erwähnt er es nur; hineinschauen darf man nicht. Die Notizen gehen ins neunte Jahr, genau wie der quälende Krieg der Sowjet-Union in Afghanistan. Jeden Tag hat Kolja gezählt, jede Zeitungsmeldung, jeden Heimkehrer-Bericht zwischen die eigenen Reflexionen geklebt, seit er am 27. Dezember 1979 als Panzersoldat mit dem ersten Aufgebot über die Grenze gen Kabul rollte: „Die Tragödie dauert nun schon fast 3000 Tage."

Die afghanische Tragödie – auf diese Chiffre für den blutigsten Einsatz der sowjetischen Armee seit Ende des Zweiten Weltkriegs können sich heute die meisten Sowjet-Bürger leicht verständigen: vom Generalsekretär Gorbatschow bis hinunter zu jungen Veteranen, die wie Kolja das Glück hatten, mit heilen Gliedern zurückzukehren von den Schlachtfeldern, auf denen sie nichts verloren hatten und auf denen vom ersten Tag an nicht einmal Soldatenehre gedieh.

„Afganzy" nennen sie sich, die Heimkehrer aus diesem nichterklärten Krieg, der zu Hause lange verschwiegen wurde wie eine abstoßende Krankheit und dann, gegen Mitte der achtziger Jahre, zu einer Heldentat des sozialistischen Internationalismus stilisiert wurde. Verständlich, daß diese jüngste Kriegergeneration der Sowjet-Union ihre Orden und Medaillen weit weniger selbstbewußt, weniger zweifelsfrei trägt als jene Alten, die vor über 40 Jahren die deutschen Eindringlinge aus Rußland hinaus und zurück bis nach Berlin jagten.

„Was sind wir schon für Helden?" wehrt ein „Afghanen"-Offizier vor dem Moskauer Bolschoi-Theater beinahe brüsk die Blumen ab, die zwei Schulmädchen ihm am 23. Februar, dem 70. Jahrestag der sowjetischen Armee, überreichen wollen. Dann zeigt er auf einen Überlebenden des Zweiten Weltkriegs, den die Russen den Großen Vaterländischen nennen, einen ordenklirrenden Greis: „Gebt sie hier dem Großvater, der hat sie ehrlich verdient."

Grab eines sowjetischen Gefallenen
„Die Opfer waren nicht umsonst"

Am Stadtrand von Pskow, dort, wo sich die Landstraßen nach Leningrad, Witebsk und Riga gabeln, zeugt eine 47 Meter hohe Granitsäule vom ersten Sieg roter Revolutionsgardisten über Soldaten des noch kaiserlichen Deutschland, „über imperialistische Okkupanten im Februar 1918". Die Widmung am Obelisken enthält eine Art ewigen Tagesbefehl für das sowjetische Militär: allein den eigenen Staat zu schützen, die eigenen Bürger, die eigene Revolution.

In Afghanistan dagegen, so beklagen Kolja und die Veteranen seines Freundeskreises, hätten sie sich „wie Okkupanten" gefühlt, wie „Angehörige eines Expeditionskorps für eine nicht ganz gerechte, jedenfalls unklare Sache".

Am Jubeltag entziehen sie sich vorsorglich dem propagandistischen Herumgereichtwerden in Schulen und Stadtteil-Bibliotheken. Statt dessen verabreden sie sich an ihrem Lieblings-Treff: Wo die Eisenbahngleise in Richtung Wladimir und Gorki das Weichbild der Hauptstadt verlassen, ist, wie schon öfter, Luftgewehr-Schießen auf Flaschen angesagt. Zunächst freilich sollten die Zielobjekte mit Hochprozentigem gefüllt sein. „Das Schießen und das Saufen", sagt einer aus der Clique, „sind unsere afghanische Krankheit."

Manche sind schlimmer dran. Sie sind im angeblichen Freundesland, wo sie nur

* Mit Weltkrieg-II-Veteran (M.).

Warsteiner Brauerei, D-4788 Warstein im Sauerland, Telefon (0 29 02) 8 80.

BW BESSERE WERBUNG

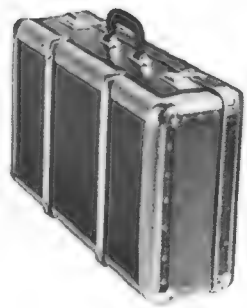
DAS EINZIG WAHRE WARSTEINER

SPITZEN-PILSENER DER PREMIUM-KLASSE

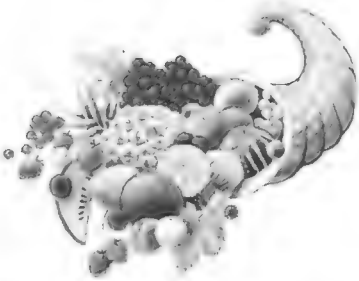
ZYPERN

Sport – Geheimtip der Götter. Kein Wunder, bei der Landschaftsvielfalt Zyperns kommt hier jeder auf seine Kosten: Wassersport jeder Art am Meer. Wandern im Troodos-Gebirge und und. Das Wetter? Das macht natürlich immer mit!

Hotels – von Göttern getestet. Und für bestens befunden. Denn es gibt keine alten Hotels auf Zypern. Vom Strand bis zum internationalen Service stimmt hier alles. Und natürlich gibt's auch ein abwechslungsreiches Unterhaltungsprogramm.



9000 Jahre Geschichte – für Götter der Himmel auf Erden. Der Tempel des Apollon, die Bäder der Aphrodite – den Göttern wurden hier alle Ehren zuteil. Ausgrabungen aus dieser Zeit wie Siedlungen aus der Vorgeschichte und alte orthodoxe Klöster machen den Urlaub auf Zypern zum Erlebnis.



Essen und Trinken – die Urlaubslust der Götter. Die Zyprioten sind für ihre Gastfreundschaft bekannt, überall ist man willkommen. Auf einen Mokka. Oder bei der Meze, einer schier endlosen Reihe kleiner Schlemmereien. Dazu gibt's köstlichen Inselwein. Jià sou – Prost!

WO DIE GÖTTER URLAUB MACHEN.

Wir informieren Sie gern ausführlich. Schicken Sie uns einfach den Coupon. An die Fremdenverkehrszentrale Zypern, Kaiserstraße 13, 6000 Frankfurt am Main 1.
Cyprus Airways fliegt Sie hin.

Name Sp

Straße

PLZ/Wohnort

FREMDENVERKEHRSZENTRALE ZYPERN
CYPRUS TOURISM ORGANISATION ZYPERN

von Feinden umgeben waren, vor Verzweiflung an harte Drogen geraten. Oder sie haben den Verstand verloren in diesem oder jenem Hinterhalt, in dem Kameraden von den islamischen Mudschahidin aus Felsspalten abgeschossen wurden wie Tontauben. „Es gibt solche", bestätigt Sergej Knjasew, 28, aber es seien „wenige, nur ein paar".

Genaue Zahlen fehlen, aber da kaum ein Veteran den Hinweis auf derart ruinierte Existenzen ausläßt, kann die Zahl der kaputten Typen nicht ganz so unbedeutend sein.

Knjasew ist Hauptmann der Armee. In Afghanistan diente er 1983 und verlor ein Bein im Bandenkrieg mit den „Duschmanen", den „Stinkern", wie afghanische Rebellen im sowjetischen Polit-Jargon abfällig genannt werden. Seit einem Jahr engagiert er sich im Stadtteil Perowo im ersten Moskauer Veteranen-Klub für Afghanistan-Heimkehrer, organisiert vom kommunistischen Jugendverband Komsomol.

Jeder, der „uns geistig nahesteht, kann beitreten", sagt der hauptamtliche Klub-Sekretär Sergej Laktionow, 28. Sich selbst nennt Laktionow, der noch neu ist im Funktionärsberuf und bis vor einem Jahr als Elektromonteur arbeitete, einen „Veteranen der afghanischen Revolution"; bereits im Februar 1980 wurde er als Panzerkommandant nach Kabul befohlen, für anderthalb Jahre.

Dem Soldaten Laktionow war das offenbar nicht genug: „Ich hatte immer gehofft", erzählt er, „noch ein zweites Mal nach Afghanistan zu kommen." Die meisten in seinem Klub, sagt er, würden ähnlich denken. Sie alle hätten den Wunsch gehabt, noch einmal an der fernen Front verwendet zu werden, bevor das sowjetische Engagement im afghanischen Bürgerkrieg zu Ende geht.

„Doch, doch, es ist so", beschwört Laktionow den skeptischen Besucher: „Jetzt könnten wir vieles besser machen als ein junger Kerl, der gerade die sechsmonatige Ausbildung hinter sich hat und einfach deshalb umkommen kann, weil er zu wenig Erfahrung hat."

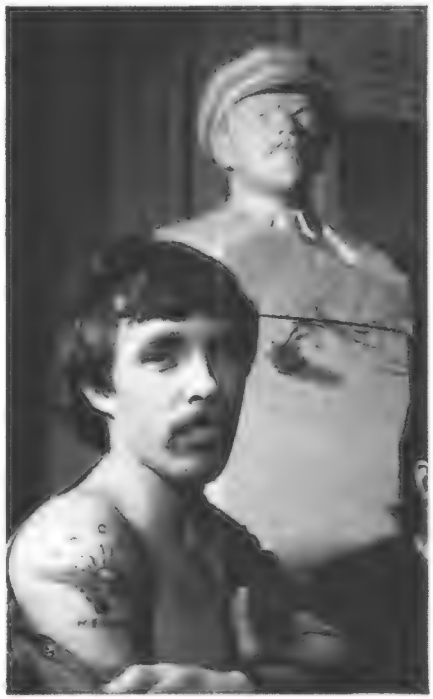
In solchen Sätzen scheint der Geist einer Reservisten-Kameradschaft auf, der den Klub-Rat eint – neben Laktionow und Knjasew gehört noch der 24jährige Zimmermann Nikolai Smirnow dazu, der zwei Jahre lang in die „internationalistische Pflicht" genommen wurde. Mehr sind nicht erschienen am Tag nach dem Armee-Geburtstag: „Sie haben wohl zu lange gefeiert gestern", vermutet Hauptmann Knjasew.

An „nichts Schreckliches" können sie sich erinnern; „als Menschen und Patrioten" seien sie vielmehr „gewachsen" in Afghanistan, die „dürren, verhungerten Kinder dort" hätten sie verteidigt und „unsere südlichen Grenzen, was ist schlecht daran?" fragt ihr Sekretär.

Wenn sie die extremen Bedingungen der ersten Kriegsjahre schildern – kein Strom, Hausen in Erdlöchern – und sie vergleichen mit den Fertighäusern und dem Farbfernsehen „für unsere Jungs, die heute dort unten sind", dann klingt das alles wie nostalgische Landser-Romantik: Gelobt sei, was hart macht.

Paradierende Sowjet-Truppen auf dem Roten Platz: „Kampf gegen das Böse"

Noch duldet die offizielle Heroisierung des Afghanistan-Einsatzes kaum Zwischentöne, wie sie sonst im Zeichen von Glasnost gang und gäbe geworden sind. Während eines Sänger-Wettstreits für soldatisches Liedgut am Armee-Feiertag beispielsweise kämpfte sich ein Durchhalte-Barde auf den ersten Platz: Oberleutnant Jurij Slatow, mit 19 864 Juroren-Punkten und einer neuen Gitarre des Moskauer Komsomol-Komitees belohnt, besang „unser Afghanistan": Rotarmisten mit „braungebrannten Gesichtern" und „aufgesprungenen Lippen", die allzeit bereit „gegen das Böse kämpfen".



Afghanistan-Veteran vor Lenin-Büste
Nostalgische Landser-Romantik

In diesem Sinne sollen wohl auch die Afghanistan-Klubs dazu beitragen, das militärische und politische Fiasko der Intervention am Hindukusch in eine Episode umzudichten, die sich auf edel, hilfreich und gut reimt. Die Verkündigung der Ideen von patriotischer Opferbereitschaft, körperlicher Fitness und Kommiß-Kameraderie wird von ihnen erwartet – und nicht ohne Grund: „Wir haben wirklich Autorität bei den Jugendlichen", bewertet der Klub-Sekretär die ersten Einsätze seiner Mannen zur Wehrertüchtigung in Moskauer Schulen.

Dabei sind die Moskauer spät dran mit solchen Einrichtungen. Anderswo, in Tjumen beispielsweise oder in Swerdlowsk, existieren sie schon seit Jahren.

Doch die Mehrheit der Veteranen hält augenscheinlich auf Distanz zu der frommen Traditionspflege der Klubs. In Laktionows Gemeinschaft sind nur knapp 60 ehemalige Afghanistan-Kämpfer organisiert, obwohl allein in diesem Stadtbezirk rund 600 „Afganzys" leben. In ganz Moskau sind es mittlerweile 7000: ungefähr jeder hundertste junge Mann im Alter zwischen 20 und 29 Jahren.

„Wenn derartige Klubs zu alleinigen Interpreten der Afghanistan-Erfahrung unserer Generation werden", sorgt sich ein unorganisierter Veteran, „könnten sie für lange Zeit verhindern, daß darüber ähnlich offen debattiert werden kann wie mittlerweile über viele andere Fehler aus unserer Vergangenheit."

Schon in gut zwei Monaten, am 15. Mai, soll nach Generalsekretär Gorbatschows Ankündigung mit der endgültigen Heimholung der sowjetischen Af-

DIE NEUEN 5ER

7.D5.10

DAS AUTOMOBIL, DAS GANZ DEM FAHRER GEHÖRT.

Die neuen 5er sind Automobile, die eine hohe Übereinstimmung von Fahrer und Fahrzeug ermöglichen. Funktionalität, Fahrdynamik, Komfort, Ergonomie – in allen wesentlichen Aspekten sind sie Vorbilder einer neuen Zeit. Dem Fahrer stehen zum Beispiel umfassende Informationssysteme zur Seite.

Zuverlässige Elektronik bietet die Voraussetzung, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Das Cockpit selbst ist klar und ästhetisch gestaltet und ein Vorbild für ergonomische Qualität.

Beispielhaft ist auch das Fahrverhalten der neuen 5er: Die Präzision des Fahrwerks garantiert eine ausgezeichnete Handlichkeit und vorbild-

lichen Fahrkomfort. Beeindruckend und beruhigend zugleich sind die Leistungsreserven der Triebwerke – ausschließlich Reihen–6–Zylinder mit hoher Elastizität und souveränem Beschleunigungsvermögen.

Nahezu unbegrenzt sind die Möglichkeiten, die neuen 5er darüber hinaus auf die individuellen Ansprüche des Fahrers auszurichten. Z. B. mit einer Servotronic oder einer elektronisch–hydraulisch geregelten 4–Gang–Automatic mit drei Fahrprogrammen: sportlich, ökonomisch und manuell. Beispiele, die beweisen, wie perfekt die neuen 5er die individuellen Wünsche des Fahrers erfüllen.

Die neuen 5er. Kauf, Finanzierung oder Leasing – Ihr BMW Händler ist der richtige Partner.

BMW in Btx ★ 20900 ▫

BMW

Freude am Fahren

ghanistan-Truppen begonnen werden. Und bereits vor Ablauf dieses Jahres, so gaben die Sowjets den Amerikanern jetzt diskret zu verstehen, könnte der letzte Soldat abgezogen sein. Die Chancen für einen Erfolg der Afghanistan-Verhandlungen, die vorige Woche unter Uno-Vermittlung in Genf wiederaufgenommen wurden, stehen so gut wie noch nie.

Etwa eine halbe Million Afghanistan-Veteranen werden dann in sowjetischen Dörfern und Städten, sagt ein Leningrader Gesellschaftswissenschaftler, „als Zeitzeugen verfügbar sein: Ob allerdings als Zeugen für ein ‚Nie wieder', wird sich noch erweisen müssen".

Unter den Aktivisten des Veteranen-Klubs von Perowo löst die Frage, was sie bei Gorbatschows Ankündigung empfunden hätten, „gemischte Gefühle" aus: Sekretär Laktionow bestätigt trotz seines heimlichen Sehnens nach einem zweiten Einsatz, es sei „nötig, aus dem Land zu gehen, vielleicht hätte man das schon früher tun sollen".

Und die Opfer – 30 000 Tote, wie manche westliche Militäranalytiker glauben, oder gar 40 000, wie andere schätzen, dazu noch einmal so viele Verletzte, Verstümmelte, Traumatisierte?

„Die Opfer waren nicht umsonst", sagt Laktionow, „wir haben schließlich die Errungenschaften der zivilisierten Welt dorthin gebracht." Kamerad Knjasew sekundiert: „Die Menschen dort konnten wenigstens eine Zeitlang ruhig leben, hatten Brot, konnten ihre Kinder aufziehen. Was dort morgen sein wird, weiß allein Allah. Wir sind Soldaten, keine Politiker."

Wie die Sowjet-Union mit ihrer Afghanistan-Hypothek fertig werden wird, wenn alles vorbei ist, weiß gegenwärtig wohl niemand. Auf vielen Friedhöfen des Landes, beispielsweise im Moskauer Künstler-Vorort Peredelkino, werden Ehrenmäler für die Gefallenen errichtet. Und für die Überlebenden sollen bevorzugt Wohnungen, Arbeit und Mangelwaren wie Autos bereitgestellt werden.

Doch Klagen über die Nichteinhaltung dieser Versprechungen füllen inzwischen ganze Zeitungsseiten: In der Armee-Zeitung „Krasnaja swesda" (Roter Stern) beschwerte sich unlängst Veteran Galejew aus Kasan, daß seine Familie nun schon drei Jahre unverändert auf Nummer 537 der örtlichen Warteliste für Wohnraum steht, obwohl immerzu Neubauten fertig würden.

Ebensolange wartet Veteran Seiranjan aus einem Dorf bei Baku auf die versprochene Vorzugslieferung eines Telephons; jetzt starb sein Vater, weil niemand rechtzeitig einen Krankenwagen alarmieren konnte. 62 Veteranen aus Swaljawa in der Ukraine setzten sich für ihren Kameraden Biggar ein, dem die örtliche Obrigkeit beharrlich eine ordentliche Unterkunft verweigert.

Solche Fälle von „wirklicher Beleidigung unseres Opfers" passierten in Moskau „nur sehr selten", versichert Laktionow. Wo „bürokratische Engstirnigkeit" bekannt geworden sei, habe der Klub schnell helfen können. Aber es gebe auch schräge Existenzen unter den Afghanistan-Heimkehrern, die immerzu auf Privilegien pochten und „an jeder Ecke schreien, daß sie Helden sind".

Sowjetische Soldaten in Afghanistan
„Wie Okkupanten gefühlt"

Solche „Typen", sagt Laktionow, wolle der Klub nicht unterstützen; Helden seien allein diejenigen, die „im Bandenkrieg bis zur letzten Patrone gekämpft und sich dann mit der letzten Handgranate selbst in die Luft gesprengt haben".

Über den Vergleich der „Afganzy" mit den amerikanischen Vietnam-Veteranen, dieser desillusionierten, zerbrochenen, bekifften und doppelt geprügelten US-Generation der siebziger Jahre, kann Hauptmann Knjasew einstweilen nur nachsichtig lächeln: „So etwas ließen die Bedingungen unseres Landes nie zu."

GROSSBRITANNIEN

Schurz und Zylinder

Von Jack the Ripper bis zum Fall Stalker – Freimaurer unter Englands Polizisten sollen in viele Affären verwickelt gewesen sein.

Wie erkennt man einen Freimaurer? Britische Karikaturisten belehren die Zeitungsleser auf lustige Weise: Sie zeichnen statt des Polizeisterns Winkel und Zirkel, das Zeichen des Geheimbunds, auf Bobbyhelme und schicken Wachtmeister auf Streife mit hochgekrempeltem linken Hosenbein – Teil der eigenartigen Kleiderordnung bei Zeremonien der Bruderschaft.

Der Freimaurerei haben sich in Großbritannien fast 800 000 Männer in über 9000 Logen verschworen (Bundesrepublik: 15 000 Mitglieder in 397 Logen). Mehr Freimaurer im Verhältnis zur Einwohnerzahl gibt es nur noch in den USA.

Vor allem die Polizei wird immer wieder mit den Freimaurern in Verbindung gebracht. Über 60 Prozent der Polizeipräsidenten des Landes und 5000 von 27 000 Polizeibeamten in Groß-London sollen Logen angehören. „Es ist außerordentlich vorteilhaft, Freimaurer zu sein", schrieb der Sergeant Robin Kirby im Gewerkschaftsblatt „Police", Rangunterschiede würden sich verwischen, „Türen öffnen sich".

Jetzt scheinen sich die Türen für einen Kollegen zu schließen: Chefinspektor Brian Woollard soll nach 33 Dienstjahren gefeuert werden, weil er ihm zugewiesene Arbeit verweigert und nichtautorisierte Erklärungen abgegeben habe. Verantwortlich für sein Unglück macht der Beamte das „Krebsgeschwür Freimaurerei".

Woollard war 1982 als Mitglied des Betrugsdezernats im Londoner Stadtteil Islington Korruptionsfällen auf der Spur, als er plötzlich versetzt wurde. Seiner Überzeugung nach steckten Freimaurer dahinter, Woollard sah sich überall Logenbrüdern gegenüber.

Freimaurer waren seine unmittelbaren Vorgesetzten, der damalige Londoner Polizeichef Sir David McNee, der damalige Innenminister Lord Whitelaw, an den Woollard appellierte, und sogar Funktionäre seiner Polizeigewerkschaft. „Man muß nicht Anhänger der Verschwörungstheorie sein", schrieb das Gesellschaftsmagazin „The Tatler", „um diesen Zustand ungesund zu finden."

Logen-Gegner in England verurteilen die Freimaurer als Seilschaft finsterer Karrieristen und Schieber. Sie nennen sie „Mafia der Mittelmäßigen" und wegen ihrer schauerlichen Zeremonien – in Anlehnung an einen berüchtigten afrikanischen Geheimbund – „Mau Mau des weißen Mannes".

Die Freimaurer unterwerfen sich befremdlichen Riten – mit verbundenen

Just great - Jim Beam.

Logen-Großmeister Herzog von Kent
„Türen öffnen sich"

Augen, Strick um den Hals, Kultkerzen, Bibeln und Totenschädeln –, wenn sie vom „Lehrling" zum „Gesellen" und schließlich zum „Meister" aufsteigen. Ein altes Gelöbnis droht Geheimnisverrätern an, „daß meine Gurgel durchgeschnitten, meine Zunge aus dem Gaumen meines Mundes genommen, mein Herz unter meiner linken Brust herausgerissen" wird.

Bei ihren Geheimtreffen kostümieren sich die Brüder mit Zylinder, Schurz und weißen Handschuhen. In der Öffentlichkeit erkennen sich Mitglieder des „Handwerks" am Händedruck: Der Daumen tastet über die Knöchel des Partners. Achtung Freimaurer.

Solche Spielchen bestärken die meisten Briten in der Ansicht, die Logenbrüder seien harmlose, alt gewordene Pfadfinder. Wo sonst, fragt „The Tatler", können pensionierte Führungskräfte noch „jene Schauer von Macht genießen, die den meisten britischen Männern mehr bedeutet als sexuelle Erregung"? Und was die „Verkleidung" angeht, so Michael Higham, Großsekretär der „United Grand Lodge of Great Britain", „liebt die Nation das etwa nicht"?

Die Nation liebt Geheimniskrämerei, Spukgeschichten und sonderbare Traditionen in der Tat über alles. Deshalb wohl blüht die 1717 aus mittelalterlichen Steinmetzzünften entstandene Freimaurerei in Großbritannien so üppig. Ein Vetter der Königin, der Herzog von Kent, fungiert als Großmeister der United Grand Lodge. Lord Belstead, Fraktionsführer der Konservativen im Oberhaus und Umweltschutzminister der Thatcher-Regierung, gehört zu den Prominenten unter den Logenbrüdern.

Sie spenden Geld für gute Zwecke und beteuern, daß die Förderung von eigenen Karrieren und Geschäften den Prinzipien der Freimaurerei widerspreche.

Tatsächlich aber ziehen die Logen überproportional gerade jene sozialen Gruppen an, die am anfälligsten sind für „Korruption in Lokalverwaltungen" – Architekten, Beamte, Unternehmer und eben auch Polizisten, so behauptet die Londoner Tageszeitung „Independent".

Weshalb Polizisten unter den Freimaurern so stark vertreten sind, erklärte ein Logenbruder dem Autor Stephen Knight („The Brotherhood"): „Wir sind von Natur aus sehr konservativ, und die Freimaurer sind eine sehr konservative Organisation."

Ein weiterer Grund: Britische Polizeibeamte behaupten, es sei schwer, außerhalb des Dienstes Freunde zu finden. „Gute und aufrichtige Männer in reifem und gesetztem Alter, keine sittenlosen und übelbeleumdeten Menschen", wie es in den 1723 niedergeschriebenen „Alten Pflichten" der englischen Freimaurer heißt, seien in den Logen am ehesten anzutreffen.

Oder auch nicht. 1878 mußte Scotland Yard eine ganze Abteilung entlassen, weil sich die Gesetzeshüter in einer Freimaurerloge mit Kriminellen verbrüdert hatten. Kein Wunder, daß da Gerüchte blühten, als zehn Jahre später „Jack the Ripper" London in Schrecken versetzte.

Opfer von „Jack the Ripper"*
Ritualschnitte der Freimaurer?

Die Stich-Verletzungen der fünf ermordeten Prostituierten, die der Ripper aufgeschlitzt hatte, glichen angeblich „Ritualschnitten der Freimaurer". Und daß der Grusel-Täter nie gefaßt wurde, lasteten viele dem damaligen Polizeichef Charles Warren an, einem Freimaurer.

Freimaurer im Polizeidienst entpuppten sich zwar selten als Gesetzesbrecher, wie etwa Detective Chief Superintendent William Moody von der Sitte, der in den siebziger Jahren im Londoner Vergnügungsviertel Soho Schutzgelder kassierte. Doch bis heute gerät die Bruderschaft regelmäßig in Verdacht, wenn Polizeiaffären die Öffentlichkeit erregen.

So berichteten Zeitungen, die Logen der Polizei von Manchester und der nordirischen Royal Ulster Constabulary (RUC) hätten die Intrige gegen John Stalker ausgeheckt, den hohen Polizisten, der unter fadenscheinigen Gründen vom Dienst suspendiert wurde, als er die „Todesschuß-Politik" der RUC untersuchte (SPIEGEL 7/1988).

Dafür gibt es keinerlei Beweise. Im Gegenteil: Stalkers Widersacher, Manchesters Polizeipräsident James Anderton, hatte 1985 als einziger Spitzenpolizist einen Aufruf seines damaligen Londoner Kollegen Sir Kenneth Newman unterstützt, wonach Polizisten nicht in Logen eintreten sollten. Denn: „Ein Freimaurer-Eid führt unvermeidlich zur Folgerung, daß die Loyalität zu Logenbrüdern über jeder anderen Loyalität stehen könnte."

Reaktion führender Londoner Polizeibeamter auf diese Empfehlung ihres Chefs: Sie gründeten die „Manor of St. James's Lodge", eine weitere Freimaurer-Loge für aktive und pensionierte Polizisten. „Ich habe genug Rechtsverdrehung und Günstlingswirtschaft erlebt, um ein Verbot von Freimaurertum in der Polizei zu rechtfertigen", schrieb der Londoner Polizeiangehörige Cecil Rolph Hewitt nach 25 Dienstjahren.

Der Labour-Abgeordnete Austin Mitchell, der den Fall des angeblichen Freimaurer-Opfers Woollard vors Parlament brachte, will so weit nicht gehen, sondern den Geheimbund nur ans Licht der Öffentlichkeit zerren: Er fordert ein allen Interessierten zugängliches Register sämtlicher Freimaurer in verantwortlichen Positionen. ◆

* Zeitgenössische Darstellung.

Die Freiheit erleben.
Das Leben genießen.

In Touring-Canada

Fliegen Sie mitten ins Herz von Canada. Entdecken Sie mit dem Auto oder dem Wohnmobil die faszinierenden Naturparks, wilde Tiere in ihren ursprünglichen Lebensräumen und die kulturellen Ereignisse von Saskatchewan und Manitoba. Besuchen Sie Churchill, die Heimat der Polarbären.
Informationen erhalten Sie von: Scholz, Inter Air, vobis und CRD.

In Fishing-Canada

Die besten Süßwasser-Angelgründe von Canada finden Sie in Manitoba und Nord-Saskatchewan. Angelfreunde kommen hier selbstverständlich auf ihre Kosten.
Informationen bei: CRD und Scholz.

In Adventure-Canada

Von den ruhigen Flußläufen zu den tosenden Wildwassern und den unzähligen Seen – Saskatchewan und Manitoba sind ein Paradies für alle Wasserfreunde. Fahren Sie mit dem Kanu auf dem Churchill oder dem Mayes, den Wasserwegen der Trapper und Pelzhändler. CRD, vobis, Inter Air und Scholz geben Ihnen gerne Auskunft.

Genießen Sie die besondere Gastfreundschaft und den Service der Air Canada auf Ihrem Ferienflug nach Western-Canada.

Shine on Saskatchewan

Canada

Manitoba

Canada Reise Dienst, Rathausplatz 2, 2070 Ahrensburg, Tel. 04102/51167, und Gabelsberger Straße 52, 8000 München 2, Tel. 089/526071-2 / **vobis Reisen,** Landsberger Straße 478, 8000 München 60, Tel. 089/836004 / **Scholz Canada Tours,** Danziger Straße 47c, 5205 Sankt Augustin 1, Tel. 02241/28787 / **Inter Air Voss Reisen,** Triftstraße 28–30, 6000 Frankfurt 71, Tel. 069/67031

IRGENDWANN ZÄHLT NUR NOCH DAS ECHTE!

STRIWA
LEATHER

Informationen und Bezugsquellen erhalten Sie gerne von: Striwa Bekleidungswerke GmbH · D-8620 Lichtenfels

Alter Film

Schuld an der Katastrophe von Rio war nicht der Regen, sondern die Unfähigkeit der Behörden.

Wie vom Meer an Land gespült, chaotisch, schmutzig und ohrenbetäubend, liegt die „Cidade Maravilhosa", die wunderbare Stadt, am Fuß der kegelförmigen Berge, die steil aus dem Jahr für Jahr kleiner werdenden Urwald emporragen. Für Hunderttausende von Menschen verbirgt sich dort eine gewaltige Todesfalle.

Die Natur, die Rios Schönheit ausmacht, rächt sich nun für die ständige Vergewaltigung durch den Menschen: In der Regenkatastrophe der vergangenen Wochen starben 283 Bewohner, über 20 000 wurden obdachlos, Hunderte erkrankten an der durch Rattenurin übertragenen Leptospirose. Die Ärzte warnten vor einer Hepatitis-Epidemie.

In drei Wochen ergossen sich aus schwarzen Wolken 450 Liter Regen pro Quadratmeter auf den Bundesstaat – so viel wie sonst in sechs Monaten. Ganze Abhänge kamen in Bewegung und schlugen tödliche Schneisen durch die im Sonnenlicht so malerisch erscheinenden Elendsviertel. Im Flachland standen über 2400 Quadratkilometer unter Wasser.

„Es ist, als hätte ein Riese die Stadt zerstört", meinte Bürgermeister Saturnino Braga, als das Ausmaß des Desasters klar wurde. Tagelang grub die Feuerwehr in den Trümmern eines Krankenhauses nach Leichen, die Bürger türmten meterhoch Dreck auf beim Versuch, Hauseingänge und Fahrzeuge freizuschaufeln.

Während die Stadt im administrativen Chaos versank, suchten die Menschen in Aberglauben und moralischen Verfehlungen nach Erklärungen für das Unheil. Da gab es etwa jene, die einen Racheakt des heiligen Sebastian vermuteten, weil der Feiertag des Schutzpatrons vom 20. Januar auf den darauffolgenden Montag verlegt worden war. Andere fanden in der Zügellosigkeit des Karnevals und den „vielen nackten Menschen" den Grund göttlicher Strafe. Die spiritistischen Verehrer des „Häuptlings Korallenschlange" behaupteten, das Unheil vorhergesehen und Gouverneur Wellington Moreira Franco dreimal darauf hingewiesen zu haben.

In Wirklichkeit hätten alle längst wissen können, daß es so kommen mußte. Wissenschaftler hatten gewarnt; keiner wollte auf sie hören. „Das war keine Naturkatastrophe", so der grüne Abgeordnete Fabio Feldmann, „das Unglück ist Stück für Stück aufgebaut worden." Für den Architekten Fabio Goldman war das Desaster von Rio „wie ein alter Film", der neu gespielt wird.

Flutopfer im Notlazarett: Todesfalle für Hunderttausende

Seit Jahrzehnten kommen Tag für Tag 700 Zuwanderer in die Stadt, auf der Suche nach Arbeit und Wohnung. Sie drängen sich in die Favelas, die Slums an den Abhängen des Küstengebirges. Wie ein Geschwür wachsen die Siedlungen in die Höhe, zunächst roh gezimmert aus Holz und Wellblech, dann befestigt mit Backstein und Beton.

So verliert Rio jeden Tag ein Stück Wald. Zunächst sieht das gar nicht so schlimm aus, da die Stadt mit rund 300 Quadratmetern Wald oder Park pro Einwohner zu den grünsten der Welt zählt.

Der von der riesigen Christus-Figur gekrönte Tijuca-Gipfel beispielsweise besteht unter der Vegetation nur aus losem, brüchigem Gestein. Hier reißen die Budenbauer der Favelas tiefe Wunden und stapeln direkt neben ihren Hütten tonnenweise Unrat auf. „Die Katastrophe geschah, weil sich der Mensch dort ansiedelt, wo er nicht hingehört", meint Geologieprofessor Hélio Penha von der Bundesuniversität Rio, „es ist ein Wunder, daß die Favela Dona Marta am Fuß des Christus überhaupt noch existiert."

In den Slums am Hang staut sich der Regen, bis der Untergrund einbricht, ein Stein ins Rollen kommt, ein Haus wegsackt oder eine Mülldeponie überschwappt.

Dann aber gibt es kein Halten mehr. „Die Drainage dieser Gebiete ist

Erdrutsch in den Armenvierteln von Rio: Wissenschaftler hatten gewarnt

Das Auto des Jahres 1988.

Der PEUGEOT 405. Sein Konzept macht die Vorstellungen von modernster Automobil-Technologie deutlich. Er vermittelt Fahrfreude und Komfort in einer neuen, eigenständigen Form. Renommierte europäische Motorjournalisten wählten ihn deshalb mit großem Vorsprung zum „Auto des Jahres 1988". Dieses Prädikat veranschaulicht in kompetenter Weise den Abstand durch Klasse. Durchdachte Details verbindet der PEUGEOT 405 mit einer reichhaltigen Serienausstattung zu mehr Fahrkomfort. Präzisions-Technolo-

PEUGEOT. DYNAMIK MIT FLAIR.

Abb.: 405 MI 16. Metalliclackierung gegen Aufpreis.

gie ermöglicht das dynamische Zusammenspiel aller Fahrzeug-Komponenten, vom Motor bis zum Fahrwerk. Ruhige Laufkultur und Wirtschaftlichkeit sind die gemeinsamen Kennzeichen der starken Triebwerke von 53 kW (72 PS) bis zum 116 kW (158 PS)-16-Ventil-Motor. Perfekte Straßenlage und leichte Handlichkeit vermitteln in jeder Situation das Gefühl von Souveränität. Erleben Sie die neue Form des Fahrens während einer Probefahrt mit dem „Auto des Jahres 1988". Bei Ihrem PEUGEOT TALBOT-VERTRAGSPARTNER.

AUTO DES JAHRES 1988

PEUGEOT 405

EIN TALENT MACHT KARRIERE

unmöglich", meint Luiz Edmundo da Costa Leite, Chef der Baubehörde, „die Kanalisation ist in schlechtem Zustand und oft verstopft."

Schon der Kaiser Pedro II. wußte im 19. Jahrhundert, wie gefährlich das Tijuca-Gebirge ist. So verbot er die Kaffeeplantagen, die weit hinauf gewachsen waren, ließ alles mit „Urwald" aufforsten und erklärte das Gebiet zur Naturschutzzone. Heute fehlt den Regierenden solche Weitsicht – die Folgen sind unvermeidlich.

Von den rund zehn Millionen Einwohnern Groß-Rios wohnen zwei Millionen in Favelas an den Steilhängen. Schon vor der letzten Katastrophe war bekannt, daß über 50 000 Menschen von Erdrutschen bedroht waren. Weitere drei Millionen Menschen drängen sich in die „Baixada Fluminense", die Talebene im Norden der Stadt, die immer mehr zu einem Kalkutta-ähnlichen Stadtungeheuer verkommt.

Es fehlt diesen Menschen an allem; Schulen, Transportmittel, ja sogar die Abstützung des Bodens an den Hängen fordern sie vergebens. Regelmäßig nach schweren Unglücksfällen planen die Politiker Großes, etwa die Verlegung der Favelas in flache Gebiete. Dann werden vielleicht ein paar tausend Hütten durch gesichtslose Beton-Siedlungen ersetzt – in denen Krankheit und Kriminalität noch schlimmer grassieren als zuvor.

„Urbanisierung" lautet ein anderes Schlagwort: Der frühere Gouverneur von Rio, Leonel Brizola, führte Staatsgäste gern in die Siedlung Pavãozinho in Copacabana und zeigte stolz sein Werk: Seilbahn, Müllabfuhr, gepflasterte Gassen und Treppen, Wasserleitungen. Doch es blieb bei diesem einen, werbewirksamen Musterviertel.

„Die Stadt braucht einen Bebauungsplan", sagt Architekt Jaime Lerner, der für die Brizola-Regierung unter dem Namen „Rio 2000" Richtlinien ausarbeiten sollte. Doch nach den Wahlen von 1986 war seine Arbeit nicht mehr gefragt – wie immer in Brasilien, sorgten neugewählte Politiker dafür, ihre Freunde in den Behörden unterzubringen.

So steht die einst glänzende Metropole Rio schutzlos da. In spontaner Solidarität hat die Bevölkerung Hilfe für die Obdachlosen organisiert. Auch die Bundesregierung in Brasília hat Geld versprochen. Doch für eine verbesserte Infrastruktur, die allein Schutz vor künftigen Katastrophen bieten könnte, wird wohl kaum etwas übrigbleiben. „Wir werden alle zehn Jahre dasselbe erleben", sagt Lerner, „Katastrophe, Trauer, Solidarität – und dann fängt die Tragödie wieder von vorne an."

INDIANER

Faules Geschäft

Die Sioux wollen einen High-Tech-Unternehmer zum Kriegshäuptling machen. Es geht um die Rückeroberung der heiligen Black Hills.

Die Sioux, von Karl May beschrieben und von Washington vor 110 Jahren um ihr Land gebracht, haben das Kriegsbeil wieder ausgegraben.

In wenigen Wochen wollen die Indianer einen „War Chief" küren – mit dem klaren Auftrag, die 1877 verlorenen Black Hills in South Dakota, ein heiliges Gebiet der Sioux, zurückzuerobern.

Der neue Kriegshäuptling ist keiner, dessen Gesichtsrunen und Sprache an Sitting Bull, Red Cloud oder Chief Smoke erinnern. Er trägt den angelsächsischen Namen Phillip J. Stevens, besitzt einen Magister-Grad für Ingenieurwissenschaften der Universität von Kalifornien und war Entwicklungschef des Minuteman-III-Raketenprogramms.

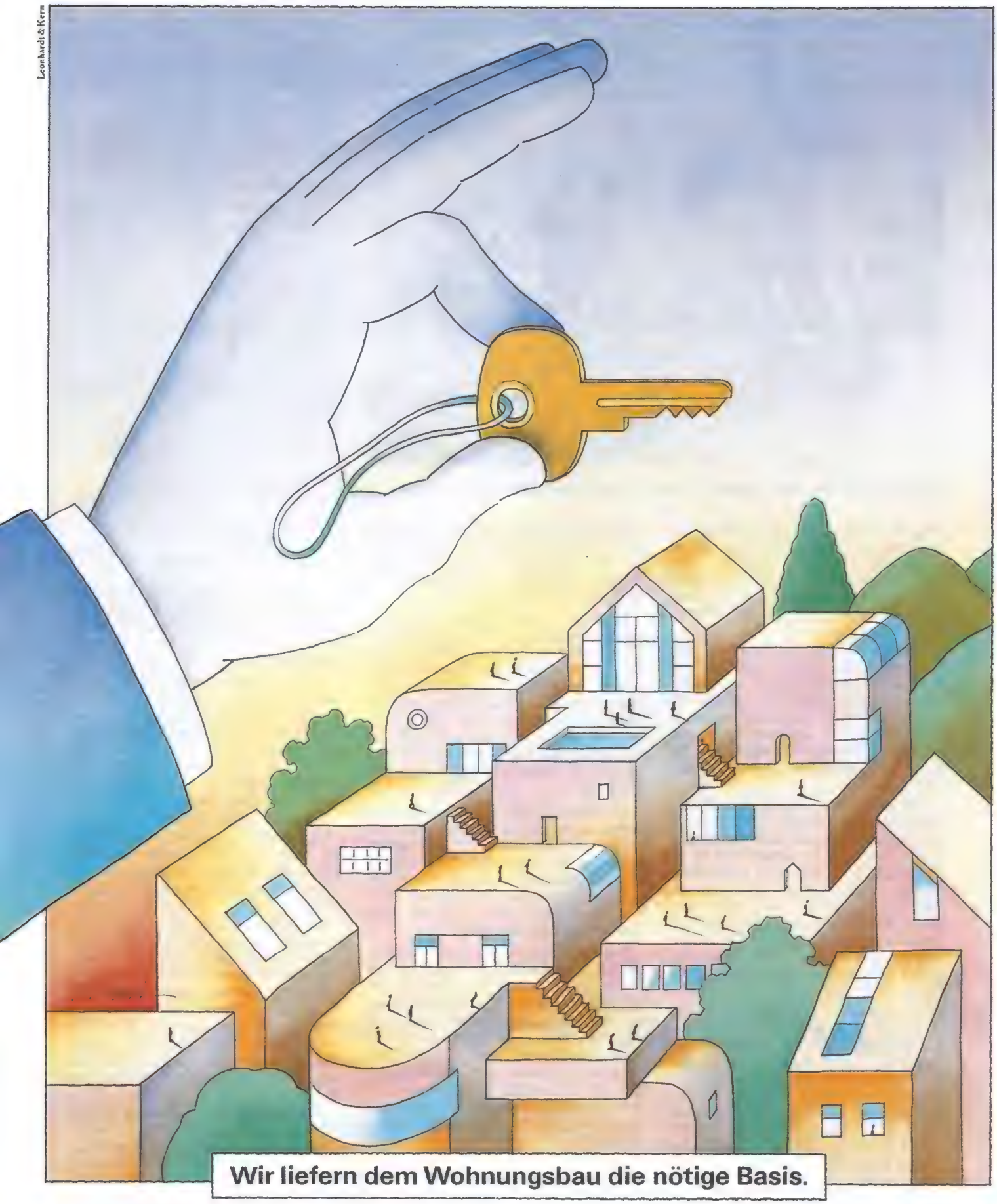
Die von Stevens 1969 gegründete und seitdem von ihm geführte Firma Ultrasystems Inc. in Irvine bei Los Angeles (Umsatz 156 Millionen Dollar, 1200 Beschäftigte) wird an der Wall Street notiert. Das New Yorker Bankhaus S.G. Warburg & Co. bewertete das Unternehmen als äußerst findig: „Sie sind sehr schnell im Aufspüren ökonomischer Trends."

Allenfalls einer der Geschäftszweige des Unternehmens, die Entwicklung alternativer Energiesysteme, erinnert noch etwas an das indianisch-naturreligiöse Erbe des Chefs. Was kaum einer ahnt, der dem Geschäftsmann und Multimillionär Phillip Stevens gegenübersteht: Der 58jährige ist ein Urenkel des Sioux-Kriegers Standing Bear.

Mit dem Kriegernachfahr und Raketenentwickler als neuem War Chief haben sich die Sioux zum erstenmal seit dem Verlust ihres Landes aufgerafft, dem Staat USA einen Gegner von Gewicht zu präsentieren. Phillip Stevens soll Speerspitze eines Volkes werden, das sich von der Zivilisation abgehängt und um sein Stammesgebiet betrogen fühlt.

Die Jagdgründe der Sioux erstreckten sich einst über Teile der jetzigen US-Bundesstaaten South Dakota, North Da-

Unternehmer Stevens, Kriegshäuptling Stevens: „Mandat von der Sioux-Nation"



Wir liefern dem Wohnungsbau die nötige Basis.

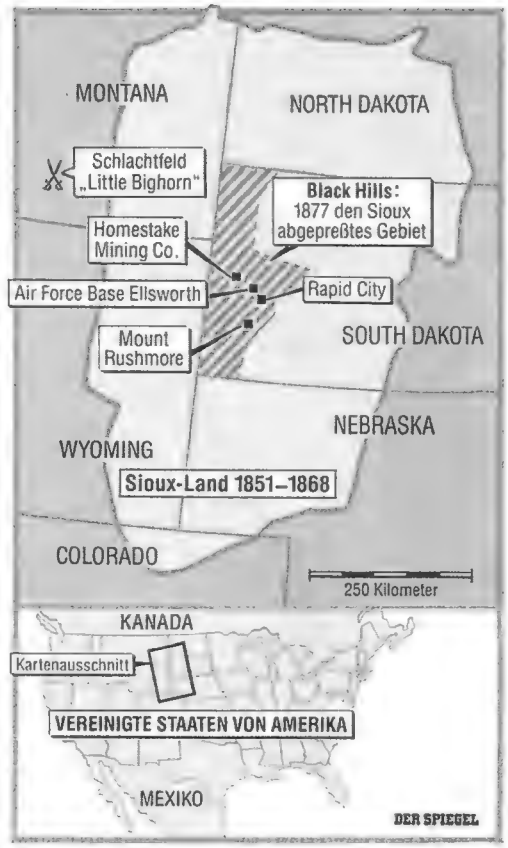
Eins steht fest: Konjunkturschwankungen und nicht kalkulierbare Zinsen haben schon so manches Wohnungsbauprojekt bereits in der ersten Planungsphase erschüttert. Kein Wunder also, daß wir, die DSL Bank, auch für bedeutende Objekte Finanzpartner sind. Als große, unabhängige Bank bieten wir langfristige Kredite zu festen Zinsen. Und darauf kann man nun einmal besonders gut bauen.

DSL Bank

*DSL Bank, Bonn, Tel. 0228/889-0, Btx * 67889 #. Geschäftsstellen: Berlin, Frankfurt, Hamburg, München, Stuttgart.*

Zusammen geht's.

Sieg der Sioux am Little Bighorn*: Custers Kavallerie niedergemetzelt



kota, Montana, Wyoming, Colorado und Nebraska, ein Gebiet weit größer als die Bundesrepublik Deutschland. Doch Mitte vergangenen Jahrhunderts schon war den Sioux das meiste davon durch weiße Siedler und Pioniere abgenommen worden.

1868 hatten sich die Sioux von der übermächtigen Zentralregierung in Washington einen formellen Verzicht auf alles Land außerhalb Dakotas abpressen lassen. Sie mußten gegen das Versprechen von Lebensmittellieferungen in ein Reservat im westlichen Teil der Dakotas umsiedeln, in dem die Black Hills liegen.

Das aber ging nur wenige Jahre gut. In den Indianerterritorien, so hatte sich herumgesprochen, sei Gold zu finden. Abenteurer aller Art setzten sich in den Black Hills fest. „Wenn der weiße Mann in mein Land kommt", erkannte der Sioux-Führer Red Cloud 1870 nach einem Treffen mit dem damaligen US-Präsidenten Ulysses Grant, „läßt er eine Blutspur hinter sich." Sioux-Führer wie Sitting Bull und Crazy Horse versuchten, ihr Land zu verteidigen.

1874 erschien der berüchtigte US-General George Armstrong Custer im Gebiet der Black Hills, in seinem Gefolge Bergleute, Abenteurer und Siedler. Nach erheblichem Ärger mit den zugereisten Weißen kam dann der 25. Juni 1876, der Tag von Little Bighorn. Custer und sein 7. Kavallerieregiment wurden von den zornigen Rothäuten bis auf den letzten Mann niedergemetzelt.

Washington, unter dem Druck der Goldgräber-Lobby, schlug rasch zurück. Der Senat beschloß, den Indianern keine Nahrungsmittel mehr zu geben, wenn sie den Krieg nicht einstellten und das Land an den Staat USA übergäben. Ohne Pferde, ohne Waffen und ohne Nahrung mußten die Sioux kapitulieren.

Es sei der „faulste Fall eines betrügerischen Geschäfts in der Geschichte der USA" gewesen, befand 1979 ein hohes US-Gericht. Schon seit 1922 hatten die Sioux um Rückgabe der Black Hills prozessiert; es war das längste Gerichtsverfahren der amerikanischen Geschichte. 1980 erst sprach ihnen der Oberste Gerichtshof der USA Schadenersatz (mit Zinsen) in Höhe von 122,5 Millionen Dollar zu.

Die Indianer aber wollten die heiligen Berge, nicht profane Dollar. Deswegen rührten sie die Summe nicht an, sondern ließen sie auf inzwischen 200 Millionen Dollar anwachsen – obwohl das Sioux-Reservat unter einer Arbeitslosenquote von 85 Prozent leidet und auf Geld dringend angewiesen wäre.

Während die Indianer vor Gericht vorerst nicht weiterkamen, fanden sie unvermuteten Beistand bei einem der angesehensten Politiker Amerikas: Bill Bradley, 44, US-Senator für den Ostküstenstaat New Jersey, brachte im Parlament einen Gesetzentwurf ein, der den Sioux außer den Millionen auch das alte Land um die Schwarzen Berge zusprechen soll: „Der Senat hat ihnen das Land damals weggenommen, er sollte es ihnen jetzt zurückgeben."

Während bei den Indianern Armut und Elend herrschen, haben die Weißen sich profitabel im Gebiet der Schwarzen Berge eingenistet. In Ellsworth, dicht bei Rapid City, befindet sich ein Stützpunkt der US-Luftwaffe. Nicht weit davon liegt ein Bergwerk des Goldgräber-Konzerns Homestake. Vor allem aber befürchtet South-Dakotas Tourismus-Industrie, der größte Umsatzträger im Staat, Einbußen für den Fall, daß die Sioux ihr Land zurückbekommen.

Denn im Sioux-Gebiet steht das Nationaldenkmal Mount Rushmore, ein Fels, aus dem die übergroßen Granitgesichter der US-Präsidenten Washington, Jefferson, Lincoln und Teddy Roosevelt ins Tal blicken. Hollywood filmte dort den Hitchcock-Klassiker „Der unsichtbare Dritte" mit Cary Grant.

Da das Besuchergeschäft um den Mount Rushmore bis weit ins Land hinein blüht, war Bill Bradley vorsichtig genug, das National-Denkmal aus dem Entwurf des Rückgabegesetzes herauszuhalten.

Ob Phillip Stevens das genauso sieht, ist nicht bekannt. Der Geschäftsmann bereitet sich derweil auf den dramatischsten Berufswechsel seines Lebens und auf einen langen Marsch durch die Instanzen vor. Er soll seit der Schlacht von Little Bighorn der erste War Chief werden, auf den sich die Sioux-Stämme gemeinsam einigen: Die Erwartungen des gedemütigten Volkes sind hoch.

„Er soll uns in den Kampf um die Rückgabe der Schwarzen Berge führen", sagen die Häuptlinge, „dies ist ein Mandat von der Mehrheit des Volkes der großen Sioux-Nation." Der erfolgreiche High-Tech-Unternehmer weiß, was er dem Ruf der Sioux schuldig ist: Mit dem Tag seiner Amtseinführung zum War Chief will Stevens die Kommandobrücke seiner Firma verlassen. ◆

* 1976 nachgestellte Szene zum 100. Jahrestag der Schlacht.

CHIVAS REGAL. 12 JAHRE ALT. STOLZ DER ALTESTEN WHISKY DISTILLERY SCHOTTLANDS.

Pech. Man hat Ihren Chivas Regal entdeckt.

Themen, die Ihr Weltbild wandeln

New Age: Gut im Geschäft – aber am Ende der Weisheit?

Wenn das so weitergeht, was wird dann aus dem New Age?
Eine kritische Bestandsaufnahme des Zeitgeistes zur rechten Zeit: heilloses Heilsdurcheinander und neue Menschlichkeit, Selbst-Verliebtheit, Unvernunft und „spiritueller Materialismus".

Weitere Themen:
Wassermann-Zeitalter. Was ist das eigentlich?
Wenn Quantenphysiker Buddha zitieren, Schulmediziner keine Antibiotika mehr verschreiben, Biedenkopf zum Austritt aus der Ordnung animiert und André Heller singt: „Die wahren Abenteuer sind im Kopf" – wo leben wir dann eigentlich? Im astrologischen Zeichen des Wassermanns. Mehr im Heft.

esotera. Neue Dimensionen des Bewußtseins. Jeden Monat neu. Jeden Monat mehr Wissen.

Jetzt im Buch- und Zeitschriftenhandel. Fordern Sie ein Probeheft an.

Ich bitte um kostenlose Zusendung
☐ eines Probeheftes ☐ Ihres Buchkatalogs

Name, Vorname

Straße

PLZ, Ort

Lords der Fässer

Schon wieder starb ein Mitglied der Guinness-Familie eines vorzeitigen Todes. Lastet, wie der Presse schwante, „ein Fluch" auf dem Brauerei-Clan aus Irland?

Nirgendwo faltet sich walisische Erdkruste höher auf als in der Grafschaft Caernarvon, wo der Snowdon steht – eine in 1085 Metern über Normalnull gipfelnde Erhebung, von der die Einheimischen traditionsgemäß herunterfallen.

Besonders an Wochenenden, an denen die Briten scharenweise auf den Snowdon wallen, bersten die Knochen: Jahr für Jahr müssen an die 200 Wanderer geborgen werden, macht einen Verletzten pro fünf Höhenmeter; kaum ein anderer Erdrücken auf dieser Welt geht derart rabiat mit seinen Eroberern um.

Auch mit dem Tod müssen Briten gelegentlich den Angriff auf den Snowdon bezahlen – wovon dann allenfalls der lokale „South Wales Argus" Kenntnis nimmt, mit einem Lob für leichensuchende Fähnlein der örtlichen Pfadfindergruppe: „Gut gemacht, Boys."

Das erste Opfer dieses Jahres mußten die Pfadfinder am vorletzten Wochenende aus dem Berg holen. Doch diesmal erregte der Todesfall, er ging über 200 Meter, weltweites Aufsehen – was weniger an der Person des Abgestürzten lag als an dem Namen, den er trug: John Henry Guinness.

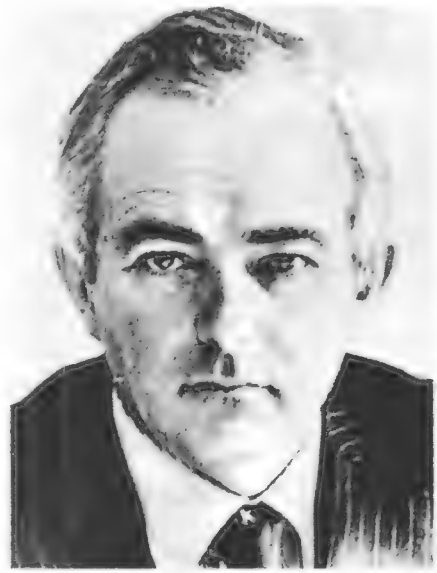
Schicksal und Schrecknis wölbten sich über der berühmten anglo-irischen Brauereifamilie wie ein schwarzgläserner Katafalk – so munkelte die englische Presse. Da war vom „Fluch des Hauses Guinness" („Daily Telegraph") die Rede, von „Heimsuchung und Fatum" („Daily Express") sowie von einer „gespenstischen Todesserie" („Daily Mirror") – und was dann kam, las sich wie ein Auszug aus dem Eingangsbuch eines Leichenschauhauses: Tod durch Mörderhand, Tod am Steuer, Tod durch Selbstentleibung, Tod beim Sport, Tod durch Heroin, Alkohol, Kokain – kaum eine Art des Todes vor der Zeit gibt es, die den Guinness' während der letzten zwei Jahrzehnte erspart geblieben wäre.

Zum Beispiel nur das Jahr 1978: Gerade vier Sommer zählte das Leben von Peter John Guinness, als es an einem sonnendurchstrahlten Augusttag ausgelöscht wurde – Autounfall. Zwei Monate vorher starb seine Cousine Natalya, eine blühende Schönheit von 18 Jahren, den Sekundentod – Heroin. Im Juli wurde der 45jährige Major Dennis Guinness tot in seinem idyllischen Cottage in Hampshire aufgefunden – Selbstmord.

Als sei dies nicht genug der Trauer und der Tränen für ein Jahr, fiel Lady Henrietta Guinness im Mai von einem Aquädukt nahe der italienischen Spoleto. Die 35jährige hinterließ reich sind die fluchbeladenen Guinness, ein Vermögen von 20 Millionen Mark.

Seine außerordentliche Wohlfahrt verdankt der Clan Arthur Guinness, der 1759 in Dublin damit begann, sein schwarzes Bitterbier zu brauen. Dem Ahnherrn war ein langes Dasein beschert – doch schon an seinen frühen Nachfahren zeigte sich, daß die Familie offenbar seit je auf Borg und Leihe des Schicksals lebt: Einer von Arthurs Söhnen etwa brach sich das Kreuz, ein Enkel geriet einem Kehlschneider ans Messer, ein anderer verschluckte sich an einem Apfelgehäuse – sie brachten ihn noch schnell zum Doktor, aber da war er schon so tot wie ein Sargnagel.

Wenn sie nicht gerade starben, sorgten die „Lords der Fässer" (James Joyce)



Snowdon-Opfer Guinness
„Unheimliche Serie"

auf andere Weise für Aufsehen – etwa mit ihren ehelichen Streifzügen durch die Adelshäuser der Welt, was bisweilen recht kuriose familiäre Konstellationen zum Ergebnis hatte.

So heiratete Patrick Guinness, ein Halbbruder des Aga Khan, seine eigene Stiefschwester Dolores Freiin von Fürstenberg. Der Guinness-Sproß Tara verband sich mit einer adligen Tochter aus erster Ehe der dritten Frau seines Vaters, wodurch dieser gleichzeitig sein Schwiegervater wurde. Beide Frauen waren – zwei Autounfälle in Folge – schon nach wenigen Ehejahren verwitwet.

Dem Tode nahe kam auch die Ehefrau des jetzt betrauerten John Guinness, als sie vor zwei Jahren aus ihrem Haus in Dublin entführt wurde. Immer wieder boten ihr die Lösegeldpresser Beruhigungsmittel an, doch stets lehnte die Lady ab: „Wenn ihr mich schon erschießt", sagte sie den Männern, „dann will ich es auch mitbekommen." ◆

VATER IST DER BESTE. AUF PIRELLI.

Er verläßt sich auf Pirelli-Reifen, weil sie seinem Wagen enorme Bodenhaftung, große Seitenstabilität und Leistungsreserven in der Kurve und in allen anderen Situationen bieten. Also, denken Sie beim nächsten Reifenwechsel an Pirelli: Die Beine Ihres Autos. Fragen Sie Ihren Reifenspezialisten oder Ihren Sohn. Falls der schon etwas älter ist.

SAATCHI & SAATCHI

Olympiastützpunkt Tauberbischofsheim*, Zehnkämpfer Wentz: „In Seoul machen die Deutschen weniger Medaillen denn je"

„Wir stehen da wie die letzten Deppen"

Politik und Industrie üben Druck auf die deutschen Sportfunktionäre aus

Kaum war Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann von seiner Inspektion der Olympiamannschaft aus Calgary zurück, hatte er das Rezept für eine bessere Zukunft schon parat. Der deutsche Athlet, so Zimmermann, könne nur dann wieder konkurrenzfähig werden, wenn Staat, Wirtschaft und Gesellschaft, „zuerst der Sport selbst", ihm in konzertierter Aktion beistünden.

Noch schneller als Zimmermann war die deutsche Industrie gewesen. Bereits Ende Januar hatte Matthias Kleinert, seit Jahresbeginn Leiter der Direktion Öffentlichkeitsarbeit der Daimler-Benz AG, Schecks über insgesamt 200 000 Mark verteilt und die Bereitschaft des Konzerns erklärt, 20 Sportlern einen Arbeitsplatz anzubieten.

Mit dieser Aktion, so Kleinert listig, wolle der Untertürkheimer Automobilhersteller zwar „keine Sportpolitik betreiben", wohl aber „ein wenig drängeln", die verkrustete deutsche Sportbürokratie aufzubrechen. Kleinerts Plan für die Zukunft, stellvertretend für die gesamte deutsche Wirtschaft verkündet, lautet: „Wir sind von der Idee der Olympia-Stützpunkte überzeugt. Und alle sollen sehen, daß wir es ernst meinen." In den Olympia-Stützpunkten, so der Traum der Sportfunktionäre seit vier Jahren, soll der marode bundesdeutsche Leistungssport, mit dem es nach Einschätzung von Willi Daume, dem Präsidenten des Nationalen Olympischen Komitees, zuletzt „jedes Jahr ein bißchen tiefer bergab ging", endlich wieder zum Medaillengewinner früherer Tage kuriert werden. Am besten über Nacht.

Hochspringer Thränhardt*: Agonie der Funktionäre

Doch die Schwarzwaldkliniken des Sports, eigentlich eingerichtet, um schon im Olympiajahr 1988 erste Heilerfolge vorweisen zu können, arbeiten bisher gar nicht oder schlecht. Die Konsequenz: Bei den Weltmeisterschaften im vorigen Jahr erlebten Reiter, Ruderer, Radler und Leichtathleten ein Debakel.

„Ausgerechnet im Leistungssport", beklagte Eduard Friedrich vom Bundesausschuß Leistungssport (BAL) die Mangelerscheinungen in der bundesdeutschen Erfolgsgesellschaft, „stehen wir da wie die letzten

* Oben: Fechttrainer Emil Beck (M.) mit den Olympiasiegern Elmar Borrmann, Rafael Nickel, Volker Fischer, Gerhard Heer; unten: beim Weltrekordsprung über 2,42 Meter am 26. Februar in Berlin.

Def Menzel, Diplom-Kaufmann, in seinem Dressler-Anzug.

MICHAEL SCHIRNER

Ihr maßgeschneidertes Stück Freiheit. dressler

Mein Name ist Wolfram Lohmar. Ich habe Wirtschaftswissenschaften studiert. Schwerpunkt Finanzierung und Investitionen. Thema meiner Diplomarbeit: zukunftsorientierte Unternehmens-Analyse.

Über die Uni habe ich dann Kontakte zu verschiedenen Banken bekommen. Unter anderem zur WestLB. Dort hat man mich nach einer Reihe von Gesprächen davon überzeugt, daß ich die besten Voraussetzungen zum Investment-Banker habe. Und das werde ich jetzt. Durch ein gezieltes Trainee-Programm. Mit einer dreimonatigen Zwischenstation in London.

Haben Sie auch Interesse, WestLB-Trainee zu werden? Rufen Sie uns an, oder schreiben Sie, wenn Sie mehr über das Trainee-Programm wissen möchten.

WestLB

Die Bank Ihrer Initiativen.

Westdeutsche Landesbank Girozentrale
Herzogstraße 15, 4000 Düsseldorf,
Tel.: (02 11) 826 24 68, Herr Köhler.

Düsseldorf, Münster, Bielefeld, Dortmund, Essen, Hamburg, Köln, Frankfurt, Beijing, Hong Kong, London, Luxembourg, Melbourne, Moscow, New York, Osaka, Paris, Rio de Janeiro, Tokyo, Toronto, Zurich.

Deppen." Fecht-Bundestrainer Emil Beck, dessen Athleten mit sechs WM-Medaillen gegen den Trend fochten, prophezeit: „Bei Olympia 1988 in Seoul machen die Deutschen weniger Medaillen denn je."

Dabei fasziniert der Plan, den die Funktionäre nach den unbefriedigenden Olympiaergebnissen 1984 in Sarajevo und Los Angeles mit markigen Worten wie ein Kaninchen aus dem Hut zauberten, in der Theorie durchaus. Ein Olympia-Stützpunkt soll wie ein sportspezifischer Dienstleistungsbetrieb Athleten der nationalen A-, B- und C-Kader rundum mit allem versorgen, was im High-Tech-Zeitalter des Sports zum Medaillengewinn erforderlich ist: Toptrainer, beste Trainingsvoraussetzungen, wissenschaftlicher Rat von Ärzten, Biomechanikern und Psychologen, Lebensberatung für die Zeit nach Karriereschluß.

In 14 Olympia-Stützpunkten in Großstädten oder Ballungsgebieten* soll, wie es offiziell im BAL-Konzept heißt, „eine anregende Atmosphäre für den Hochleistungssport" geschaffen und rund 1000 bundesdeutschen Kaderathleten „das Gefühl eines Zuhauses" geboten werden. In jedem Stützpunkt sollen 50 bis 80 Kaderathleten aus einem Umkreis von etwa 30 Kilometern betreut werden. 60 Prozent der Sportler, ergab eine Umfrage, seien sogar bereit, umzuziehen, falls sie bessere Bedingungen vorfänden.

Im Grunde ist das Rezept nicht neu, es ist bei den Nachbarn in Ost und West abgeschaut worden. In den USA betreuen vor allem Universitäten die Topathleten zentral mit einem Rundum-Service. Und die DDR baut ebenso wie die UdSSR auf Zentralismus. Im Arbeiter-und-Bauern-Staat betreuen 35 Armee- oder Polizeisportklubs ausschließlich Medaillenkandidaten. Kein Verein darf aufbegehren, wenn ihm die Sportführung auf Empfehlung staatlicher Talentsucher Athleten wegdelegiert.

Die bundesdeutschen Athleten selbst wären offenbar durchaus bereit, einen ähnlichen Weg einzuschlagen. Angesichts der Agonie der Funktionäre griffen etwa die Skilangläufer Jochen Behle und Karin Jäger, die Hochspringer Carlo Thränhardt und Dietmar Mögenburg oder die Zehnkämpfer Jürgen Hingsen und Siegfried Wentz schon zur Eigenhilfe. Wentz gründete beispielsweise eigens eine Firma, die ihm bis Seoul alle die Dienste zur Verfügung stellt, die eigentlich Sache des Stützpunktes wären.

Anders allerdings sehen die Funktionäre die anstehende Strukturreform. Ihnen ist schon ein „Zentralismus des Vertrauens", wie ihn sich Hans Hansen, der Präsident des Deutschen Sportbunds (DSB), zaghaft wünschte, zuviel. Angesichts der lähmenden Wirkung der Wertkonservativen des deutschen Sports klagte denn auch die „Süddeutsche Zeitung", mit der Errichtung der Stützpunkte habe man „den zweiten vor dem ersten Schritt" getan. Erst einmal hätten die Funktionäre bekehrt werden müssen.

Doch das ist im deutschen Sport schon immer schwierig gewesen. Als etwa Autodidakt Karl Adam mit selbst ausgetüftelten revolutionären Trainingsmethoden die Ruderer zu Erfolgen führte, verfolgten ihn Trainerkollegen und Funktionäre mit Haß und Intrigen, weil immer mehr Ruderer ihre Vereine verließen, um mit Adam in Ratzeburg Erfolg zu haben. Adam resignierte.

Beck, ebenfalls ein Autodidakt, bekam erst finanzielle Unterstützung, als seine Fechter 1976 in Montreal vier Olympiamedaillen gewannen. Inzwischen machte er mit eigenwilligen Methoden Tauberbischofsheim zum medaillenträchtigsten deutschen Leistungszentrum, das 1986 sogar zum Olympia-Stützpunkt aufgewertet wurde. Geändert aber hat sich durch die Hochstufung, so Friedrich, „nichts, was der Emil nicht auch sonst geschafft hätte".

Becks Olympia-Stützpunkt ist neben dem in Warendorf, der aus der immer schon effektiv arbeitenden Sportfördergruppe der Bundeswehr hervorgegangen ist, der einzige Stützpunkt, der die Planungen auch umsetzt.

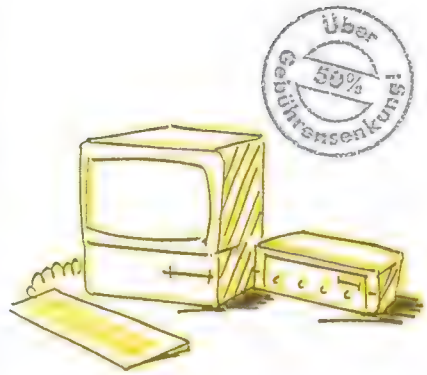
Alle anderen aber wurden vom Kompetenzgerangel der Funktionäre blokkiert. Sie konnten sich bisher nicht einigen, in welcher Form nun Deutscher Sportbund oder Nationales Olympisches Komitee, der Bundesausschuß Leistungssport, das für die Sportförderung zuständige Bonner Innenministerium, dazu noch Sportmedizinische Institute und die Kölner Sporthochschule an den Stützpunkten zu beteiligen seien.

Als etwa DSB-Präsident Hansen die Stützpunkte dem BAL unterstellen wollte, protestierten sogar seine Stellvertreter Erika Dienstl und Dieter Graf von Landsberg-Velen. So etwas widerspreche der Vereins- und Verbandsstruktur. Emporkömmling Roland Mader, Sprecher der Fachverbände, verlangte gar noch mehr Einfluß der Sportverbände.

Uli Eicke, Kanu-Olympiasieger von 1984 und Stützpunktleiter in Köln-Leverkusen, macht denn auch „weniger sportliches Konzept als politisches Gerangel" dafür verantwortlich, daß der größte Teil der Olympiavorbereitungen der Aktiven für Seoul „nicht an den ausgewiesenen Stützpunkten stattfinden wird". Manfred von Richthofen, Präsident des Berliner Landessportbundes, klagte, insgesamt hätten „180 Gremien angesprochen" werden müssen, um den Stützpunkt in Berlin einzurichten, auszurüsten und zu finanzieren.

5,5 Millionen Mark stellt das Bundesinnenministerium in diesem Jahr für die Stützpunkte zur Verfügung, Bundesländer und Kommunen zahlen in et-

* Frankfurt/Rhein-Main, Köln/Leverkusen, Rhein-Neckar, Ruhr-Ost, Berlin, Hannover/Wolfsburg, Stuttgart, Tauberbischofsheim, Hamburg, Ruhr-West, Warendorf, München, Saarbrücken, Freiburg/Schwarzwald.



Teletex ist das Gelbe vom Ei.

Ist das so was wie Telex? Ja, und noch viel mehr. Denn ab sofort kommt und geht die Post über Ihren Bürocomputer oder PC. 6 Pfennig pro Brief! Pro Seite rund 10 Sekunden. Sauber in Originalform. Und jetzt auch noch die Senkung der Grundgebühren um mehr als 50 Prozent.

Pfennigporto, und das für ein elektronisches Einschreiben mit Rückantwort und bezeugtem Rechtsvorteil. Und dazu Tausende Möglichkeiten wie automatisch Senden und Empfangen rund um die Uhr, Kurzwahl, Rundschreiben etcetcetc.

Sie können von Ihrem Arbeitsplatz direkt weltweit mit jedem Telex- und Teletex-Teilnehmer kommunizieren.

Wenn Sie mehr darüber wissen möchten: Unter Telefon (02 31) 43 49-500 werden Sie vom Marktführer mbp beraten. Oder Sie schicken uns ein Telex: 17-23136988 mbputc. Oder Sie schreiben uns.

Telex und Teletex mit mbp

Ein Unternehmen der Hoesch AG

mbp Software & Systems GmbH, VP–KS
Semerteichstr. 47–49, 4600 Dortmund 1

Name:

Postfach/Straße:

PLZ/Ort:

wa gleicher Höhe, der Rest des Etats aller Stützpunkte, den Beck in der Endphase auf etwa 40 Millionen pro Jahr veranschlagt, soll durch Sponsoren hereingeholt werden. Aber allzu eifriges Kassemachen, wie es Beck betreibt, hat schon Josef Neckermann auf den Plan gerufen, der um die Exklusivität seiner Sporthilfe fürchtet.

„Die Konzeption ist genauso beispielhaft", kritisiert etwa der am Stützpunkt Ruhr-West tätige Sportpsychologe Ulrich Kuhl, „wie die Umsetzung mangelhaft." Doch ist solche Kritik bei den Funktionären nicht erwünscht. Als von Richthofen gar „Etikettenschwindel" rügte, weil immer noch Funktionäre vorgeben, die Stützpunkte könnten die Olympiachancen für Seoul verbessern, wollten ihm Verbandsfunktionäre einen Maulkorb verpassen. Von Richthofen („Da ist zuviel Sand im Getriebe") trat von seinem Amt als zweiter Vorsitzender des BAL zurück, sein Nachfolger wurde Mader. Praktiker Beck, der auch kandidierte, hatte keine Chance.

Daß nun plötzlich Politik und Wirtschaft die Sportfunktionäre drängen, die Kompetenzspielchen zu beenden, hat einen handfesten Hintergrund: Sie wollen die Millionen nicht länger in Verlierer investiert sehen. Daimler wie Zimmermann brauchen Sieger.

So wendet Daimler laut Kleinert pro Jahr mehr als zehn Millionen Mark für den Sport auf, „gezielt und nicht mit der Gießkanne verteilt". Auch VW hat sich bereit erklärt, den Stützpunkt in Wolfsburg mit 50 Planstellen für Sportler im Werk und materieller Hilfe in Millionenhöhe zu unterstützen.

Auf rund 60 Millionen Mark werden die Mittel des Bundeshaushaltes veranschlagt, die im Olympiajahr dem Spitzensport zur Verfügung stehen. Zudem hat Friedrich Zimmermann in Calgary einen attraktiven Nebeneffekt dieser Förderung ausgemacht. Der „doch sonst nur von Negativschlagzeilen gebeutelte Innenminister", so ein hoher Sportfunktionär, habe erkannt, „daß von jeder Medaille auch ein bißchen Glanz auf ihn fällt".

Das einzige Problem: Die müssen erst einmal gewonnen werden.

FUSSBALL

Einstecken können

Vor allem in den Boulevardblättern häufen sich die Meldungen über einen drohenden Ausverkauf der Bundesliga-Stars.

Aufgeschreckt durch „Bild", griff der Spielerberater Wolfgang Fahrian zum Telephon. „Thon nach Madrid", hatte das Hamburger Massenblatt, am Dienstag voriger Woche, auf Seite eins verkündet. Erleichtert vernahm der überwiegend in Italien geschäftlich engagierte Fahrian die fernmündliche Auskunft Thons, er habe noch nichts unterschrieben.

Spielerberater Fahrian
„Riesige Berufsauffassung"

Der kleine Schalker, 21 Jahre alt, 20 Länderspiele, vom Teamchef Franz Beckenbauer zum „Boris Becker des deutschen Fußballs" hochgelobt, gilt derzeit als Prachtstück auf dem florierenden europäischen Menschenmarkt. Sechs Millionen Mark will Atlético Madrid angeblich für ihn bezahlen, doch im vom wirtschaftlichen Niedergang gebeutelten Revier hofft man darauf, daß entweder die Spanier oder andere europäische Vereine womöglich noch mehr bieten.

Seit bekannt wurde, daß im italienischen Profi-Fußball hochdotierte Jobs zu vergeben sind, gärt es in der Branche wie anfangs der sechziger Jahre, als es in Deutschland noch keine Bundesliga gab und die besten Spieler wie Helmut Haller, Karl-Heinz Schnellinger oder Horst Szymaniak von ausländischen Klubs weggekauft wurden.

Beinahe täglich schocken Boulevardzeitungen die Fan-Gemeinde mit Meldungen über bereits getätigte oder geplante Transfers. Folgt man dem „Kicker", dann ist es für jeden aufrechten Teutonen geradezu eine patriotische Pflicht, etwa den Italienern künftig mit besonderem Mißtrauen zu begegnen. „Wenn wir in Deutschland nicht höllisch aufpassen", mahnte das Fachblatt, „dann kaufen sie uns auch noch den Teamchef weg."

Daß innerhalb der Europäischen Gemeinschaft die freie Wahl des Arbeitsplatzes geltendes Recht ist, kümmert die Streiter um nationale Fußball-Glorie nicht weiter. Nicht anders als die Deutschen zetern beispielsweise die Briten. Er sei „sehr enttäuscht", erklärte Gordon Taylor, Sekretär der englischen Spielervereinigung, „daß die Italiener das Gentlemen's Agreement zwischen den europäischen Ländern gebrochen haben". Die Regelung, nur zwei Ausländer pro Mannschaft zuzulassen, sei für alle das Beste. Von der Saison 1988/89 an dürfen die italienischen Erstliga-

Nationalspieler Thon: Prachtstück auf dem europäischen Menschenmarkt

DER NEUE SJ SAMURAI

SJ SAMURAI. Für Freizeit, Freiheit und Abenteuer. Sportliches Styling. Viel Komfort. 1324 cm^3, 44 kW (60 PS), 5 Gänge. Zuschaltbarer Allradantrieb. Mit Katalysator, steuerbefreit (zeitlich begrenzt gem. Steuererleichterungsgesetz v. 1. 7. 85). Der SJ Samurai für alle Jahreszeiten.

Das abgebildete Modell SJ Samurai de Luxe Cabrio, ausgestattet mit Suzuki-Original-Zubehör. Änderungen der Spezifikationen und des Ausstattungsumfanges vorbehalten.

Suzuki empfiehlt Castrol

SUZUKI

Über 430 Suzuki-Vertragshändler

Suzuki Auto GmbH, Mittenheimer Straße 60, 8042 Oberschleißheim, Telefon 089/31 56 30

Heinrich Franke, Präsident der Bundesanstalt für Arbeit:

Geben Sie

Arbeitslosigkeit geht uns alle an. Deshalb bitte ich Sie, die Verantwortlichen in Betrieben und Verwaltungen, nennen Sie dem Arbeitsamt Ihre offenen Stellen. Auch wenn Sie Anzeigen aufgeben oder Ihren Bedarf am Werktor anschlagen, sollten Sie immer auch das Arbeitsamt einschalten.

Werden Sie Ihrer sozialen Verpflichtung gerecht. Geben Sie auch den Arbeitslosen eine Chance. Jede dem Arbeitsamt genannte offene Stelle kann helfen, Arbeitslosigkeit zu beenden.

den Arbeitslosen

Davon abgesehen lohnt es sich, offene Stellen über das Arbeitsamt anzubieten. Das belegen wenige nüchterne Zahlen: Das Arbeitsamt besetzt vier von fünf der ihm genannten Stellen, insgesamt etwa zwei Millionen im Jahr.

Es kann auch immer mehr Fachkräfte anbieten. Hierzu hat die Qualifizierungsoffensive beigetragen. In den letzten zwei Jahren haben sich mit Hilfe des Arbeitsamtes über eine Million Menschen beruflich qualifiziert. In diesem Jahr werden es wieder über eine halbe Million sein.

eine Chance

Arbeitsamt

Bayern-Star Matthäus: Lohnendes Geschäft

vereine einen dritten Ausländer verpflichten.

Kurioserweise denken viele Italiener genauso. Sie befürchten, wie Nationaltrainer Azeglio Vicini oder Vorgänger Enzo Bearzot, daß die eigenen Talente angesichts des übermächtigen Star-Aufgebots an Gastarbeitern verkümmern könnten. Das einleuchtende Argument Gianni Riveras, ehemals Spielmacher der italienischen Nationalmannschaft, wer „gut ist, setzt sich immer durch", verfängt längst nicht überall.

So droht die Spielergewerkschaft „Associazione Italiana Calciatori" mit Streik, falls vom übernächsten Jahr an

Agent Caliendo
Zehn Prozent vom Jahresgehalt

auch Zweitligaklubs Ausländer anheuern können. Sprecher Sergio Campana: „Wenn die zweite Liga nicht unseren Spielern vorbehalten bleibt, gibt's im April keinen Fußball."

Die Erweiterung des Ausländer-Kontingents für die Vereine der ersten Liga setzten die schwerreichen Mäzene der Großklubs durch, welche die Millionen-Transfers seit jeher meist über die Werbeetats ihrer Firmen finanzieren. Ob Fiat-Chef Giovanni Agnelli (Juventus Turin), Fertiggerichte-Produzent Ernesto Pellegrini (Inter Mailand), Immobilienmakler Corrado Ferlaino (SSC Neapel) oder Silvio Berlusconi, Besitzer mehrerer Fernsehstationen und Hauptaktionär beim AC Mailand: Für sie alle ist der Fußball die ideale Bühne zur Selbstdarstellung, sie übertrumpfen einander bei der Verpflichtung teurer Söldner.

65 Millionen Mark, so berichtet der „Kicker", habe Pellegrini seit seinem Amtsantritt vor vier Jahren in neue Spieler investiert. Darunter war auch der Deutsche Karl-Heinz Rummenigge, der, häufig verletzt, inzwischen zu Servette Genf abgeschoben wurde.

Überhaupt haben die Italiener an ihren Bundesliga-Importen zuletzt nicht allzuviel Freude gehabt. Bis auf den Kaiserslauterer Hans-Peter Briegel, die kraftvolle Walz aus der Pfalz, waren die Deutschen nach einhelligem Urteil der Tifosi ihr Geld nicht wert.

Das gilt für Rummenigge, Hansi Müller und neuerdings auch für Rudi Völler, den der christdemokratische Senator und AS-Rom-Präsident Dino Viola im vorigen Jahr für 9,3 Millionen Mark aus dem Vertrag bei Werder Bremen freikaufte. Mindestens so oft wie mit dem Spieler müssen sich die römischen Gazetten seither mit dem Patienten Völler befassen. Der Mittelstürmer der deutschen Nationalelf hat sich als verletzungsanfällig erwiesen.

Haller, der 1964 mit dem FC Bologna Meister wurde und hernach mit Juventus Turin ins Europacup-Finale vorstieß, hat unlängst in einem Interview die defizitäre Leistungsbilanz der deutschen Italien-Profis offen angesprochen. Dafür handelte er sich prompt einen Rüffel seines einstigen Nationalmannschaftsgefährten Fahrian ein: „Mensch, Helmut, das mußte doch wohl nicht sein."

Fahrian fürchtet, daß potentielle Käufer verschreckt werden könnten. Ohnehin laufen die Geschäfte mit den Italie-

DIE SCHRITTE ZUM PERFEKTEN HÖREN. FOLGE 2.

VERTRAUEN IST GUT, KONTROLLE IST BESSER.

Lautsprecher und Verstärker führen ein spannungsreiches Dasein. Denn Boxen zeigen sich unwillig, einen Impuls so in die Membranbewegung umzusetzen, wie sie der Verstärker wünscht. Aber nicht jeder Verstärker hat die Kraft, auch der Box die entsprechenden Anweisungen zur korrekten Arbeit zu vermitteln. Was sind die Ursachen: In jedem Musikstück, ob Pop oder Klassik, gibt es schwierige Passagen, z. B. Paukenschläge. In diesen Momenten sinkt der Innenwiderstand der Box sehr stark ab, und der Verstärker muß kurzfristig die Leistung stark erhöhen. Kann er dies nicht, beginnt die Lautsprecher-Membran ein Eigenleben. Und das hat hörbare Folgen.

harman/kardon gibt seinen Verstärkern die dazu nötigen Stromreserven. HCC (High Current Capability) heißt die Formel. Selbst der kleinste Verstärker von harman/kardon, der PM 635, kann kurzfristig 15 Ampère abgeben; beim Flaggschiff, der Leistungs-Endstufe Citation 22, sind es kurzfristig 120 Ampère. Mit dieser Leistungsreserve kontrolliert jeder harman/kardon Verstärker in jeder Situation die Bewegung der Membran: Eine unverfälschte Wiedergabe ist dadurch auch bei kritischen Impulsen gewährleistet. HCC – ein weiterer Schritt zum perfekten Hören. PM 655 VXI

harman/kardon
HÖREN ERSTER KLASSE

ÜBERZEUGEN SIE SICH VON DER HARMAN/KARDON-QUALITÄT. WIR SAGEN IHNEN WO. SCHREIBEN SIE UNS. HARMAN DEUTSCHLAND, HÜNDERSTR. 1, 7100 HEILBRONN. IHR PARTNER MIT DEN STARKEN MARKEN!

RTS RIEGER TEAM

KOPIERERNORMEN GEBROC

Wie oft ist von neuen Kopierer-Generationen die Rede, die letztlich doch den alten Normen gehorchen.

HANNOVER-MESSE '88
CeBIT _____ 16. 3. – 23. 3. 1988
Halle 1, Stand Nr.: 7a 5, Halle 4, Stand-Nr.: A 20/C41

EGGERT-DYR

HEN.

Canon
DIE FÜHRUNGSKRAFT

Der neue Canon NP-8570 durchbricht sie. Er sieht zwar aus wie ein Kopierer. Aber er ist ein komplexes Papierbe- und verarbeitungssystem.

Er falzt. Er heftet. Automatisch. Er trennt Seiten – und natürlich – er sortiert. Seine wahre technologische Größe liegt also nicht nur bei seinen schnellen 70 Kopien pro Minute. Was ihn außerdem so einzigartig macht, ist sein verblüffendes Preis-Leistungsverhältnis. Anderswo müßten Sie wesentlich tiefer in die Tasche greifen.

Und selbst dann ist fraglich, ob Sie dafür ein derartig hochentwickeltes Papierbe- und verarbeitungssystem bekommen. Wie den Canon NP-8570. Sie sehen, wer neue Normen setzen will, muß alte durchbrechen.

C O U P O N

Nach Einsendung dieses Coupons erhalten Sie umgehend ausführliches Informationsmaterial.
Bitte einsenden an: Canon Copylux GmbH, Hellersbergstraße 2–4, 4040 Neuss.
Absender nicht vergessen! L/Sp

nern zumindest noch nicht so flott, wie die bundesdeutschen Medien weismachen wollen.

Die in der Bundesliga weitverbreitete Vorstellung, italienische Klubs würden für deutsche Profis nahezu jeden Preis zahlen, nennt Fahrian „ziemlich unrealistisch". Der frühere Nationaltorwart, Kenner der Verhältnisse auf dem deutsch-italienischen Transfermarkt wie kein anderer, hat zwar in Sondierungsgesprächen erfahren, daß „durchaus Interesse an Spielern wie Uwe Rahn, Maurizio Gaudino, Wolfgang Rolff und natürlich Olaf Thon besteht". Aber, so Fahrian, „Geschenke verteilen die da drüben auch nicht".

Perfekt war bis Ende voriger Woche nur der Wechsel des Bayern-Stars Lothar Matthäus zu Inter Mailand. Matthäus bringt etwa das Dreifache der 2,35 Millionen Mark Ablöse, die München für ihn vor vier Jahren an Borussia Mönchengladbach zahlte. Das Geschäft hat sich also für Manager Uli Hoeneß, wieder mal, gelohnt. Und auch für Matthäus: Die Einkünfte des 57maligen Nationalspielers, der mit den Italienern einen Dreijahresvertrag abschloß, schätzen Insider auf 1,2 Millionen Mark netto pro Jahr.

So viel, wenn möglich noch ein paar hunderttausend Mark mehr, will auch Thon verdienen. Trotz der Offerte aus Madrid möchte der Schalker, wie er versicherte, lieber nach Italien wechseln. Er hat Fahrians italienischen Geschäftspartner Antonio Caliendo, dessen Agentur rund 80 Fußball-Profis vermarktet, mit einer Verhandlungsvollmacht ausgestattet. Zehn Prozent des jeweiligen Jahresgehalts kassiert Caliendo bei von ihm vermittelten Spielern.

Mehr noch als Thon drängt sein hochverschuldeter Verein Schalke 04 auf einen baldigen Transfer. Weil der Spieler aus einem laufenden Kontrakt freigekauft werden muß, ist die Ablöse Verhandlungssache. Bei Vertragsende, im Sommer 1989, kostet er hingegen, so die derzeit geltenden Bestimmungen der Europäischen Fußball-Union, nur noch zwei Millionen Schweizer Franken.

„Unsere Verhandlungsbasis sind 6,5 Millionen Mark", sagte Schalke-Präsident Günter Siebert, bevor er am vergangenen Donnerstag mit zwei Vorstandskollegen zu ersten Verhandlungen über einen Thon-Transfer in die spanische Metropole flog. Die Italiener wären hingegen, so Fahrians Einschätzung, allenfalls bereit, fünf Millionen Mark für Thon auszugeben.

In seinen Gesprächen mit den italienischen Fußball-Machern hat Fahrian erfahren, welcher Spielertyp dort vor allem erwünscht ist: „Er muß schnell sein, technisch versiert, einstecken können und vor allem eine riesige Berufsauffassung mitbringen."

Vorzüge, die deutsche Fußball-Gastarbeiter zuletzt nicht gerade im Übermaß boten. ◆

Die Artemide Kollektion von Tisch-, Hänge-, Steh- und Wandleuchten finden Sie bei diesen autorisierten Fachhandels- und Service-Partnern:

1000 Berlin, karow inneneinrichtungen (12), Bismarckstr. 102 • KONTOR (61), Grundkreditbankcenter • LICHTHAUS MÖSCH (30), Tauentzienstr. 7 a • Lichtstudio an der Oper (12), Bismarckstr. 102 • **2000 Hamburg**, breuer + lensch moderne leuchten (11), Gr. Burstah 44 • CLIC Inneneinrichtung (36), Neuer Wall 69 • GÄRTNER INTERNATIONALE MÖBEL (36), Gr. Bleichen 25-27 • LICHT + GESTALTUNG (60), Mühlenkamp 8 • Magazin, Dorotheenstr. 53 • PREDIGER, Mönckebergstr. 25 • **2120 Lüneburg**, Enno Becker Einrichtungen, Grapengießerstr. 46 • **2300 Kiel**, PREDIGER, Flämische Str. 1-3 • wohnstudio kiel w. luft, Sophienblatt 12 • **2390 Flensburg**, Galeria Danielsen, Rote Str. 18-20 • **2400 Lübeck**, querfurth, An der Untertrave 45 • **2800 Bremen**, EINRICHTUNGSSTUDIO B, Wegesende 11 • Lichtstudio am Goetheplatz, Ostertorsteinweg 42-43 • PREDIGER, Am Wall 165 • **2850 Bremerhaven**, WOHNEN Windolph, Hafenstraße 76 • **3000 Hannover**, LICHT-BREUST, Osterstr. 47 • Loeser Intern. Wohnbedarf, Friedrichswall 25-27 • **3070 Nienburg**, Die gute Einrichtung Vogel, Leinstraße 5 • **3300 Braunschweig**, Loeser Intern. Wohnbedarf, Gördelinger Str. 47 • **3400 Göttingen**, dieckmann einrichtungen, Burgstr. 47 • Helten Einrichtungen, Düstere Str. 15 • **3500 Kassel**, eicker einrichtungen, Frankfurter Str. 12 • **3550 Marburg**, Lineares Keddeinis & Gondesen, Steinweg 33 • **4000 Düsseldorf**, LICHTHAUS MÖSCH, Schadowstr. 42 • LICHT IM RAUM, Graf-Adolf-Str. 49 • made in, Heinrich-Heine-Allee 19 • **4018 Langenfeld**, wohnen und licht, Marktplatz 10 • **4050 Mönchengladbach**, DOMANI MÖBELDESIGN AUS ITALIEN, Bismarckstr. 74 • Einrichtungshaus Werner Tellmann (2), Mühlenstr. 19 • **4060 Viersen**, Wohnidee Werner Feikes (1), Dülkener Straße 12 • **4100 Duisburg**, PREDIGER, Kuhstr. 2-4 • **4150 Krefeld**, Die Einrichtung Schröer, Alte Linner Str 135, Neue Linner Str. 74 • **4200 Oberhausen**, licht & wohnen, Goebenstr. 75 •**4220 Dinslaken**, WK-Einrichtungshaus Borgardts, Friedrich-Ebert-Str. 92-96 • **4230 Wesel**, RAUM DESIGN RÜD, Kornmarkt 5-7 • **4300 Essen**, LICHT-FORM-DESIGN, Huyssenallee 105 • **4350 Recklinghausen**, CASA MOBILE, Heilige Geist Str. 3 • **4358 Haltern**, gerdes Elektro, Weseler Str. 19 • **4390 Gladbeck**, ITALUCE Wegener & Gerwert, Horsterstr. 5 • **4400 Münster**, MUSIAL LICHTDESIGN, Königspassage • RAUM UND FORM, Alter Steinweg 37 • **4410 Warendorf**, Impresionante - Bitter, Königstr. 6 • **4420 Coesfeld**, akzent im raum, Bahnhofstr. 46 • **4432 Gronau**, Peter Müller & Söhne, Jöpkesweg 1/Ecke Ochtruper Straße • **4500 Osnabrück**, Raum + Design, Dielingerstr. 1-6 • **4600 Dortmund**, BÜROZENTRUM, Westfalendamm 69 • interstil, Klepping-Ecke Viktoriastraße • **4710 Lüdinghausen**, WOHNBEDARF MENKE, Lindenstr. 28 • **4720 Beckum**, Einrichtung Scharf, Südstr. 17-19 • **4790 Paderborn**, Lampen Spielkamp, Kamp 19 • **4800 Bielefeld**, Euskirchen , Jöllenbecker Straße 314 • LICHT + FORM D. Schnier, Rathausstr. 5 • TICK internationale möbel, Gadderbaumer Str. 16 • **4950 Minden**, Böger-wohnen, Marienstr. 28 • **4980 Bünde 1**, wohnen heute, Kloppenburger Str. 8 • **5000 Köln**, Atelier foik, Hohenstaufenring 62 • Einrichtungshaus Pesch, Kaiser-Wilhelm-Ring 22 • form 2000 Einrichtungsstudio, Mittelstr. 20-24 • Licht & Raumdesign, Albertusstr. 26 • MAGAZIN, Luxemburger Str. 48-58 + 61 • **5100 Aachen**, intermöbel exclusiv, Kasernenstr. 16 • Wohn & Objektplan, Am Boxgraben 38 • **5140 Erkelenz**, BOSS Raumgestaltung, Linde Borschemich 2 • **5160 Düren**, WK-Spezial, Kaiserplatz 19 • **5200 Siegburg**, WOHNFORMEN Körting, Griesgasse 1-3 • **5300 Bonn**, schüller, Rathausgasse 22-24 • **5400 Koblenz**, einrichtungshaus wernecke, Schloßstr. 18-20 • Lampen Wolf, Schloßstr. 32 • **5600 Wuppertal**, Raumpunkt Internationales Design, Luisenstr. 124 • **5600 Wuppertal-Elberfeld**, Raumkunst Becher, Herzog-Str. 59 • **5620 Velbert**, ARTENOVO, Marktzentrum (1), Corbygasse • **5750 Menden**, d & l-Lichtplanung, Hauptstr. 10-12 • **5800 Hagen**, Einrichtungshaus Biermann, Tillmannstr. 14 • **5860 Iserlohn**, Lichthaus Runte, Lampenvogt, Schützenhof 17-23 • **6000 Frankfurt**, Inneneinrichtungen Hans Frick, Goethestr. 19 • Leptien 3 (1), gutleutstraße 11 • moderne leuchten EMMRICH, Kirchnerstr. 6 • Möbel Einrichtungshaus Kurt OPPMAR, Schillerstr. 28 • **6078 Neu-Isenburg**, OVERDICK - LEUCHTEN, Taunusstr. 89 • **6090 Rüsselsheim**, Weiss & Sohn, Moselstr. 23-29 • **6100 Darmstadt**, funktion wolf, Friedensplatz • Lampen Schröder, Rheinstr. 68a + 80a • **6148 Heppenheim**, ladenbau bertz, Mozartstr. 11 • **6200 Wiesbaden**, FORM UND WOHNEN, Spiegelgasse 5 • inforum, Taunusstr. 45 • **6242 Kronberg**, Inneneinrichtungen, in der Streitkirche • OBJEKT form, Eschborner Str. 2 • **6300 Gießen**, Dimension, Reichensand 10 • Möbel Hahn, Am Marktplatz • **6380 Bad Homburg**, Das Licht, Gluckensteinweg 3 • **6442 Rotenburg/Fulda**, W. Bier Einrichtungen, Breitenstr. 22 • **6500 Mainz**, RÓLO WOHNART, Schillerstr. 36 • **6630 Saarlouis**, G design Wohnbedarf, Pavillonstraße 16 • **6650 Homburg**, CANAPÉ, Talzentrum 36 • **6700 Ludwigshafen**, Demuth Innenausstattung, Ludwigstr. 30 • **6700 Ludwigshafen-Oppau**, freisberg wohnbedarf, Edigheimer Str. 7 • **6720 Speyer**, möbel mund und sohn, Korngasse 21 • **6750 Kaiserslautern**, die wohnidee, Karl-Marx-Str. 35 • **6800 Mannheim**, Demuth, O7,18 • Einrichtungshaus SCHMIDT + REUTER, P7,9 • freisberger wohnbedarf, r6, 1 • **6900 Heidelberg**, Romer Wohnbedarf, Grabengasse 7 • **6990 Bad Mergentheim**, Die Wohnkultur, Im Johaniterhof • **7000 Stuttgart**, 3 F Design, Calwerstr. 26 • Fleiner Intern. Einrichtungen, Rosenbergstr. 106 • Magazin, Lautenschläger Str. 16 • **7000 Stuttgart-Möhringen**, Häussler, Vaihinger Str. 149 a • **7012 Feldbach**, Lichtschauraum E. Schüler, Robert-Bosch-Str. 8 • **7024 Filderstadt-Bonlanden**, FORUM Einrichtungen, Kronenstr. 8 • **7085 Bopfingen**, Schieber Werkstätten, Neue Nördlinger Str. 16 • **7170 Schwäbisch Hall**, Wohnform Rainer Müller, Unterlimpburger Str. 65 • **7200 Tuttlingen**, WK-Einrichtungshaus Schatz, Möhringer Straße 114 • **7252 Weil der Stadt/Schauhausen**, Albert Meeh Wohnstudio, Hasenäcker 7 • **7300 Esslingen**, R ö d e r, Heugasse 1 • **7317 Wendlingen**, Behr Möbel, Behrstr. 100 • **7410 Reutlingen**, Einrichtungshaus Reinhold Lukaszewitz, In Laisen 15-17 • **7470 Albstadt**, Möbel & Dekoration, Untere Vorstadt 11 • **7500 Karlsruhe**, Bernhard Burger Inneneinrichtung, Waldstr. 89 • **7730 Villingen-Schwenningen**, Manfred Benzig WK-Einrichtungshaus, Schonacher Straße 14 • **7750 Konstanz**, Boutamtam Licht und Design, Zollernstr. 18 • **7850 Lörrach**, Josef Becker Einrichtungshaus, Palmstr. 4 • **7890 Ravensburg**, WK Spezial, Obere Reitestr. 21 • **7890 Waldshut**, SEIPP wohnen, Bismarckstr. 14 • **7900 Ulm**, Behr Möbel, Neue Str. 52 • **7920 Heidenheim**, Raumgestaltung Linse, Wilhelmstraße 52 • **7950 Biberach**, Heinzel Einrichtungshaus, Gymnasiumstr. 20 • **8000 München**, Böhmler Einrichtungshaus, Tal 12 • CASA Möbel (40), Leopoldstr. 121 • DESIGNFUNKTION (40), Schleissheimer Str. 141 • Die Gute Form Einrichtungen (22), Ludwigstr. 6 • form im raum (22), Maximilianstr. 25 • Interteam Form im Raum (2), Theatiner Str. 17 • Lichtgalerie Lederer + Partner (2), Ottostr. 3 • Objekt S. Friedrich (40), Freilitzschstr. 24-26 • Vereinigte Werkstätten (40), Amiraplatz 1 • Wohn design Steininger (2), Nymphenburger Str. 58-60 • **8070 Ingolstadt**, raum + design Margit Mödl, Hohe Schulstr. 7 • **8206 Bruckmühl**, Atrium, Müller-zu-Bruck-Str. 2 • **8500 Nürnberg**, LEOLA - Int. Licht-Design, Kaiserstr. 18 • Mobilia Wohnbedarf, Hauptmarkt 2 • **8520 Erlangen**, DIE EINRICHTUNG G. u. E. Dörfler, Friedrichstraße 5 • **8700 Würzburg-Heidingsfeld**, S I N U S, Karmelitenstr. 21 • **8720 Schweinfurt**, Licht + Form, Bauerngasse 23-25 • **8900 Augsburg**, Gascher Einrichtungshaus, Klinkertorstr. 11 • **8940 Memmingen**, FORUM Einrichtungsstudio, Eichenstraße 35 • **8960 Kempten**, Arredamenti, Mozartstr. 23 • **8990 Lindau**, Licht und Wohnen Domino, Unterm Schranenplatz 6

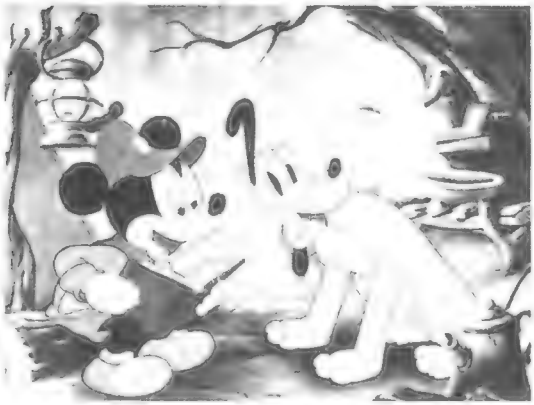
Alleinvertrieb für Deutschland: Artemide GmbH, Königsallee 60, 4000 Düsseldorf

Artemide

Innere und äußere Klarheit als Attribut des Lichtes. Megaron. Eine schlank aufragende Säule aus glanzlackiertem Aluminium, wahlweise schwarz, weiß, rot oder grau-metallic. Lichtstärke regulierbar von sanft leuchtend bis hell aufstrahlend. Megaron. Stehleuchte. Design: Gianfranco Frattini. Das ist die Geschichte. Oder besser: Das ist die Legende.
Innere und äußere Klarheit als Attribut des Lichtes. Megaron. Eine schlank aufragende Säule aus glanzlackiertem Aluminium, wahlweise schwarz, weiß, rot oder grau-metallic. Lichtstärke regulierbar von sanft leuchtend bis hell aufstrahlend. Megaron. Stehleuchte. Design: Gianfranco Frattini. Das ist die Geschichte und zugleich die Legende.
Innere und äußere Klarheit als Attribut des Lichtes. Megaron. Eine schlank aufragende Säule aus glanzlackiertem Aluminium, wahlweise schwarz, weiß, rot oder grau-metallic. Lichtstärke regulierbar von sanft leuchtend bis hell aufstrahlend. Megaron. Stehleuchte. Design: Gianfranco Frattini. Die Geschichte von Megaron. Schon jetzt eine Legende.

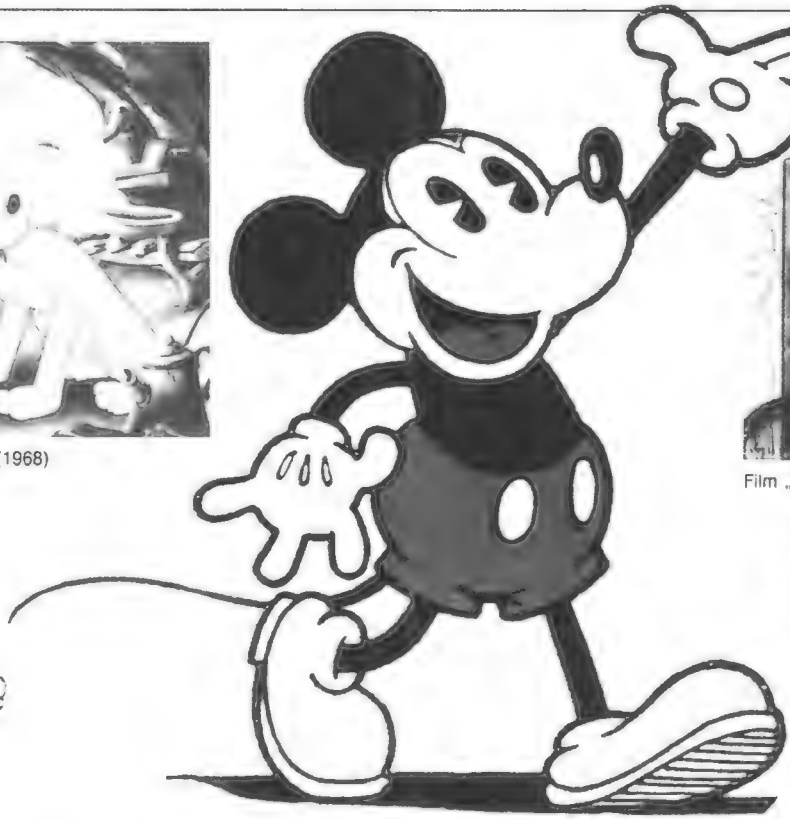
YOUNG & RUBICAM

ARTEMIDE. DIE KUNST DES LICHTS.



Film „Die Geburtstagsparty" (1968)

Mickey-Entwurf (1938)



Erste Comic-Mickey (1930)

Film „Orphan's Benefit" (1934)

Propaganda-Mickey (1943)

Amerikanische Kultfigur Mickey Mouse, Schöpfer: In Wahrheit ein Mensch, wenn auch ein besonders guter

Mickey Mouse – der ewige Optimist wird Rentner

Vor 60 Jahren schuf Walt Disney die Maus mit der intakten Mittelstands-Moral

Mögen die Amerikaner noch so gern die Freiheitsstatue und Abraham Lincoln als ihre nationalen Symbole, als Merkzeichen ihrer Identität darbieten. Die Welt weiß es besser: Mickey Mouse, Jeans, Coca-Cola. Gestritten werden kann allenfalls über die Reihenfolge.

Die kleine Maus kommt dieses Jahr mit ihrem 60. Geburtstag ins Rentenalter. Aber in ihrer Heimat spielt das Alter keine Rolle: Sie entstammt, wie der Ästhetik-Professor Bazon Brock schrieb, „dem mächtigsten Imperium auf Erden, dem Geisterreich".

Und nur dort ist das mit Erfolg zu verwirklichen, was Thomas Jefferson und seine Mitstreiter so unbekümmert der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten mit auf den Weg gaben: „the Pursuit of Happiness" – das Streben nach Glück.

Was die Menschen immer wieder vergebens versuchen, ist für Mickey Mouse ein überwindbares Problem. Sie fällt in Schluchten, wird von Straßenwalzen geplättet und balanciert auf Krokodilszähnen: Am Ende sind alle Reinfälle vergessen, alle Blessuren verschwunden, der Mäuserich reckt die Vierfinger-Hand und hat gewonnen – alles ist wieder gut.

Mickey Mouse – der Vollstrecker der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung? Schon möglich. Die Verpflichtung zum Glück, so der Kulturanalytiker Robert Warshow, verurteile Amerika, „die Wirklichkeit unter einem optimistischen Blickwinkel zu betrachten".

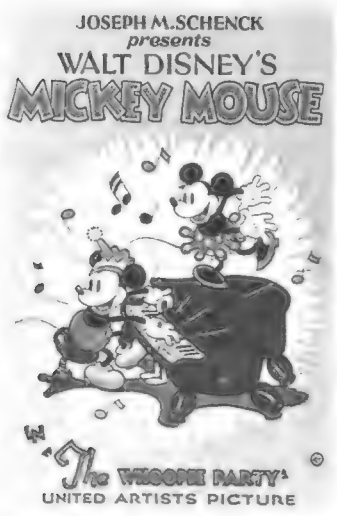
Und nicht nur Amerika. Der Siegeslauf der Maus rund um den Globus – mehr Menschen, als heute auf der Erde leben, haben ein Mickey-Mouse-Heft gelesen oder einen -Film gesehen – ist nur dadurch zu erklären, daß sie weltweit als Hoffnungsträger angesehen wird. Längst hat der Mickey-Mouse-Virus nach Europa auch Japan und den näheren wie ferneren Osten ergriffen.

Das Kindchen-Schema mit runden Ohren, der Pflaumennase und den Knopfaugen mag der Verbreitung helfen. Aber letztlich ist es der nicht totzukriegende Optimismus, der die Maus offenbar unsterblich macht. Dieser Wesenszug, so Warshow, sei für „moderne Gesellschaften, die auf dem Gleichheitsprinzip beruhen", zum Überleben wichtig. Denn sie „begründen sich selbst immer in dem Anspruch, daß sie das Leben glücklicher gestalten . . . Glück wird in ihnen Hauptziel der Politik".

Was der kluge Analytiker schrieb, hatte Walt Disney schlicht im Bauch. Er war nahezu pleite, als ihm auf einer Bahnfahrt die Erfolgsfigur einfiel: „Ich mußte irgend etwas unternehmen . . . irgendwo im Hinterkopf hatte ich da eine Maus." Er wollte sie „Mortimer" nennen; Ehefrau Lillian fand das zu pompös und plädierte für „Mickey".

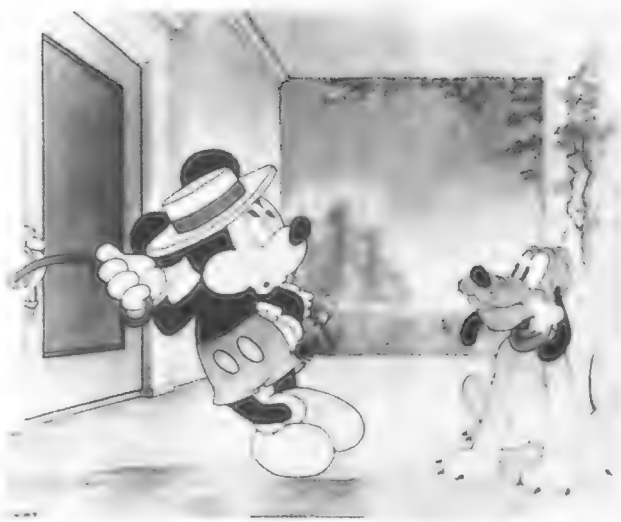
Disneys Zeichner Ub Iwerks gab der Maus für den ersten Film 1928 die Gestalt. Sie wurde bis heute kaum verändert: Die Handschuhe kamen schon bald an die vier Finger; den schwarzen Knopfaugen, die heute siegesgewiß in die Welt blicken, fehlte zu Beginn ein schmaler Schlitz zur vollen Rundung. Das volle Auge verstärkte den beabsichtigten Eindruck, daß die Maus in Wahrheit ein Mensch ist, wenn auch ein besonders guter.

In den ersten Filmen neigte Mickey zuweilen zu allzu menschlichen Verhal-



Filmplakat (1932)

Erstes deutsches Heft (1951)



Film „Puppy Love" (1933)

Werbung für Film und Cartoons

Mit Walt Disney

tensweisen: Manchmal schlug er zynisch und gewalttätig anderen ein Schnippchen. Disney, der in den ersten Filmen der Maus seine Stimme lieh, korrigierte den Charakter: Mickey wurde brav und gerecht, ein Retter von schwächeren und gebeutelten Kreaturen, ein Sieger über das Böse in der Welt.

Die Maus steht seit jeher für eine ordnungsgemäße Mittelstands-Moral. Barmherzige Taten und harte Arbeit, ganz wie es die herbe protestantische Ethik verlangt, sind ihre Leitlinien.

Zwischen Mickey und den dunkleren menschlichen Trieben verläuft ein klarer Strich. Die Panzerknackerbande, der ewig böse Kater Karlo markieren die feindliche Welt. Damit Mickey völlig sauber bleiben konnte, kam Vetter Donald Duck aufs Zeichenbrett, jener chaotische Choleriker, der zwar auch einen guten Kern, aber daneben ein paar Wesenszüge hat, die in die Anarchie statt in „Gottes eigenes Land" führen könnten.

Mickeys Symbolkraft nutzten die Guten wie die Bösen dieser Erde: 1933 wurde der Wicht mit den Segelfliegerohren zum Emblem eines Luftwaffengeschwaders der US-Marine; die Nazi-Propagandisten zeigten seine Filme 1936 während der Berliner Olympiade pausenlos im Kinotheater „Kamera" Unter den Linden, um zu belegen, welchen liberalen Geistes sie waren. Während des Krieges wurde die Maus von Hitler freilich ganz schnell als „dekadent" verboten. Doch Mickey siegte: 1944 war ihr Name das Codewort bei der Landung der Alliierten in der Normandie.

Sie überstand am Ende alles. Sie wurde Nippesfigur, ziert Fahrradklingeln, Taschenrechner, Aschenbecher, Büstenhalter und Präservative und läuft in Dutzend-Kopien durch Walt Disneys Traumland in Florida. Charlie Chaplin erhob sie zum Kumpel. Elisabeth II. orderte mäusebemaltes Geschirr für Waisenkinder, und Japans Tenno bestellte sich klammheimlich eine Uhr mit Mickeys Konterfei.

Mickey Mouse gewann vier Oscars und war die wahre Gründerin des Disney-Milliarden-Imperiums. Und sie hat, obwohl Symbol einer Mittelstands-Moral, ein kleines Geheimnis bis in ihr sechstes Jahrzehnt gerettet: Noch immer lebt sie mit Minnie in wilder Ehe zusammen, und keiner hat's gemerkt. ◆

MC&LB 110303/268

Als durchschnittlich gewachsene Mitteleuropäerin fahre

Abb.: Uno 45 Fire Super (Rechter Außenspiegel gegen Aufpreis).

Der Homo sapiens hat seinen Kopf, um ihn zu benutzen. Nicht, um ihn einzuziehen. Weder im Windkanal noch an der Tankstelle. Der Uno 45 FIRE Super hilft ihm dabei. Denn erstens entspannt er die Wirbelsäule, weil er die entscheidenden cm mehr hat, ohne den c_W-Wert (0.34) zu vernachlässigen. Zweitens beruhigt er die Tanknadel, indem er z. B. bei 90 km/h nur

4,5 Liter auf 100 km benötigt (nach DIN 70030-1). Und drittens bringt er endlich Klarheit in die Frage, ob man ruhigen Gewissens 145 km/h Spitze fahren darf: Er hinterläßt kein Blei dabei. Das Finanzierungsangebot der Fiat Kredit Bank stellt sicher, daß Käufer ihren Händler im aufrechten Gang verlassen. Also: Kopf hoch!

FIAT

Ein Muttersöhnchen wird entwöhnt

SPIEGEL-Redakteur Hellmuth Karasek über Loriots ersten Spielfilm „Ödipussi"

„Ödipussi"-Darsteller Loriot, Evelyn Hamann: Ein klägliches Häufchen Mann

Als Vicco von Bülow ist er ein distinguierter preußischer Herr von 64 auf einem bayrischen Landsitz mit schon etwas dünnem Haar und einem verbindlich ins Gesicht gemeißelten Lächeln; man kann sich den Musikfreund, der zuweilen Opern inszeniert, am ehesten am knisternden Kamin vorstellen, wo er irgendwas nach Gutsherrenart anstellt.

Als Loriot hat er oft mehr Haare, meist vom Maskenbildner vergröberte Gesichtszüge, manchmal Hasenzähne und eine Knollennase, das Lächeln zum sardonischen Grinsen geweitet oder im dumpfen Schrecken erfroren.

Kein Wunder: Im Unterschied zum Herrn von Bülow leidet Loriot unter der Tücke des Objekts. Anzüge passen ihm nicht, Betten brechen krachend unter ihm zusammen, Saucen ergießen sich über seine Hemdenbrust – kurz: Ihm, der so gern etepetete und gut in Form wäre, geht alles schief. Und noch dazu ist er dabei nicht allein, sondern mit einer Partnerin gesegnet und gestraft, die entweder die Zuneigung, die er ihr nicht entgegenbringt, erwidert. Oder umgekehrt oder im Gegenteil, je nachdem.

Dieser Loriot, der traurige Held zahlreicher TV-Sketche, der zum Schaden noch den Spott hat, Deutschlands komischste Figur, ist jetzt in den Film geraten. Er durchleidet nun nicht mehr nur Situationen, sondern ein Schicksal. Im Kino wird ja am Ende meist entweder gestorben oder geheiratet.

Loriot, der rund zehn Jahre jünger als sein adeliges Double von Bülow ist (acht Jahre, um so genau wie sein Maskenbildner zu sein), entscheidet sich in seinem Film „Ödipussi" zum Heiraten. Das klingt leichter, als es ist, denn der Hagestolz und hartnäckige Junggeselle hängt arg an seiner 78jährigen Mutter, einer starken Barocknatur, die ihm die Hemden wäscht und die Leviten liest, damit er weiß, wo's langgeht.

Man merkt schnell: Mama, wie sie von Katharina Brauren mit schrillen Gesangsszenen und unbekümmerter Herrscherallüre gespielt wird, ist das fleischgewordene Über-Ich Loriots, das ihn bisher in allen seinen Sketchen als Benimm-Drill und Lebensregel-Schliff nur klein in klein knebelte und quälte, jetzt auf Lebenslänge geweitet und so ins Kinoformat vergrößert.

Loriot, im Film, hat das väterliche Möbelgeschäft von dem seligen Vater übernommen, und Mutter achtet darauf, daß alles beim alten bleibt. In dieses Möbelgeschäft kommt, so fein arbeitet das Schicksal, eines Tages eine Diplom-Psychologin (natürlich: Evelyn Hamann), um eine neue Sitzgruppe für ihre Therapie-Runde von Beziehungs-Wracks zu kaufen. Da sie mit ihm genauso streng und unzufrieden ist und so an ihm herumnörgelt wie seine Mama, verliebt er sich in sie: Der Showdown der beiden Frauen um das klägliche Häufchen Mann kann beginnen.

Loriots trauriger Menschenansammlung in „Ödipussi" möchte man nicht außerhalb des Kinos begegnen, obwohl all die tiefverstörten Kümmerlinge und Trauergurken aus dem Leben gegriffen zu sein scheinen, in dem sich zwischen den Leuten ja auch meist nichts mehr abspielt. Das Alter, das sich wie ein Mehltau auf den Menschen abgelagert hat, eine feine melancholische Staubschicht, kommt erschwerend hinzu.

Bevor der möblierte Herr und seine Psycho-Braut einander auf dem Weg nach Italien gefunden haben, sucht sie ihren Frust in einem unverhältnismäßig gräßlichen Laientheater zu bewältigen, während er der Mutter einmal wöchentlich ins deutsche Vereinsleben entschlüpft, wobei noch Karnevalspappnasen auf ihre Übereinstimmung mit den Vereinsstatuten abgeklopft werden. Freizeitgestaltung gräßlicher noch als das Berufsleben.

Da bleibt dem Zuschauer nichts als die Schadenfreude, um sich dieses Elend vom Halse zu lachen. Reichlich Gelegenheit dazu gibt es: Die Möbelstücke, die Möbelhändler Loriot verkauft, brechen über der Kundschaft krachend zusammen; die Psychopatienten sind zu verklemmt, um ihr Elend für die Therapie auch nur spielen und damit heilen zu können; in dem Restaurant gibt's das Falsche unter hochklingend französischem Namen – und das in Italien. Loriot jedenfalls übersteht und überlebt alles mit dem stoischen Willen, Ruhe und Gesittung zu bewahren.

Abendfüllend? Abendfüllend.

„Der Faun und sein Wunschtraum"

Interview mit Loriot über Komik, Umgangsformen und Filme

SPIEGEL: Herr Loriot, in „Ödipussi" spielen Sie ein Muttersöhnchen hart an der Pensionsgrenze. Warum haben Sie Ihren ersten Film so spät gedreht?

LORIOT: Ich bin preußisch erzogen worden, also zur Sparsamkeit. Der Aufwand für einen Film erschien mir als zu groß, weil ich dachte: Das, was ich machen kann, kann ich auch in der sehr viel preisgünstigeren Form machen, nämlich auf dem Papier oder im Fernsehen als Fernseh-Sketch.

SPIEGEL: War neben der preußischen Sparsamkeit also auch die Angst, daß Ihre Figuren nur Sketch-Länge haben? Jemand, der mit einer Nudel im Mundwinkel eine Liebeserklärung macht, der ist wunderbar komisch für fünf Minuten, aber was macht er den restlichen Abend?

GESUCHT

Der Accu/Netz-Rasierer,
der etwas völlig Neues
bringt. Der einem sicher
anzeigt, oder ansagt,
wie geladen er ist.
Der sich überall auf der
Welt, bei jeder Netz-
spannung, zuhause fühlt.
Und der einem das
gute Gefühl gibt, immer
perfekt rasiert zu sein.
Ein Rasierer, der mitdenkt.

KM WOLFF

LORIOT: Dies war das Hauptproblem. Darum habe ich auch bis heute die Befürchtung, daß ich die Erwartungen nicht erfüllen kann, weil diese nebulösen Vorstellungen von Nudeln und Männern in der Badewanne so stark sind, daß man sich ihnen nicht ganz entziehen darf. Andererseits wußte ich, daß diese Form für die eineinhalb Filmstunden nicht möglich ist. Ich mußte mich davon entfernen. Die ganze Schwierigkeit, all das, worüber ich nachgedacht habe, war immer: Wie nahe muß ich an dem bleiben, was ich bisher gemacht habe, und wie weit muß ich mich davon entfernen, um einen Film machen zu können? Diese Gratwanderung war sehr heikel.

SPIEGEL: Die Lösung war also ein bejahrter Ödipus, der von der Mutter weg zum Weibe drängt. Was hat denn dieses Häufchen wohlerzogenes Elend mit Ihnen zu tun?

LORIOT: Man kann sagen, daß Ödipus ein kommunikationsgestörter Mensch ist, und Kommunikationsgestörte interessieren mich am meisten. Alles, was ich als komisch empfinde, entsteht aus der zerbröselten Kommunikation, aus dem Aneinander-Vorbeireden, aus den Problemen, sich zu äußern, aber auch daraus, das Gesagte zu verstehen. Komik besteht aus absichtlichem und unabsichtlichem Mißverstehen, aus all diesen Verknotungen und Schwierigkeiten. Die früheste falsche Weichenstellung, das früheste Mißverhältnis ist eigentlich das Verhältnis zwischen Mutter und Kind, in dem Falle zwischen Mutter und Sohn. Weil ich ja nun mal ein Mann bin, mußte das also der Ödipus sein.

SPIEGEL: Wenn einer so lange wie Ihr Held an Mamas Rockzipfel hängt, dann entsteht eine schon groteske Komik.

LORIOT: Ja, das Gefälle wird größer. Ein Muttersöhnchen von 16 Jahren ist durchaus glaubwürdig; es kann sich ja noch ändern. Auch ein Muttersöhnchen von 35 ist noch nicht ganz so komisch. Aber es begibt sich schon auf das Glatteis, von dem es schwer oder gar nicht mehr zurückkommen wird. Beim 56jährigen ist eigentlich Hopfen und Malz verloren. Wenn jemand älter wird, dann hat er auf mehr Respekt Anspruch, seine äußerliche Erscheinung ist würdevoller – und um so steiler ist sein Fall.

SPIEGEL: Ihr Held im Kinderzimmer zwischen der Landkarte und dem Nashorn – ist das nicht krankhaft übertrieben?

LORIOT: Es sind Erfahrungen. Es ist im Grunde alles gar nicht so furchtbar weit weg.

SPIEGEL: Hat die Figur etwas mit Ihrer Autobiographie zu tun?

Loriot-Sketch „Die Nudel": Tücke des Objekts

LORIOT: Nein. Ich habe meine erste Mutter nie wirklich kennengelernt. Sie starb, als ich sechs Jahre alt war. Darum habe ich an sie fast keine Erinnerungen. Dann bin ich von meiner Großmutter aufgezogen worden, bis mein Vater wieder geheiratet hat. Da war ich zehn. Zu meiner zweiten Mutter habe ich seit 54 Jahren ein gutes, völlig komplexfreies Verhältnis. Ödipus kommt also nicht auf seine Kosten.

SPIEGEL: Vielleicht rührt er sich gerade deswegen, weil er nicht auf seine Kosten kam. Anders gefragt: Ist Ihr Film dann vielleicht eine Sehnsuchtsprojektion?

LORIOT: Das ist eine überraschende Frage, die mich in Verlegenheit bringt. Darüber muß ich nachdenken. Ich glaube, daß jeder Mann, ob er es nun leugnet oder nicht, sich in der Nähe einer starken Frau nicht unwohl fühlt. Ich könnte mir denken, daß er es nicht wahrhaben will; aber irgendwo ist es natürlich angenehm. Man kann einen Teil der Verantwortung übertragen; es gibt jemanden, der einem sagt, was richtig und was falsch ist. Denn auch die alten Mütter sagen: „Junge, das kannst du nicht machen!" Und wenn sie 85 ist,wird sie immer noch sagen: „Nee, nee, also Kinder, das nun wirklich nicht." Und der Sohn wird sich durch eine Autorität gern zwingen lassen, weil es ihn der Verantwortung enthebt.

SPIEGEL: Haben Sie so große Sehnsucht nach strengen Formen? Der Film macht sich ein bißchen lustig über dies Altmodische, wie man miteinander umgeht, wie man Gäste einlädt, zeigt aber gleichzeitig großen Respekt vor diesen bürgerlichen Umgangsformen.

LORIOT: Um das sehr deutlich zu sagen: Ich liebe Umgangsformen und Umgangsregeln, weil ich glaube, daß es die einzige Möglichkeit ist, gefahrlos miteinander umzugehen. Ich glaube, daß das fahrlässige Sich-Hinwegsetzen über diese Formen immer zur Folge hat, daß die Mißverständnisse größer werden und unnötige Verletzungen auftreten. Für mich rührt ein Teil unserer aus den Fugen geratenen Politik auch daher, daß bestimmte menschliche Formen nicht eingehalten werden. Ich könnte mir denken, daß gerade in der Beziehung zwischen Ost und West zum Beispiel dies eine nicht geringe Rolle spielt.

Vicco von Bülow, Eltern (1923): „Ödipus kommt nicht auf seine Kosten"

SPIEGEL: Aber trotzdem: Wenn Sie in Ihrem Film Umgangsformen scheitern lassen, dann ist das erleichternd und komisch.

LORIOT: Weil die Unfähigkeit, mit diesen Formen umzugehen, natürlich besonders komische Folgen hat. Jemand, der keine Formen anzuwenden bereit ist, Gott, der ist nicht komisch, wenn er sich in dieser Welt fehlverhält. Der ist auszurechnen. Wenn aber jemand mit dem hohen Anspruch an Formen und gutes Betragen, mit einer ent-

Wenn Sie mehr erwarten:

Pan Am Clipper Class. Nur sechs Sitze pro Reihe, denn Business braucht Raum.

Es gibt eine einfache Regel: Wer mehr Platz hat, kann auch besser entspannen. Die Pan Am Clipper Class läßt Geschäftsreisenden mehr Platz als üblich. Auf bequemen, Sesseln großzügig angeordnet, immer am Fenster oder Gang.

Nicht nur in Sachen Komfort setzt die Clipper Class Maßstäbe. Wichtige Geschäftszentren wie New York, Washington, Los Angeles oder Miami werden im Nonstop-Flug erreicht. Und auch am Boden genießen Clipper Class-Passagiere eine bevorzugte Behandlung. Die Pan Am Clipper Class. Eine Klasse für sich. Zu buchen bei Pan Am oder im Reisebüro.

PAN AM

FOTO: INGO F. MEIER

Immer erzählt Arno Surminski Geschichten in der Geschichte, so auch in seinem neuen Roman vom Marathonläufer Hans Tabel. Während Hans in den Kakteenwäldern Arizonas und am Rand der Bergkathedralen des Grand Canyon trainiert, denkt er sich in die Geschichte seiner toten Mutter, der Kriegerwitwe Gerda Tabel, zurück, die nach der Flucht aus Ostpreußen nach Schleswig-Holstein in Opa Kruses Knechtskammer Sirup kochte für die Kinder und allein blieb und nicht nach Arizona kam, wohin Sam O'Keefe sie mit CARE-Paketen und seinen Briefen locken wollte.

240 Seiten, geb. DM 28,-

Hoffmann und Campe

sprechenden Erziehung auf die Gesellschaft losgelassen wird, und er wird mißverstanden, und alles läuft schief, dann ist es eben Anlaß zur Groteske, zur Komik.

SPIEGEL: Wie Sie sich über Muttergefühle und die Ängstlichkeit von verunsicherten Menschen lustig machen, das ist schon bösartig.

LORIOT: Ich bin geradezu froh, daß mir mal jemand Bösartigkeit nachsagt, weil ich normalerweise immer höre: Das Nette an Ihnen ist, daß Ihr Humor immer so ungeheuer liebenswürdig bleibt. Ich wundere mich jedesmal. Denn wenn ich meine Ehegespräche so durchgehe und das Verhalten zwischen Mann und Frau, was mehr als einmal mit den Worten endet „Morgen bring ich sie um!", dann ist das ja so furchtbar liebenswürdig eigentlich nicht. Nur täuscht wahrscheinlich die komische Form darüber hinweg.

Andererseits – ganz so unlieb ist mir das auch wieder nicht; denn ich meine ja, wenn man etwas Bestimmtes an den Mann bringen möchte, dann sollte man es in einer Form tun, die den anderen nicht zwingt, das Visier zuzumachen.

SPIEGEL: Sie wollen die Leute durch scheinbare Harmlosigkeit und Nettigkeit erst einmal aus der Reserve locken. Komödie, das heißt also auch Tarnung?

LORIOT: Ja.

SPIEGEL: Wie in all Ihren Fernseh-Sketchen haben Sie auch in Ihrem Film jetzt eine starke Beziehung zu Ihrer Lieblingspartnerin Evelyn Hamann.

LORIOT: Das hat natürlich mehrere Gründe. Erstens ist sie eine hervorragende Schauspielerin und fast die einzige Partnerin, die ich in diesem Teil meines Berufes gehabt habe. Das bewirkt natürlich eine große Kenntnis der beiderseitigen Mittel. Und der große Reiz in diesem Film lag darin, daß sie nun nicht die altjüngferliche Erzieherin mit Mittelscheitel oder das häßliche Entlein und die verkorkste Sekretärin zu sein hatte, sondern daß sie plötzlich auch eine glaubwürdige, „normale" Frau spielen kann, die in peinliche Situationen gerät.

SPIEGEL: Wer ist denn das Opfer in diesem Film: sie oder er? Sie ist genauso wenig dem Elternhaus entkommen. Die beiden sind eigentlich zu spät dran, um wirklich irgendwas Dauerhaftes miteinander veranstalten zu können. Tucholsky hat gesagt: Deshalb wird beim Happy-End jewöhnlich abjeblendt.

LORIOT: Mein Film ist ja eigentlich keine wirkliche Geschichte von A nach B, sondern ein Zustandsbericht.

SPIEGEL: Ist das nicht von A nach B – weg von der Mutter hin zu Freund und Braut!

LORIOT: Meinetwegen von A nach B, weg von der Mutter. Aber am Ende, nachdem die Mutter gesagt hat: „Ich werde hier wohl nicht mehr gebraucht", weiß jeder: Das ist rhetorisch gemeint. Jeder weiß, die Mutter ist zwar beleidigt, aber so leicht wird man sie nicht los. Und wenn sie am Schluß zu dritt im Auto sitzen, dann hat Mutter es natürlich wieder geschafft: Sie fahren zusammen nach Italien.

SPIEGEL: Zum erstenmal wird in Ihrem Film das Alter komisch, das behaupten wir mal. Sie haben in Ihren Sketchen gezeigt, wie schwierig es ist, ein Bett oder einen Anzug zu kaufen oder eine Roulade zu essen. Jetzt wird ihre Komik biologisch.

LORIOT: Das ist richtig. Das hat natürlich – ganz einfach – auch mit meinem Alter zu tun. Wenn ich, sagen wir, den Film 15 Jahre früher gemacht hätte, dann hätte ich mit Hilfe einer guten Maskenbildnerin einen 42jährigen gespielt. Nur, weil ich ja nun mal die Hauptrolle spielen mußte – schon weil das von mir erwartet wird –, mußte ich das Ganze wenigstens in die Nähe meines heutigen Alters transponieren. Ich glaube, daß es deswegen von nicht weniger Interesse für die jüngere Generation ist, weil ich als Kind immer die Erfahrung gemacht habe, daß der Blick durchs Schlüsselloch auf die andere Generation der interessantere war. Ich habe mich bei weitem nicht so für meine zehnjährigen Altersgenossen interessiert wie für Eltern und Großeltern: Was machen die, warum haben die eben französisch gesprochen, wer war da eingeladen? Man fühlte auch, wenn da Beziehungen entstanden, die die Erwachsenen zu vertuschen glaubten – alles das war doch viel interessanter.

Ich glaube auch, daß Kinder, die heute fernsehen, sich viel mehr für Filme interessieren, die überhaupt nicht für sie gemacht sind.

SPIEGEL: Man hat zwar Probleme, Auseinandersetzungen mit den Eltern, versteht sich aber mit den Großeltern.

LORIOT: Aber auch die Vatergeneration müßte gerade für die Jugend aus zwei Gründen interessant sein, einmal: weil die Respektspersonen in dieser brüchigen Weise dargestellt werden, die ihnen ihr Leben lang gesagt haben, wo es langzugehen hat, und gegen die sie ja rebellieren wollen und müssen. Das bereitet eine gewisse Form der Befriedigung. Und sie sind froh, darüber lachen zu können.

SPIEGEL: Uns fallen zu einem so kranken Ödipus-Verhältnis, wie es in Ihrem Film dargestellt wird, zwei Beispiele ein. Einmal Hitchcocks „Psycho" und einmal Dürrenmatts „Es geschah am hellichten Tag" mit dieser dominanten Ehefrau als Ersatzmutter. Bei Hitchcock endet das in einem Blutbad, unter einer Blutdusche. Bei Dürrenmatt in einem Kindesmord. Diese Mutterbindung, die Sie da zeigen, ist ja wirklich sehr gefährlich. Warum ist das bei Ihnen komisch?

LORIOT: Weil alles, was ich zu machen versuche, dazu verurteilt ist, komisch sein zu müssen.

SPIEGEL: Sie sagen das so traurig.

MUSK MEN SPORT

MUSK MEN SPORT. JUNG, STARK UND EROTISCH.

NEU

MUSK MEN SPORT: AFTER SHAVE. EAU DE COLOGNE. EAU DE TOILETTE. DEODORANT SPRAY. DUSCHGEL.

Loriot-Film „Ödipussi"*: „Eigentlich ist schon Hopfen und Malz verloren"

LORIOT: Nein, nein. Eine starke Mutter, die zur Unzeit ein Brahms-Lied singt, ist nun mal komischer als eine Leiche.

SPIEGEL: Das Filmen hat Ihnen offenkundig Spaß gemacht. Haben Sie jetzt Blut geleckt?

LORIOT: Die Arbeit an einem Film ist ungeheuerlich schwer. Das Risiko und die Kosten sind groß – und ich werde in diesem Jahr 65. Und wenn ich schon keine Zeit habe, den Seniorenpaß der Bundesbahn zu genießen, dann sollte ich wenigstens nicht aus den Augen verlieren, wieviel Zeit ich noch habe. Also, „Blut geleckt" ist schön und gut, aber ich vergesse keinen Tag, daß die Zeit bemessen ist. Es ist was anderes, wenn jemand wie Hitchcock sein Leben lang einen Film nach dem anderen macht.

SPIEGEL: Und manche der besten erst nach 65.

LORIOT: Ja. Aber da hatte er schon eine ungeheure Routine und ein fest eingespieltes Team. Der brauchte nur mit den Fingern zu schnippen. Für mich ist es ja nun wirklich ein Debüt. Ich habe zwar viel Regie geführt in meinen Sketchen, und der Film ist regietechnisch nichts anderes als ein Riesen-Sketch. Das ist dieselbe Arbeit; aber es fehlt die Gewohnheit. Das vergrößert die Anstrengung. Dazu kommt die Verantwortung für eine so große Sache, die doch einige Millionen kostet – und der Gedanke, daß irgend jemand an mir 'ne Mark verliert, ist mir grauenvoll.

SPIEGEL: Kann das hier passieren?

LORIOT: Ein Film, der 7,5 Millionen kostet, braucht, wie ich gehört habe, mindestens zwei Millionen Zuschauer. Neulich habe ich irgendwo eine Aufstellung gelesen, nach der, glaube ich, nur fünf Filme in Deutschland pro Jahr über 1,5 Millionen Zuschauer erreichen. Ich glaube, der Otto-Film und noch zwei andere . . .

SPIEGEL: Doris Dörries „Männer", zum Beispiel.

LORIOT: . . . haben dann ihre Kosten eingespielt. Alles übrige geht nur mit staatlichem Zuschuß, so daß sich private Verluste in Grenzen halten. Mein Produzent Horst Wendlandt sagte: Nein, wir wollen keine Zuschüsse, das machen wir aus der Tasche. Das fand ich ungeheuer nobel; aber es belastet mich.

SPIEGEL: Der Film startet zur gleichen Zeit – und das ist ein Unikum – in der DDR und in der Bundesrepublik. Wie kommt es dazu, und was bedeutet das?

LORIOT: Ich habe ja dadurch, daß meine Bücher in der DDR gedruckt werden und ich dort eine ganze Reihe von Lesungen gemacht habe – mit Evelyn Hamann zusammen – und eine Ausstellung in meiner Heimatstadt Brandenburg, die dort im Dom zu den wirklich aufregendsten Erlebnissen meines Lebens gehört, eine gute Beziehung zu . . .

SPIEGEL: . . . zu den roten Preußen, der Preuße Vicco von Bülow zu den roten Preußen.

LORIOT: Ja. Außerdem ist es ja meine Heimat, und die Menschen sind dieselben wie früher. Daß sie in einem anderen politischen System leben, das ist eine andere Frage.

SPIEGEL: Und wo werden Sie sein zur Premiere?

LORIOT: Um 17 Uhr bin ich bei der Premiere im „Kosmos"-Kino in Ost-Berlin und um 20 Uhr in West-Berlin im „Gloria-Palast". Ganz gleichzeitig geht's also nicht.

SPIEGEL: Im Film sind Sie einmal gleichzeitig. Da beobachtet Ihr gesitteter Ödipus mit seiner ebenso gesitteten Freundin ein anderes Paar (aber wieder von Ihnen und Frau Hamann), das sich in sexueller Gier über den Hotelkorridor jagt. Da kommt der Faun in Loriot raus.

LORIOT: Der Faun und der Wunschtraum.

SPIEGEL: Ja, natürlich. Einer, der sich so fürs Benehmen interessiert, möchte einmal wenigstens jemanden beobachten, der sich so richtig schön gehenlassen kann.

LORIOT: Auch meine Figur, also dieser Paul Winkelmann im Film, macht sich wahrscheinlich irgendwo klar: Das ist zwar nicht meine Welt, und ich finde das ganz abscheulich – und was würde Mama dazu sagen? – , aber ein bißchen Neid ist natürlich dabei, besonders wenn er dann im Bett noch aus dem Nebenzimmer hört, wie das weitergeht. Außerdem – jetzt wieder privat – : Evelyn war entzückt über die Möglichkeit, mal zehn Sekunden richtig Klamotte zu machen und dem Affen Zucker zu geben.

SPIEGEL: Haben Sie nicht auch ab und zu großen Spaß, wirklich großen Slapstick zu machen, einfach nur Slapstick?

LORIOT: Natürlich, das macht mir einen wahnsinnigen Spaß. Das Komische war: Bei den Dreharbeiten, bei einem Film, sind das alles doch nur winzige kleine Stücke, die aus dem Zusammenhang gerissen ja nichts Komisches haben. Die Komik ergibt sich nur aus dem Zusammenhang. Aber die bewußt alberne Geschichte zwischen diesen beiden liebestollen Menschen bot etwas so ungeheuerlich anderes als das, was wir bisher drei Monate lang gemacht hatten, daß wir alle eine Weile fröhlich vor uns hingekichert haben.

SPIEGEL: Man könnte sagen: Loriot läßt die Sau raus.

LORIOT: Es hat Spaß gemacht.

* Loriot mit Evelyn Hamann, Katharina Brauren.

Bessere Kreise

Bei den Dummen passiert, wenn sie denken, viel mehr im Kopf. Bei den Schlauen geht es ruhiger zu.

Während der Proband wie befohlen seinen Grips anstrengt, liegt er auf dem Rücken. Sein Kopf steckt in der kreisrunden Öffnung eines Kastens, der an einen Waschautomaten erinnert.

Über Bildschirme nebenan flimmern unterdessen bunte Bilder, die das grübelnde Gehirn des Versuchsdenkers bei der Arbeit zeigen. Am lebhaft wechselnden Farbenspiel der Hirn-Silhouetten können die Wissenschaftler ablesen, wo und wie die Gedankengänge ablaufen und ob der Proband sich heftig den Kopf zerbricht oder ob er nur zerstreut vor sich hin sinniert.

Positronen-Emissions-Tomograph (PET) heißt der Apparat, mit dem die Gehirnforscher neuerdings versuchen, die Arbeitsweise des Zentralorgans genauer zu ergründen. Selbst feinste Regungen der Hirnaktivität lassen sich aufspüren und auf ihrem Weg durch die Hirnwindungen verfolgen.

Von den jüngsten Fortschritten der PET-Gedankenleser handeln zwei Forschungsberichte, die soeben in den USA erschienen sind:

- An der Washington University untersuchte ein Team unter Leitung des Neurologen Marcus Raichle, wie und in welchen Regionen das Gehirn akustisch übermittelte Begriffe aufnimmt, erkennt und in sinnvolle Zusammenhänge einordnet.
- An der Universität von Kalifornien in Irvine ermittelte eine Forschergruppe um den Psychiatrie-Professor Richard Haier, wie Gehirne von unterschiedlicher Intelligenz mit der Aufgabe fertig werden, geometrische Muster zu vervollständigen.

Der Hirn-Spionage mit PET-Detektoren, die ursprünglich nur der ärztlichen Diagnostik dienen sollten, liegt die Erkenntnis zugrunde, daß aktive Hirnpartien stärker durchblutet werden als ruhende. Der in ständigem Wechsel pulsierende Blutstrom schafft den Brennstoff (vor allem Glukose) heran, den die gerade eingeschalteten Nervenzellen für ihre Arbeit benötigen.

Beim PET-Test injizieren die Forscher ihren Versuchspersonen zunächst schwach radioaktive Substanzen wie etwa Kohlenstoff 11 oder Fluordeoxyglukose, die, in den Hirnkreislauf geschwemmt, als Markierungsstoffe dienen. Auf ihrer Reise durch das Zentralorgan senden die rasch zerfallenden Partikel Positronen aus, die der Detektor registriert und ortet. Ein Computer verarbeitet die Signale zu farbigen Hirn-Diagrammen – auf dem Monitor erscheinen, kontinuierlich wie im Film, Live-Aufnahmen aus der Tiefe des Gehirns.

Damit verfügen die Wissenschaftler erstmals über ein Instrument, das es ihnen erlaubt, die Schaltvorgänge im Denkorgan bis in Details zu erforschen. Zwar arbeitet der Bio-Computer unterm Schädeldach 5000mal langsamer als Rechenanlagen mit modernen Mikrochips; doch dafür ist das Gehirn, bestehend aus 140 Milliarden Nervenzellen, ungleich stärker miniaturisiert.

In nur einem Quadratmillimeter Großhirnrinde stecken etwa 100 000 Nervenzellen; jede einzelne davon steht, über ein Gestrüpp von Leitungsbahnen, mit rund 5000 anderen Zellen in Verbindung. Das extrem dicht geknüpfte Leitungsnetz, so haben die Forscher erkannt, befähigt das Gehirn, trotz langsamer Schaltelemente erstaunlich schnell zu arbeiten: Schwierige Aufgaben können in Teilprobleme zerlegt und dann parallel erledigt werden – ein Kunststück, das technische Computer erst anfangen zu beherrschen.

Wie die Arbeitsteilung im Gehirn funktioniert, hat das Team des Neurologen Raichle jetzt im PET-Versuch ermittelt. Raichles Probanden hörten zunächst eine Reihe von anschaulichen Begriffen (wie „Kuchen"), die sie anschließend wiederholen und danach mit einem passenden Wort (wie „essen") kombinieren mußten.

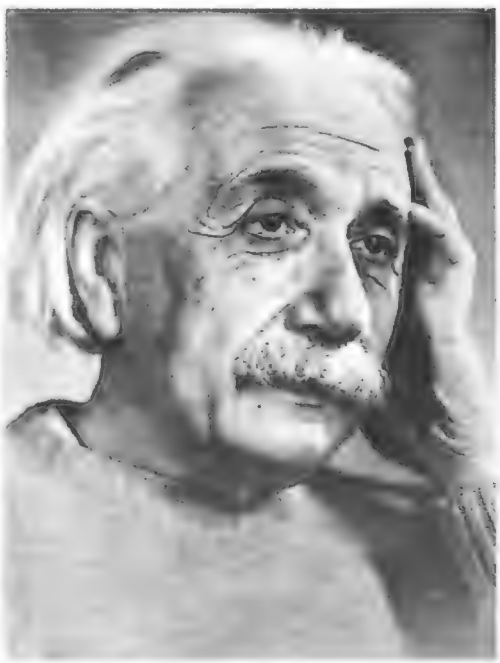
Am PET-Bildschirm wurde offenbar, daß die simple Aufgabe Dutzende von zum Teil weit auseinanderliegenden Hirnzentren mobilisierte. Fast gleichzeitig traten Seh-, Hör- und Sprachzentren in Aktion, dazu Hirnregionen, die bildhafte Assoziationen erzeugen, sowie Schaltregionen, die für die Steuerung der Sprechmuskulatur im Kehlkopf verantwortlich sind.

Hinter den scheinbar chaotischen Erregungsmustern, so resümierten die Forscher von der Washington University, walte eine weitaus kompliziertere Ordnung, als bislang vermutet werde. Schon bei anspruchslosen Denkvorgängen setzt das Gehirn offenbar eine Fülle von Parallelschaltungen in Gang – wobei, wie das Team aus Kalifornien entdeckt hat, jeder Mensch seine höchst individuellen Schaltgewohnheiten entwickelt.

Dummheit im Film*: Grelles Flackern

Im PET-Experiment mit unterschiedlich intelligenten Probanden erschienen auf dem Monitor überraschend verschiedenartige Hirnbilder: Aus den Köpfen hochbegabter Versuchsteilnehmer wurden ruhige, matt leuchtende Farbfilme auf die Mattscheibe übertragen; die Minderbegabten dagegen lieferten wild bewegte, grell flackernde Bildfolgen.

Es sehe so aus, meint dazu Forscher Haier, „als ob die weniger Klugen überall im Gehirn nach der Lösung des Rätsels suchten". Für die Ruhe im Kopf der Intelligenzler hat Haier nur eine vage Erklärung: „Mag sein, die haben bessere Schaltkreise." ◆



Intelligenz-Symbol Einstein: Ruhige Farben

* Stan Laurel in „Dick und Doof".

DER PARTNER FÜR IHRE ZUK

AM MARKT REAGIEREN – MIT KONZEPTEN VON HEWLETT-PACKARD.

„Alle Informationen schnell bereit haben, reagieren können – das ist für uns wichtig. In Deutschland, europaweit, weltweit. Dabei helfen uns die Computer-Konzepte von Hewlett-Packard: Kommerzielle Rechner und PCs, verbunden in einem internationalen Netzwerk, und die passende Anwendersoftware ermöglichen uns schnelle Aufbereitung, Durchführung und Kontrolle unserer Daten – von der Materialwirtschaft über die Kostenträgerrechnung bis hin zu einem zukünftigen integrierten Informations-Management. Das sind die Voraussetzungen, um schnell und innovativ am Markt reagieren zu können.
Die Zusammenarbeit mit Hewlett-Packard, die Beratung und der Service entsprechen den Vorstellungen, die wir von einem kompetenten Partner haben."

Dr. Klaus-Peter Meier, Procter & Gamble GmbH, EDV-Leiter Werk Worms (links), im Gespräch mit dem Hewlett-Packard Vertriebsberater Herbert Rosenbach.

Hewlett-Packard zählt zu den Spitzenunternehmen der Elektronik. Qualität, Innovation und Partnerschaft sind die Faktoren, denen das Unternehmen seinen Erfolg zu verdanken hat. In Deutschland und weltweit – seit fast 50 Jahren.
Wenn Sie mehr über die kommerziellen Computer-Konzepte von Hewlett-Packard erfahren möchten, wenden Sie sich bitte an Hewlett-Packard GmbH, Bad Homburg, 06172/400-231.

UNFT.

HEWLETT PACKARD

Mallorca-Winterurlauber bei der Strandgymnastik, bei einem Limbo-Wettbewerb: „Wir können nicht verhindern, daß wir älter werden,

Das zweite Leben der Alleingelassenen

SPIEGEL-Autor Klaus Kröger über die Völkerwanderung deutscher Rentner nach Mallorca

Die Welle schlägt auf den Strand und gibt einen Berliner, 68, frei. Die Wetterstation von Palma de Mallorca meldet 13 Grad Wassertemperatur. Zwischen wachsblassen Lippen stößt der Badegast hervor: „Brauch' ick jeden Tag." Dann stapft er auf kräftigen Beinen zurück ins Hotel. „Wunderbar."

Alle Tage sind ein bis zwei Dutzend grau- bis weißhaarige Bundesbürger im Meer der Bucht von Palma anzutreffen. Das Baden um seiner selbst willen heißt, daß die Freudlosigkeit die Essenz des Spaßes ist. „Hauptsache nicht rosten", verrät eine füllige Dame in der Rüste ihres siebten Lebensjahrzehnts und geht, im Vertrauen auf ihren konstitutionell bedingt günstigen Wärmehaushalt, ein zweites Mal in die böse Gischt.

Die fünf Kilometer lange Uferfront zwischen Ca'n Pastilla und Arenal, im Sommer Europas größte Lemming-Station des Strandtourismus, zieht in den Wintermonaten mehr und mehr jene Bürger an, die ihren letzten, weil unbefristeten Urlaub genommen haben. Mindestens 100 000 Rentner und Pensionäre, ehemals Selbständige und Freiberufler haben Mallorca in diesem Jahr als Winterquartier erwählt, ein deutsches Florida auf den Balearen.

Die großen Reiseveranstalter Touristik Union International (TUI) sowie Neckermann und Reisen (NUR) registrierten wie in den Vorjahren ungeplante Zuwächse von acht Prozent und mehr.

Die Alten kommen, wenn die berufstätigen Kurzurlauber die Insel verlassen haben, und umgekehrt. Es ist fast wie zu Hause: Alt und jung halten sich möglichst voneinander fern. Im November landen die ersten Pensionäre, Ende März verlassen die letzten das winterwarme Eiland. Und die bejahrten Gäste bleiben jedes Jahr länger. Allein die TUI rechnet in dieser Wintersaison mit über 20 000 Bundesbürgern, die mehr als sechs Wochen auf Mallorca verbringen.

Das Gros der Touristen hat 65 Jahre hinter sich. Aber viele, vor allem Damen, sind älter als 80, und in jedem Hotel wohnen einige, die wenig jünger als oder über 90 sind. Langgediente Ehepaare machen nicht unbedingt die Masse der hier Versammelten aus, viele Paare rekrutieren sich aus zweiten und weiteren Verbindungen, verheiratet oder nicht, fast ein Drittel, abermals überwiegend Damen, kommt allein.

Was sie eint, ist der entschiedene Wille, wenigstens jetzt, da man schon Lebensjahre und Gesundheit für den Gewinn von Zeitsouveränität hat hergeben müssen, nicht auch noch die Trostlosigkeit der nördlichen Wetter-Unbilden widerstandslos zu erdulden. Die mit den Jahren wachsende Angst vor langen Nächten und dunklen Tagen, Glatteis und kalter Nässe treibt sie zu Paaren und allein. „Bloß weg hier", läßt sich ein älterer Hamburger beim Start des vollbesetzten Rentnerbombers von Hapag-Lloyd Richtung Palma vernehmen – 310 Fluggäste, darunter zwei Kinder, an die drei Dutzend jüngere Touristen, der Rest Pensionäre.

Triumphierend winkt der Tourist durch das Flugzeugfenster Hamburg zum Abschied. „So, erst mal zehn Wochen raus, das Wetter ist für uns gegessen." Später leert er mit seiner Ehefrau eine Flasche Champagner. In der Heringsdosen-Enge der Kabine ist die Euphorie zum Schneiden.

Nirgendwo sind die jüngsten Opfer deutscher Geschichte derart konzentriert wie auf Mallorca, die vielen Prothesenträger, Einäugigen, Vernarbten, auch die Witwen des letzten Orlogs. Die Sozialrente, deren Dynamik bekanntlich nur den frühen Empfängern Auskommen und Zufriedenheit beschert – die Nachgeborenen ereilt der große Schnee-

ball –, hat ganz offenbar die richtigen Adressaten gerade noch zur rechten Zeit erreicht.

Der Österreicher Bob Kalous, 48, Leiter des Clubs Mallorquin in Playa de Palma mit einem Ableger in Paguera, der ein umfangreiches Winterprogramm für die Rentner organisiert, weiß: „Den heute üblichen, oft zweimaligen Jahresurlaub im Ausland hat ein großer Teil unserer Gäste vor der Pensionierung gar nicht gekannt. Die hatten ganz andere Sorgen."

„Wir können nicht verhindern, daß wir älter werden", so der früher selbständige Berliner Graphiker Herbert Heinrich, 65, der seit vier Jahren als Dauergast im Eigenheim auf einer Klippe mit Meerblick nahe Paguera lebt, „aber wir können verdammt noch mal verhindern, daß das bei schlechtem Wetter geschieht." Als Verfasser von sechs Büchern über Wanderwege auf Mallorca, über Geschichte, Kultur, Land und Leute ist Herbert Heinrich mittlerweile unter den Deutschen auf der Insel ein bekannter Mann.

Das milde Klima, auch im Januar und Februar sinkt die Temperatur selten unter 15 Grad, aktiviert Kräfte und Säfte.

aber wir können verhindern, daß es bei schlechtem Wetter geschieht"

In einer selbst bei trübem Wetter nicht abreißenden Kette ziehen die Pensionäre über die lange Strandpromenade, Kilometer für Kilometer, es gilt, dem niedrigen Blutdruck, der Arthrose sowie der Vergänglichkeit die hohe Stirn zu bieten. Dabei lassen sie sich auch nicht von den tiefen Rissen und tückisch hochstehenden Platten abhalten, die überall als wahre Rentnerfallen auf den Gehsteigen angebracht sind.

Doch Mallorca ist mehr als eine Fluchtburg vor der nach Celsius gemessenen Kälte. Zu den Ankunftszeiten der Flughafen-Busse stehen bereits etliche Gäste vor den Hotels und warten auf die Neuankommenden. Denn man kennt sich aus dem Vorjahr, oft aber schon länger. Viele Urlauber aus ganz verschiedenen Regionen Deutschlands haben ihre Reisetermine abgestimmt. Sie korrespondieren und telephonieren auch zu Hause miteinander. Und auf Mallorca trifft man sich dann alle Jahre.

Es kommt zu richtigen Wiedersehensszenen mit Umarmungen und Küssen, auch mit begleitenden Tränen. Das zweite Hallo geht los, wenn der Empfangschef die Rückkehrer erkennt. Andere Gäste kommen hinzu. Dialekte fraternisieren: „Toll des, daß ihr do seid" – „das kanns laut sagen, näch." Die Koffer bleiben erst mal stehen.

Auf der von ihnen trotzig so genannten Rentnerinsel suchen sie das, was viele zu Hause entbehren – Unterhaltung, gute Nachbarschaft, Leben in Gemeinschaft. „Ein großer Teil der Gäste", entdeckte Dr. Gottfried Tourneur, 64, ehemals Sozialmediziner in Lippstadt, „ist zu Hause auf eine kaum vorstellbare Weise einsam, ist verzweifelt und fühlt sich regelrecht verlassen." Der pensionierte Internist – er hat sich vor zwei Jahren nördlich von Palma ein Haus auf dem Land gekauft und lebt seither mit seiner Ehefrau Marie-Anne ständig hier – hält vor stark besuchten Auditorien im Club Mallorquin der TUI eine Vortragsreihe über medizinische Begriffe.

Überall und immer wieder tauschen die Omas Photos ihrer Kinder und Enkel aus, die sie meistens freilich nicht mehr

Deutsches Speisen- und Getränkeangebot, Singen im „Geierwalli"-Lokal*: „So manches sinkende Ego aufgefangen"

* Vierte von links: die Wirtin.

Bitburger Pils
Bitte ein Bit

als ein- oder zweimal im Jahr für wenige Tage zu Gesicht bekommen. Und oft werden nicht die Erinnerungen, sondern nur die Bilder erneuert.

Den Urlaub verbringen die Kinder und Enkel selber im Ausland, man lebt nicht mehr am selben Ort. Der Wille und die Fähigkeit der Alten, sich nützlich zu machen, stößt oft ins Leere. Neckermann-Manager Peter Linder: „Wir erleben es immer wieder, daß die Kinder vor Weihnachten den alten Eltern, aber auch dem alleinstehenden Vater oder der Mutter das Ticket und die Reiseunterlagen schenken." Dann ist man sie los.

„Was hält uns zu Hause", so ein ehemaliger Kölner Betriebselektriker im Café Tango-Bar in Playa de Palma, „wenn man in Chorweiler wohnt", einer weithin gefürchteten Protuberanz der Kölner Stadtplanung. „Wir sind ganz normale Leute ohne große Schrammen, Sie mögen es glauben oder nicht, wir haben hier in drei Jahren viel mehr nette Bekannte gefunden als vorher in zwölf Jahren zu Hause." Das ist kein Einzelfall, es ist fast der Tenor.

Auf Mallorca hat die alleingelassene Generation den Spieß umgedreht und sich ein zweites Leben zugelegt, das für manche das eigentliche geworden ist. Auch auf den Kanarischen Inseln verbringen viele tausend ältere Bundesbürger Teile des Winters, doch Teneriffa, Gran Canaria und Fuerteventura haben im Winter Hauptsaison, die Preise sind weitaus höher; viele Pensionäre fühlen sich in dem Trubel unwohl und an den Rand gedrängt.

Hier aber macht man selbst die Musik. Das ständige Zusammenleben mit ausschließlich älteren Landsleuten stört offenbar nicht nur keinen, sondern erhöht sogar den Reiz der Sache. Niemand muß sich jugendlicher stellen, als er ist, und jeder kann so jung sein, wie er sich fühlt, muß nicht die Opa- oder Oma-Rolle spielen, die man zu Hause ihm oder ihr zuweist.

TUI-Manager Bob Kalous: „Uns wurde vor kurzem eine Dame aus Köln als hinfällig annonciert. Wir waren überrascht, als wir dieselbe Dame 14 Tage später hier haben tanzen gesehen, beinahe überrascht, denn das erleben wir ja nicht so selten."

Und auf dieser Insel ist die Rente noch was wert. Dank spezieller Wintertarife kann beispielsweise der Neckermann-Tourist schon für 1889 Mark mit Halbpension zwölf Wochen lang bleiben, die billigste Unterkunft ohne alles kostet den Neckermann 1349 Mark für das Quartal einschließlich Flug. Den höchsten Halbpensionspreis in Playa de Palma berechnet die TUI für ihr Vertragshotel Rio Bravo, das zur Gruppe des spanischen Reisepioniers Luis Riu zählt, mit etwa 5000 Mark für den gleichen Zeitraum. Im Durchschnitt zahlen die Langzeitgäste etwa 3000 Mark.

Alle Hotels sind beheizt, die meisten bieten ein Frühstücksbuffet auf, einige haben überdachte Swimmingpools. Über Parabolantennen ist SAT 1 in fast jedem Haus gegenwärtig.

Und der Brandy ist dank fehlender Monopolabgabe billig. „Ciente tres oder Osborne, wisset Sie, der mit die Hörner, egal, da halten die Ober ja noch richtig druff" – der mindestens dreifache Brandy kostet 95 Peseten, etwa 1,40 Mark. So verdichten sich die guten Eindrücke, und mancher trinkt schon mittags, was er abends braucht.

Von vor Weihnachten bis Ende März sind die deutschen Vertragshotels in der Palma-Bucht stark belegt, zeitweise sogar ausgebucht. Aber auch in Cala Millor und Cala Ratjada an der Ostküste öffnen sich immer mehr Häuser dem Senioren-Tourismus der Winterzeit. Selbst mit den Billigpreisen, kaum die Hälfte der Sommerkurse, sind die Hoteliers zufrieden. Denn so holen sie mehr rein als die Kosten, die bei Schließung der Häuser ohnehin anfallen.

Einig sind sich die Gäste vor allem in dem Bestreben, unterwegs und nicht allein zu sein. Pünktlich gegen vier Uhr nachmittags füllen sich die deutschen In-Lokale am Strip bis auf den letzten Platz, die Cafés „Berlin", „Alt-Berlin", „Tyrol", „Tango-Bar" in Playa de Palma, abermals „Berlin" und das „Fäßchen bei Erna" in Paguera. Deutsch muß es sein, vor allem deutscher Kaffee – hier überall gleichbedeutend mit Jacobs –, und billig muß es sein. Eine große Tasse mit Sahne aus der Dose plus Torte für drei Mark oder wenig mehr, das ist die Richtschnur. Sieben Mark für die Speisen, viel mehr darf es nicht kosten.

Der spanische Kaffee, härter gebrannt und mit schlechteren Maschinen zubereitet, erweckt bei den älteren Bundesbürgern offenbar immer noch phobische Erinnerungen an Muckefuck-Zeiten, Urängste werden mobil. Anders ist die ständig wiederholte Entrüstung über den Hotel-Kaffee nicht zu erklären. Spanische Lokale bleiben leer, selbst wenn dort ein ausgezeichneter Café solo ausgeschenkt wird. Jacobs muß es sein, wenngleich Insider munkeln, die Wirte streckten schon seit langem das Bremer Produkt mit spanischen Importen.

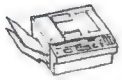
Die Überfixierung der Pensionäre auf deutschen „Bohnenkaffee", so wird er hier noch oft genannt, veranlaßte die Neckermann-Manager zu Weihnachten, 18 Zentner Jacobs-Kaffee auf eigene Rechnung zu importieren und an die Vertragshotels zu verteilen.

Wehe den nicht selten deutschen Wirten, die hier den Preis nur um zehn Pfennig für die Tasse erhöhen würden, sie riskierten die plötzliche Entleerung ihres Lokals, und sie wissen es. Denn diese Generation, die das Sparen in der Not lernte, hat auch Zeit für weite Wege. In Paguera, so beobachtete eine deutsche Wirtin, laufen Pensionäre eine Strecke von über einem Kilometer ab, um die Wechselkurse der dort ansässigen Banken zu notieren, ehe sie ihren Vorteil, in der zweiten Stelle nach dem Komma, beim Umtausch der Schecks realisieren.

Armut ist es meist nicht, was sie treibt. Unter 3000 Mark Rentensumme im Monat haben nur wenige, vielmehr ist es ein Freizeitsport, freilich mit traumatischem Hintergrund.

Nur hier sind die deutschen Rentner eine Macht. Auf zwei Kanälen, Radio Balear International und Radio Alemana, die morgens, nachmittags und abends insgesamt etwa fünf Stunden täglich in deutscher Sprache senden, sind Uralt-Oldies Pflicht. Die Beine von Dolores im Hafen von Adano im herrlichen Sorrent, die Capri-Fischer im Verbund mit der Fischerin vom Bodensee, der schönen Maid juchheh, und immer wie-

Wandern mit Wanderführer Meyer (M.): „Wer sich hängen läßt, ist verloren"

varix Bürokommunikation für Bildschirmarbeitsplatz, Betriebsdatenerfassung,  Fernkopierer,

„Ist in Deinem Betrieb der Verwaltungsaufwand auch so rasch gestiegen?"

„Nee, der ist runtergegangen, seit ich mir Schritt für Schritt die Bürokommunikation von DeTeWe angeschafft habe."

Bildteleton,

digitales Telefon. Beratung: Telefon 0 30/61 04-23 10.

DeTeWe

der der lachende Vagabund von Fred Bertelmann, dessen persönliches Auftreten auf Mallorca die TUI auch in dieser Saison sicherstellte. Es wird tagaus, tagein gejodelt, als gelte es, dem alpenländischen Liedgut ein zweites, stärkeres Bein auf den Balearen zu verschaffen.

Nicht einmal Hamburg oder München könnten von sich sagen, daß in ihren Mauern täglich derart oft Eisbein oder Schweinshaxe mit Sauerkraut angeschlagen ständen wie hier. Die Wurst in allen ihren regionalen Spielarten, ebenfalls ein Kulturfolger des Deutschtums im Ausland, wird jetzt auch im Winter in Presse und Rundfunk werbend herausgestellt, von angeblich deutschen Schlachtern, Fleischern, Metzgern und Selchern zubereitet.

Tanz mit der Rentnerband: Vier Leistungsklassen im Club Schwalbe

Deutsche Direktverkäufer von Sprudelbädern und Merino-Betten haben ihre abgebrühtesten Vertreter auf die Wintergäste angesetzt. Für die Firma Global sind zeitweise an die 20 Zweierteams auf Mallorca unterwegs. Das Unternehmen mietet Räume in Hotels und Restaurants an. Viele Veranstaltungen sind schon eine Stunde vor Beginn wegen Überfüllung geschlossen. Grund: Die Drücker spendieren den Gästen eine Tasse Kaffee sowie ein Stück Kuchen, alternativ gibt es auch ein Bier und ein Wurstbrot. Andere Veranstalter fahren ihre in Aussicht genommenen Kunden mit dem Bus über Land, dafür berechnen sie drei Mark. Kaffee und Kuchen sowie allerlei Kinkerlitzchen sind immer inklusive.

Niemand wird bei den Veranstaltungen gelinkt oder übertölpelt. Den abgebutterten Verkäufern sitzen die hartgesottenen Nassauer gleichwertig gegenüber. Der Global-Verkäufer Hans-Werner: „Seit November haben zwei Damen aus Paguera allein an 21 meiner Veranstaltungen teilgenommen." Viele Gäste haben das, was angeboten wird, bereits längst zu Hause. Es ist ein offener Kampf, mal gewinnen die einen, mal die anderen.

In der spanischen Presse ist zu lesen, dank der deutschen Touristen sei der Winterschlußverkauf, den hier auch die Gäste phonetisch richtig „Rebacha" (von Rebaja) nennen, ein voller Erfolg geworden. Das ist glaubhaft, denn die Urlauber auf ihren weiten Wegen sind seither noch leichter als Deutsche auszumachen denn zuvor schon: an den in dieser Saison grau mit blau abgetönten Freizeitjacken spanischer Herkunft.

Immer noch wundern sich die Einheimischen über die motorischen Energien der älteren Deutschen, die den Sommertouristen keineswegs zu eigen sind. Tatsächlich, so scheint es bisweilen, herrscht eine Sportabzeichen-Mentalität.

Eine 74jährige Witwe, deren Dialekt auf ihren Lebensmittelpunkt Kassel hindeutet, erzählt nachmittags im Café, das an der „Rennbahn" liegt, wie die Alten die Uferstraße nennen, sie habe heute zwölf Kilometer hinter sich. Sie erregt damit freilich weniger Aufmerksamkeit als erhofft, denn die anderen Gäste, die gemeinsam mit ihr am Tisch sitzen, haben an diesem Tag nur zwei Kilometer weniger unter den Hacken, und, wie ein 75jähriger Herr aus Soest erzählt, „gehen wir morgen 15 Kilometer mit dem Meyer".

Dieser, Friedrich Meyer, 78, ist der Wanderpapst – wie ihn viele hier nennen – der Senioren-Bewegung. Er ist offizieller Wanderführer von NUR.

Brauereibesitzer in Nördlingen, Spezialität Weißbier, war er zuvor, auch Betreiber seiner Braugaststätte. Er kam 1974 nach Mallorca, „der erste Urlaub, das erste freie Wochenende in meinem Leben", nachdem ihm sein Arzt bedeutet hatte, er sei nicht krank, sondern „in allen Teilen total verschlissen" (Meyer) – ein Lebenslauf wie von der Marketing-Abteilung eines Senioren-Reiseveranstalters erfunden.

Der Brauer kam und blieb, jeweils von November bis März, als Wanderführer und Glücksfall des Club Schwalbe, den Neckermann 1976 speziell für die Pensionäre gegründet hatte.

Er, der ein Leben lang nie Zeit hatte, mehr als zehn Schritte vor das Sudhaus oder die Gaststätte zu tun, führt seit 14 Jahren die immer größer werdende Schar der gereiften Wanderer über von ihm selbst erkundete Pfade, flach und hoch; rund 5000 Pensio-

Sarg vor dem Rückflug: Rührend um Zurückgebliebene besorgt

JAVAANSE
JONGENS
JAVAANSE JONGENS
MILD

TELDEC

Erster Rang – erste Reihe. Klassik – das Beste von TELDEC.

CD: 414 476-2 (8.35747) (3 CDs) · auch als LP + MC

CD: 8.35785 (2 CDs) · auch als LP + MC

CD: 411 805-2 (8.35758) (3 CDs) · auch als LP + MC

CD: 8.35762 (2 CDs) · auch als LP + MC

TELDEC SCHALLPLATTEN GMBH

näre begleiten ihn je Saison auf etwa 1000 Kilometern.

„Nichtstun muß organisiert sein", verrät ein 53jähriger ehemals leitender Angestellter aus dem Stahlhandel, den eine fortschreitende Gehbehinderung in die Invalidenrente zwang und der seit vier Jahren drei Wintermonate unter den Älteren auf der Insel verbringt. „Wer im Bett liegenbleibt, sich hängen läßt, ist verloren."

Die routinierten Langzeit-Urlauber stellen in den Hotels durchweg den weißen Kreis der Maßgebenden dar, vor denen die frisch ankommenden Probanden erst einmal bestehen müssen. Sie wissen über das eigene Haus möglicherweise mehr als die Betreiber, Vorzüge, aber auch Macken und Launen der Gäste und Dienstleister sind ihnen bis ins kleinste geläufig. Man kann sich wohl zwei oder drei Wochen lang verstellen, schwerlich aber ein Vierteljahr, und dies auch noch zu wiederholten Malen. „Das hat schon etwas Familiäres", so der frühere Stahlhändler, „auch was das Problematische angeht" – die suggestive Intimität des Zauberbergs.

Nachbarschaft auf immer noch begrenzte Zeit aber fördert den Willen, eine gute Figur zu machen. Es ist, anders als unter Sommer-Urlaubern, selten, daß hier einer richtig angibt, die Pretiosen seines Lebens anderen links und rechts um die Ohren haut. Auch die Auto- und Motor-Gespräche, zentrales Thema der deutschen Urlaubs-Ottos, tönen hier nicht mehr auf.

Die sozialen Unterschiede der Urlauber werden durch das Bildungsniveau und die Hotelklassen markiert, das letzte Achtel des Lebens aber vereint offensichtlich die Mehrheit in dem Bemühen um Toleranz. Vor allem herrscht Höflichkeit. Man hält sich die Tür auf, hilft sich in Rock und Mantel, erscheint nicht wie die vielen Sommertouristen zum Frühstück, Mittag- und Abendessen sowie danach an der Bar im immer gleichen Jogging-Anzug und im großbedruckten T-Shirt. Im Bus stehen 75jährige für 80jährige auf, während – es ist wie zu Hause – jugendliche Spanier sitzen bleiben.

Die ewige Freizeit wird durch eine selbstauferlegte Pflichtenliste zu einem Ersatz-Tagwerk umgewandelt. Der spanische Kellner Paco: „Schon um halb acht frühstücken, können schlafen, nix zu tun, warum?" Das ist eine gute Frage. Pünktlichkeit haben die Pensionäre zum Teil sogar der freundlich-zähen Mañana-Mentalität der Einheimischen abgetrotzt. Die Startzeiten der Busse, die zu Sightseeing-Touren ins Land fahren, sind in den Hotels minuziös plakatiert – 9.03 Uhr, 9.07 Uhr – und tatsächlich, die Busse sind genau dann da.

Um halb zehn ist Gymnastik beim Club Mallorquin und im Club Schwalbe, mehr als 50 Teilnehmer sind es immer, zumeist älter als 70, von denen die meisten deshalb zu Hause keinen Schritt vor die Tür tun würden. Noch schwer atmend von der Bückerei verrät einer: „Mein Arzt hat mir gesagt, wenn ich nicht aktiv bin und mein Leben ändere, sitze ich in einigen Jahren im AOK-Trolley", gemeint ist ein Rollstuhl.

Wie Schulstundenpläne sehen die Clubprogramme aus, die in den Hotels angeschlagen sind: Spanisch für Anfänger und Fortgeschrittene, Basteln, Wassergymnastik, Yoga, Preisskat, Boccia, Bowling und Kegeln, Wanderstammtische mit Ehrungen für besonders tüchtige Marschierer, Besucher-Parlamente. Magneten sind die Club-Shows, bei denen Gäste vor Gästen auftreten, sowie das wöchentliche Blutdruckmessen. Denn dabei kann man sich vergewissern, daß man doch nicht ganz gesund ist, das gibt neuen Gesprächsstoff.

Der Chorleiter Wilhelm Männicke, 68, aus Hannover veranstaltet im Winter Liedertafeln und Wunschkonzerte. Die Veranstaltungen begleitet die TUI-Angestellte Sonja Brzostowicz mit der Kamera und führt die professionell gefertigten Videofilme mit unterlegter Musik jede Woche als „Szenen aus dem Clubgeschehen" vor. Die Gäste können sich dann selbst in Aktion sehen.

Pensionäre sind für Rentner tätig, das hat sich nach den Erfahrungen der Clubmanager als höchst erfolgreich erwiesen. Der frühere Akustik-Techniker Paul Gazke, 68, auch er kam als Tourist, den alle hier nur „den Paul" nennen, macht sich im TUI-Club als Mann für alles nützlich. Dafür wohnt er jeweils ein halbes Jahr mit seiner Ehefrau gratis im Hotel Concordia.

Zur Attraktion der Insel und des Nekkermann-Clubs Schwalbe wurde die „Rentnerband", die, anders als die Hamburger Kapelle gleichen Namens, sich mit Recht so nennt. Der Berliner Polizeibeamte Helmut Moczko, 67, rekrutierte sie nach seiner Pensionierung aus ebenfalls außer Dienst gestellten Instrumentalisten.

Die Säle sind schon eine halbe Stunde vor Beginn brechend voll. Und es wird richtig getanzt, bisweilen scheint es, als veranstalteten hier Tanzclubs ihre internen Turniere. Das ist kein Zufall, denn viele Pensionäre nehmen seit Jahren wöchentlich eine oder mehrere Tanzstunden auf der Insel. Im siebten Jahr ist im Club Schwalbe das Tanzlehrer-Ehepaar Geo und Lilo Geisert tätig, im Konkurrenzclub Mallorquin seit zehn Jahren Rudolf Grebe, 62, aus Münster.

Die Kursisten lernen sogar Boogie, Rumba, Cha-Cha-Cha, Samba und Paso doble, jeweils in vier Leistungsklassen auch zusätzliche schwierige Figuren. Und wegen der stets in Überzahl erscheinenden alten Damen müssen etliche von ihnen den Männer-Part übernehmen.

Manche Hotels veranstalten nahezu täglich Tanzabende, oft ist Damenwahl. Passable Witwer ohne Begleitung, zumal solche, die womöglich gern tanzen, sind, wenn sie einmal mit Erfolg sich haben

Beim AutoLeasing mit ALD haben Sie die freie Markenwahl, obwohl Sie es immer nur mit einem Leasing-Unternehmen zu tun haben.

Das garantiert eine kosten- und zeitsparende Betreuung und eine absolut objektive Beratung. Ein großer Vorteil vor allem für Firmen mit gemischtem Fuhrpark: ALD – Deutschlands große markenunabhängige AutoLeasing-Gesellschaft. Egal, ob es um den Einzelwagen, den kleinen Fuhrpark oder die große Flotte geht: ALD bietet Ihnen maßgeschneiderte Angebote und scharf kalkulierte Konditionen. Vom Finanz-Leasing bis zum Full-Service inklusive Steuern, Versicherung, Benzinabrechnung und ... und ...

ALD AutoLeasing D

Die AutoLeasing-Spezialisten

Über 20 Jahre Erfahrung.
Über 100.000 Wagen auf der Straße und 10 x in Deutschland.

Zentrale Hamburg, Nedderfeld 95, 2000 Hamburg 54, Telefon: 040/4 71 04-0
Niederlassungen: Berlin 030/7 92 20 99 · Bremen 0421/48 80 47 · Hannover 0511/63 08 2-0 · Düsseldorf 0211/5 96 19-0
Frankfurt 069/3 40 50-0 · Saarbrücken 0681/81 50 67 · Stuttgart 0711/8 00 03-0 · Augsburg 0821/70 40 91 · München 089/14 90 00-0

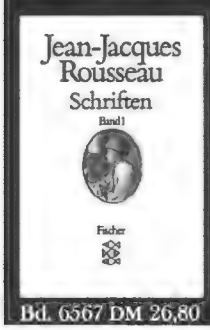
Neue Taschenbücher

Fischer im März

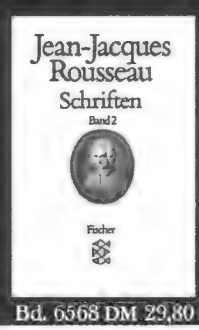
Jean-Jacques Rousseau

Jean-Jacques Rousseau (1712-1778), der ein äußerst unstetes und bedrohtes Leben führte, verfaßte autobiographische, pädagogische, kulturkritische und philosophische Schriften. Er war zeitweise der berühmteste und am heftigsten diskutierte Autor Europas – teils wegen der zivilisationsfeindlichen Tendenz seiner Texte, teils wegen seiner öffentlichen Fehden (u. a. mit Voltaire), vor allem aber wegen seiner leidenschaftlichen, die eigene Subjektivität rückhaltlos preisgebenden Sprache.

In Vorbereitung:
Ernst Cassirer/Jean Starobinski/
Robert Darnton/Henning Ritter
Vier Vorschläge, Rousseau zu lesen
Bd. 6569 DM 9,80



Bd. 6567 DM 26,80



Bd. 6568 DM 29,80

Bd. 5981 DM 16,80

Bd. 4607 DM 12,80

Bd. 4116 DM 14,80

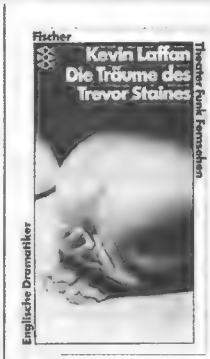
Bd. 9116 DM 12,80
»Nachrichten aus dem Leben eines Lords«: so lautet der Titel des Nachtprogramms über Edward Bulwer-Lytton, einer Schlüsselfigur der viktorianischen Zeit. Dazu kommen die Nachtprogramme über Charles Dickens und Wilkie Collins und jenes über die »taubengrauen Schwestern« Brontë.

Bd. 2357 DM 18,80

Bd. 4708 DM 12,80

Bd. 4473 DM 12,80

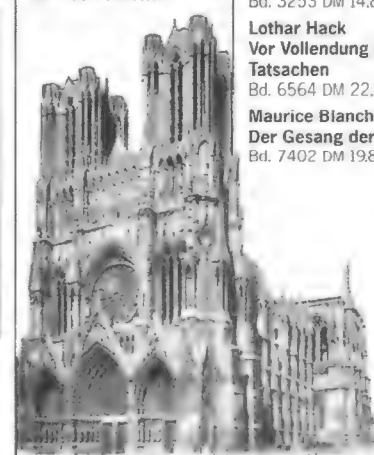
Bd. 42299 DM 29,80
Dieses mehr als 500 Seiten starke Kompendium umfaßt wichtige Arbeiten aus allen Bereichen der Kinderpsychotherapie. Es darf als ein Standardwerk für Kinderärzte und -psychiater gelten. Namhafte Autoren – wie Anna Freud, Julia Schwarzmann, René Spitz und Hans Zulliger – haben an diesem Handbuch mitgewirkt.



Bd. 7113 DM 9,80

Bd. 3875 DM 14,80

Bd. 4390 DM 19,80



Hans-Joachim Kunst/ Wolfgang Schenkluhn
Die Kathedrale in Reims
Bd. 3936 DM 14,80
Die Kathedrale von Reims wird aus ihrer konkreten Umgebung heraus interpretiert und architektonisch als ein Bau vorgestellt, der sowohl alte Formen aufgenommen als auch neue geprägt hat. Es wird gezeigt, daß die Wahl der Vorbilder von den Interessen der Bauherren bestimmt war.

Bd. 9170 DM 19,80

WEITERE NEUERSCHEINUNGEN:

Arno Schmidt
Schwänze
Bd. 9115 DM 7,80

Inge Merkel
Die letzte Posaune
Bd. 9169 DM 16,80

Elisabeth Engelhardt und Idas Thränen fließen in die Tasse
Bd. 8264 DM 9,80

Ilja Ilf/Jewgeni Petrow
Das goldene Kalb oder Die Jagd nach der Million
Bd. 8263 DM 14,80

Abraham Merritt
Der Mondteich
Bd. 2735 DM 19,80

Fischer Länderkunde, Bd. 5
Afrika – südlich der Sahara
Bd. 6232 DM 24,80

Wolfgang Kraus
Die Spuren des Paradieses
Bd. 3878 DM 14,80

Torey L. Hayden
Kevin
Bd. 3253 DM 14,80

Lothar Hack
Vor Vollendung der Tatsachen
Bd. 6564 DM 22,80

Maurice Blanchot
Der Gesang der Sirenen
Bd. 7402 DM 19,80

auffordern lassen, verloren. Sie verlassen die Soiree selbst bei guter Konstitution erschöpft, fertig.

Tanzstunden und -tees, das gilt auch hier noch, sind Stunden des Flirts und der Beginn neuer Liebe. Gar nicht so wenige finden sich in hoher Zeit für eine Saison, für länger oder immer. Es kommt sogar zu richtigen Verlobungen, wenigstens wird darüber in allen Häusern berichtet, freilich kaum zum legalisierten Bund – der dann drohende Renten- oder Unterhaltsverlust ist davor.

Aber deshalb muß man ja nicht traurig sein. Dazu ist Zeit genug zu Hause. „Morgen, Hans, müssen wir endlich zur ‚Geierwalli', wir sind getz schon sechs Wochen hier. Hörst du?"

Die überall besagte Geierwalli führt ein Lokal etwas abseits vom Zentrum, auf einem Hügel direkt an der dritten Autobahn-Abfahrt von Playa de Palma. Die auch nicht mehr junge Waltraud aus Osnabrück, die sich selbst und ihr Lokal nach dem Tobis-Alpenfilm nennt, ist ein lebendes Monument auf Mallorca, seit sie vor vier Jahren aus Festland-Spanien kam. In ihrer etwas schmuddeligen Kneipe ist immer Weihnachten und Karneval, bunte Kugeln und Girlanden an der Decke signalisieren die archetypische deutsche Mischung.

Mit rauher Stimme führt die füllige Geierwalli das Regiment: „Sauft, Leute, sauft." Und wenn auch das nicht helfen sollte: „Ihr sollt saufen, nicht sabbeln!" Steinalte Weisen ertönen aus den Boxen, die Wirtin singt, den richtigen Ton trifft sie nicht einmal aus Zufall, laut und fröhlich mit. „Lustig ist das Rentnerleben, faria, faria, ho."

Die Gäste strömen aus weitem Umkreis zuhauf, viele kommen die 15 Kilometer aus Palma oder sogar die 25 Kilometer aus Santa Ponsa mit dem Taxi. Sie würde jedes Lokal füllen, ob in Rovaniemi am Polarkreis oder in Patagonien. Bisweilen herrscht ein Betrieb wie zu Stoßzeiten in Lourdes. Mittwochnachmittag ist gemeinsames Singen, Walli gibt Texthefte aus. Es geht deutsch zu, wenn man so will, wie nirgendwo sonst mehr, singen, saufen, schunkeln. Den Reinertrag einer wöchentlichen Tombola zählt die Wirtin anschließend, Peseta für Peseta, in eine Kiste und überweist ihn an ein spanisches Kinderheim.

Sie hat Herz unter der strammen Bluse, und sie weiß um den Wert der Gästebeschimpfung. Zu ihrem Glück verfügt sie über eine Schnauze wie ein achtschüssiger Revolver. Als nach einer Stunde an einem gemischt besetzten Tisch immer noch zögerlich getrunken wurde, erscheint sie, stemmt beide Arme auf die Platte und ranzt die männlichen Gäste an: „Wenn ihr euch nicht zum Saufen traut, dann schickt doch die Weiber weg." Die deutschen Gäste danken es ihr mit Stapeln von Postkarten, die das Haus auf dem Hügel aus allen Bundesländern und allen Urlaubsorten Europas erreichen. Eine Anthologie deckt die Tapeten des Lokals.

Temperament und Umtriebigkeit der Pensionäre sind ein Indiz dafür, daß manche möglicherweise zu früh entlassen wurden aus dem aktiven Leben. Längst nicht alle sind froh, zu nichts weiter nütze zu sein als zum Verzehr des Lohnersatzes. Aber darüber wird nur, ganz vorsichtig, in Andeutungen gesprochen. Was nicht mehr zu ändern ist, muß eben unterdrückt werden.

Für gar nicht so wenige ist es freilich die letzte Reise. Jeden zweiten Tag stirbt auf Mallorca einer oder eine. Und jedes Jahr erreichen Alleinreisende die Insel, die in den Jahren zuvor immer mit dem Lebensgefährten gekommen waren. Rührend sind die Paare, die es verschont hat, um die plötzlich Alleinstehenden bemüht, vor allem dann, wenn der Tod der Ehefrau den Mann hat orientierungslos werden lassen. Immer wieder sind es die Frauen, die den Zusammenbruch verhindern, die Ordnung des Lebens aufrechterhalten, den Isolierten an den Tisch holen.

Die große Mehrheit der Gäste fühlt sich nach den langen Wochen auf Mallorca deutlich besser und gesunder als zuvor. Vor allem kehrt bei vielen Alten ein Lebensgefühl zurück, das sie bereits endgültig verloren glaubten. Der frühere Arzt und langjährige Mallorca-Kenner Gottfried Tourneur: „Hier wird so manches sinkende Ego aufgefangen, objektive Krankheitsbilder werden reduziert, eine klassische medizinische Erklärung gibt es dafür nicht."

Dann fährt doch der Bus vor, schluckt und baggert sie weg in das Alleinsein und die Jahre, die dreifach zählen. Wer weiß, ob man sich wiedersieht. Sie winken, mit kleinen und großen Tüchern, auf Wiedersehn, „ihr habt ja unsere Nummer". Das Ungewisse stärkt schon beim Abschied die Vorfreude. ◆

Rentnerin am Strand von Palma de Mallorca: Niemand muß jugendlicher tun, als er ist

COMMUNACTION

Ergonomie für die Augen.

NOKIA auf der CeBIT: Halle 1, Stand 6h2/6i1 und Stand 7f6

Immer mehr Menschen arbeiten am Computer und am Terminal. Der Bildschirmarbeitsplatz rückt deshalb immer mehr in den Blickpunkt. Doch allzuoft wird das Wichtigste übersehen. Der Bildschirm selbst.

Denn ein 6- bis 8-Stunden-Bildschirmarbeitstag ist Schwerstarbeit für die Augen. Da ist leicht abzusehen, wie schnell die Konzentration ab- und die Fehlerquelle zunimmt. Vor allem, wenn der Bildschirm nicht optimal ist.

Wie ein optimaler Bildschirm aussieht, ist bei Nokia zu sehen. Und in den Richtlinien und Vorschriften vieler Berufsgenossenschaften nachzulesen. Optimal ist ein Bildschirm, bei dem die Schrift so steht wie auf dem Papier: Schwarz auf weißem Hintergrund. Daran ist unser Auge gewöhnt, da muß es nicht ständig „umdenken".

Optimal auf unserem 15"-Bildschirm sind auch die scharfen und präzisen Zeichen, die klar und unverwechselbar zu lesen sind. Noch dazu äußerst mühelos, denn der Bildschirm ist absolut flimmerfrei. Das liegt an der hohen Bildwiederholfrequenz von 72 Hz und dem blend- und spiegelfreien Bildschirm, dessen Oberfläche geätzt ist. Das ist zwar die aufwendigste, aber mit die beste Art der Entspiegelung.

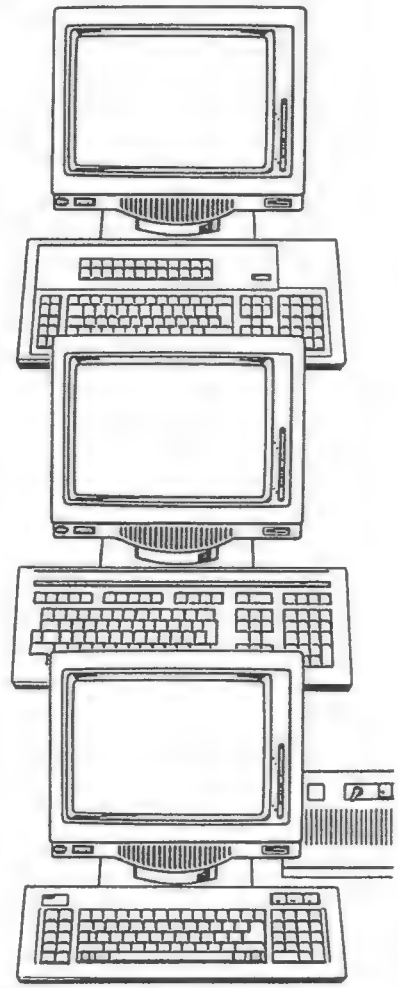
Alles das läuft bei Nokia unter der Maxime »Ergonomie für die Augen«. Wobei wir natürlich auch nicht außer acht lassen, was normalerweise unter Ergonomie verstanden wird: Eine flache, höhenverstellbare Tastatur, dreh- und neigungsverstellbarer Bildschirm, Helligkeits- und Kontrastregelung und die durch ein spezielles Verfahren um 80% minimierte Bildschirmabstrahlung.

Denn für uns ist dies ein ernstzunehmender ergonomischer wie gesundheitlicher Aspekt.

Das alles ist selbstverständlich für Nokia. Und ein Terminal dieser Qualität sollte für jeden selbstverständlich sein, der ergonomisch denkt. Das ist nicht schwer, denn Nokia liefert IBM-, DEC- und Bull-kompatible Terminals, Terminals für die Unix-Welt und Bildschirme für AT und Kompatible. Rein ergonomisch gesehen, dürfte deshalb die Entscheidung auch denen nicht schwer fallen, die ökonomisch rechnen müssen. Denn soviel läßt sich schwarz auf weiß belegen: Die Arbeitsqualität hängt entscheidend ab von der Bildschirmqualität.

Und die ist bei Nokia wohl nicht zu übersehen.

Nokia Terminals für die IBM-, DEC-, Bull- und Unix-Welt.



Das Nokia VDU 192 E ist kompatibel zu IBM 3192 W, das Nokia VDU 220 ist DEC-kompatibel und in der Unix-Welt einsetzbar und das Nokia VDU 7300 bei Bull-Systemen. Jeder Schwarz-Weiß-Bildschirm hat 15", eine Bildwiederholfrequenz von 72 Hz und ist absolut flimmerfrei. Diesen Bildschirm gibt es auch für IBM AT und kompatible PC.

IBM, DEC, Bull und Unix sind eingetragene Warenzeichen

NOKIA

Ergonomie, die man sieht.

Nokia GmbH · Petersbrunner Straße 8 · 8130 Starnberg · Tel. (08151) 774-0 · Geschäftsstellen: Hamburg, Tel. (040) 2513051 · Düsseldorf, Tel. (0211) 613011 · Frankfurt, Tel. (06172) 33091 · Stuttgart, Tel. (0711) 72872-10
Vertrieb Berlin: Magirus Datentechnik GmbH, Tel. (030) 4351048

Kreuzgang von Lacock Abbey (um 1842/43), Fischerfrauen von New Haven (u., 1845)

PHOTOGRAPHIE

Ganz Rembrandtsch

Ein neues Buch gibt Auskunft über einen Großen der Photographie: ihren englischen Erfinder William Henry Fox Talbot.

Bereits im zarten Alter von zwölf verfaßte der designierte Erbe eines britischen Landgutes und Zögling renommierter Eliteschulen William Henry Fox Talbot ein schmales Büchlein zur Botanik. Als junger Mann hatte er sich durch Arbeiten zur Mathematik und physikalischen Optik, zur Botanik und klassischen Philologie in der Wissenschafts-Crème des Kontinents einen Namen gemacht.

Noch in seinen mittleren und späteren Jahren versuchte sich der Besitzer von Lacock Abbey, einer in der Grafschaft Wiltshire gelegenen ehemaligen Abtei, in der Nachdichtung von Sagen, erwarb Patente für eine von ihm entwickelte Verbrennungsmaschine und warf sich (mit Erfolg) auf die Entschlüsselung der assyrischen Keilschrift.

Doch seinen wahren Ruhm verdankt der rastlose Landadelige einer Erfindung, die ihm in seinem weitschweifenden Gelehrtenleben eher im Vorbeigehen gelungen war: der nach ihm benannten Talbotypie, der Urform der modernen Papierphotographie. In einem reichbebilderten Band mit zahlreichen Aufnahmen Talbots, die bisher noch nirgends zu sehen waren, schildert Hubertus von Amelunxen den verblüffenden Werdegang des zeitlebens genialen, aber immer auch etwas schludrigen Landedelmannes und Privatgelehrten*.

* Hubertus von Amelunxen: „Die aufgehobene Zeit". Die Erfindung der Photographie durch William Henry Fox Talbot. Verlag Dirk Nishen, Berlin; 160 Seiten; 98 Mark.

Talbots Photowerkstatt in Reading (1845)

Talbot-Mitarbeiter Hennemann (um 1842)

Bücherregal (1840), erste Talbot-Kamera (u.)

Hôtel Canterbury in Paris (1843)

Papierphotos nach dem Talbot-Verfahren: „Gleichermaßen genau wie malerisch"

Ausgerechnet ein Mangel an Begabung hatte das Multitalent auf die Spur gebracht. Schon die frühesten botanischen Studien hatten Talbot unzufrieden zurückgelassen, weil es ihm nicht gelungen war, die filigranen Pflanzen mit dem Bleistift aufs Papier zu bannen. Auf der Hochzeitsreise im Sommer 1833 ließ ihn der Mangel erneut verzweifeln. Mit einem Prisma und der im 18. Jahrhundert zum Reisegepäck der Touristen gehörenden Camera obscura dilettierte er, doch der Stift kritzelte nur kläglich Uninspiriertes auf die Leinwand. „Wie bezaubernd wäre es", klagte er ins Notizbuch, „könnte man diese natürlichen Bilder dazu veranlassen, sich dauerhaft einzudrücken, und festgehalten zu bleiben auf dem Papier!"

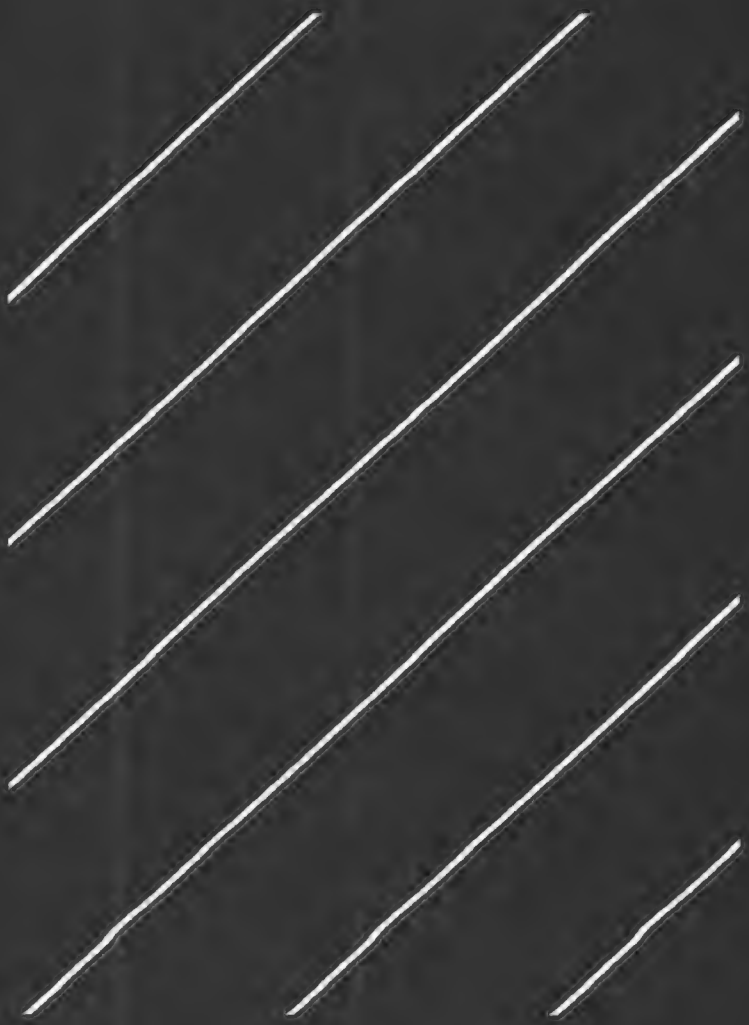
Zurück im Experimentierfeld von Lacock Abbey, ging der Gelehrte zielstrebig ans Werk. Er präparierte Papier mit einer Emulsion aus lichtempfindlichem Silbernitrat und schaffte es damit immerhin, „wunderbare Schatten" einzufangen. Auf den luminosen Hervorbringungen, erkannte er, verhielten sich Licht und Dunkel genau umgekehrt wie in der Wirklichkeit. Und die Schimären verflogen, wenn sie nicht in Schubläden, Schränken oder Büchern gleichsam wie in Futteralen aufbewahrt wurden.

Schon ein Jahr später, im Februar 1835, war dem unermüdlichen Tüftler der entscheidende Schritt zur modernen Negativ/Positiv-Photographie gelungen. „Wenn das Papier transparent ist", notierte er noch ganz in der traditionellen Terminologie befangen, könne „die erste Zeichnung zum Gegenstand für die Herstellung einer zweiten Zeichnung

Das Kapital eines Unternehmens sind seine Mitarbeiter. Eine Erkenntnis, die unumstritten ist. Besser geschulte Mitarbeiter sind effizientere Mitarbeiter. Leider bedienen sich zahlreiche Unternehmen noch der Hilfsmittel von vorgestern, wenn es um Training von Mitarbeitern geht. Komplexe Inhalte werden nicht so kommuniziert, wie es optimal wäre. Die Aufmerksamkeit konzentriert sich auf die unzulänglichen Äußerlichkeiten der Darstellung. Verwirrung und Irritation sind die Folge. Weyel als Europas führender Hersteller von audiovisuellen Einrichtungen macht Schulung einfacher. Von der Management-Tafel bis zum Visuwand-System sorgt Weyel dafür, daß Ideen, Gedanken, Wissen effizient vermittelt werden. Übrigens: Haben Sie gesehen, daß die

Vom richtigen Seh

Wenn zwei das gleiche

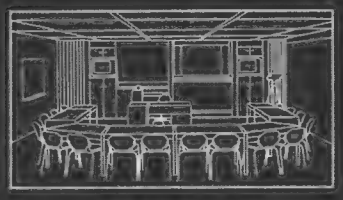


en und Verstehen.

un, ist es nicht dasselbe.

abgebildeten Parallelen links und rechts absolut identisch sind? Beschreibbare magnethaftende Tafelflächen, Dia, Film und Overheadprojektion, Videos, Btx und Computergrafik auf Monitore

Hannover Messe CeBIT'88.
16.–23. März 1988.
Halle 17, Stand B38/C37.



oder Großbild-Rückprojektion. Zentrales elektronisches Steuerpult. Ausbilderplatz, Seminartische und -stühle. Wenn Sie mehr wissen möchten, dann schreiben Sie uns bitte: Weyel KG, Postfach 13 63 23, 6342 Haiger. Oder rufen Sie uns bitte an: 0 27 73/84-299. Telefax: 0 27 73/84-213.

weyel® international

Visuelle Kommunikation

werden, in der Licht und Schatten dann vertauscht wären".

Doch seine vielfältigen wissenschaftlichen Ambitionen hinderten den grüblerischen, stets mehr auf Fragen als auf Antworten versessenen Gelehrten, das im Prinzip ausfindig gemachte Verfahren zu verfeinern. Erst als die internationale Presse die gestochen scharfen Abbildungen des Franzosen Daguerre im Januar 1839 als bahnbrechende Erfindung feierte, beeilte sich auch der Engländer, die seit fünf Jahren in der Schublade schlummernden Ergebnisse seiner „photogrammatischen" Arbeit zu veröffentlichen.

Bei einer Gutachterkommission der Pariser Académie des Sciences, der auch der preußische Gelehrte Alexander von Humboldt angehörte, reklamierte er die entscheidenden Errungenschaften der neuen Bildtechnik für sich: „Fixation der Bilder der Camera obscura, und nachfolgende Erhaltung der Bilder, so daß sie das volle Sonnenlicht vertragen."

„Wie soll man erklären", zweifelte der preußische Wissenschaftler in einem Brief an die Herzogin Friederike von Anhalt-Dessau, „daß der vornehme Engländer eine *solche* Entdeckung, wie der Papst die Cardinäle, so lange in petto gehalten habe", und zog wenig scharfblickend über Proben des Talbotschen Schaffens her: „armseelige Chlorsilberbilder, weiße Silhouetten scheinbar nach alten Drucken, über die man mit dem Ellenbogen gefahren ist".

Wie allen Anhängern der Kupferbilder Daguerres, so blieben auch Humboldt die Vorzüge der Papierphotographie zunächst verborgen: Anders als bei der Einmal-Technik des Franzosen mittels einer versilberten Kupferplatte ließen sich von den Papiernegativen Talbots beliebig viele Bilder herstellen und Vergrößerungen anfertigen – erst die chemischen Spielereien des englischen Landgelehrten hatten dem neuen Medium den Weg zur Reproduzierbarkeit der Aufnahmen und damit zur Industrialisierung der Photographie gewiesen.

Mit der Ruhe auf Lacock Abbey war es damit fürs erste vorbei. Mehr als es seinem grüblerischen Naturell lieb sein konnte, mußte Talbot den Kampf gegen die internationale Konkurrenz und gegen die Front der Daguerre-Jünger aufnehmen. Binnen weniger Jahre wandelten sich die Schattenbilder des Edelmannes zu modern anmutenden detailscharfen Aufnahmen, auf denen die Sonnenstrahlen flimmerten und die Lichter hüpften wie um die Mittagszeit in den efeubewachsenen Innenhöfen der Abtei.

Mit einer weiteren Verbesserung des chemischen Papierauftrages konnte die Belichtung der in die Camera obscura eingespannten Blätter von mehreren Stunden auf Minuten und Sekunden verkürzt werden. Auch die Angestellten und Besucher des englischen Landsitzes ließen sich damit erstmals wie lichtgesprenkelte Archetypen der Personenphotographie aufs Bild bannen.

Die enormen technischen Verbesserungen fanden schließlich auch bei den Kritikern ungeteilte Anerkennung. „Es befindet sich nichts in diesen Bildern", lobte die Londoner „Literary Gazette" in einer Ausstellungsbesprechung der Talbotschen Stilleben und Genrebilder, „was nicht gleichermaßen genau wie malerisch ist."

Die im Vergleich zur Daguerreotypie ausgeprägtere Farblichkeit, den sinnlicheren Glanz des Lichtes und den konturverzeichnenden Effekt der Aufnahmen rühmte ihr Schöpfer selbst, unbescheiden wie selten in seinem Leben, als „ganz und gar Rembrandtsch".

Bestseller

BELLETRISTIK

1	**García Márquez: Die Liebe in den Zeiten der Cholera** Kiepenheuer & Witsch; 39,80 Mark	(1)
2	**Süskind: Das Parfum** Diogenes; 29,80 Mark	(3)
3	**Pfaue: Anna** Loewe; 19,80 Mark	(2)
4	**Simmel: Doch mit den Clowns kamen die Tränen** Droemer; 39,80 Mark	(4)
5	**Lenz: Das serbische Mädchen** Hoffmann und Campe; 34 Mark	(5)
6	**Clavell: Wirbelsturm** Droemer; 44 Mark	(8)
7	**Fynn: Anna schreibt an Mr. Gott** Scherz; 16,80 Mark	(9)
8	**García Márquez: Das Abenteuer des Miguel Littín** Kiepenheuer & Witsch; 19,80 Mark	(11)
9	**Ossowski: Wolfsbeeren** Hoffmann und Campe; 39,80 Mark	(6)
10	**Gordon: Der Medicus** Droemer; 44 Mark	(7)
11	**King: Sie** Heyne; 19,80 Mark	(10)
12	**Allende: Das Geisterhaus** Suhrkamp; 38 Mark	(12)
13	**King: Es** Heyne; 24,80 Mark	(13)
14	**Süskind: Die Taube** Diogenes; 16,80 Mark	(15)
15	**Miller: Zeitkurven** S. Fischer; 58 Mark	(14)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom

UMWELT

Glatt vorbei

Weil zu viele Autofahrer wegen des Verbots von bleihaltigem Normalbenzin auf „Super" umgestiegen sind, enthalten die Abgase mehr Benzol: Die Krebsgefahr wächst.

Mit dem Schreckenswort „Krebs" läßt sich noch trefflich Alarm schlagen. So traten die Fernsehkameras dienstbereit in Aktion, als Nordrhein-Westfalens Umweltminister Klaus Matthiesen letzten Montag mit seiner Hiobsbotschaft überkam.

Seit dem Verbot des bleihaltigen Normalbenzins an bundesdeutschen Tankstellen, so der Minister, werde die krebserzeugende Substanz Benzol vermehrt mit den Autoabgasen in die Luft geblasen. Mit einer zusätzlichen Benzol-Belastung von jährlich bis zu 3500 Tonnen sei zu rechnen. Damit werde Benzol „bundesweit zu einem der gefährlichsten Krebsgifte", ja trete „quantitativ an die Spitze" aller krebserregenden Umweltschadstoffe.

Matthiesen stützte sich auf eine Studie nordrhein-westfälischer Tüv-Zentralen, die ein Dreivierteljahr lang Benzinproben von 1940 Tankstellen auf ihren Benzol-Gehalt untersucht hatten. Schon aus Gründen der „Krebsvorsorge", so der Minister, müsse deshalb mit Macht der Einsatz von Drei-Wege-Katalysatoren vorangebracht werden – allein dieser Kata-Typ vernichtet 90 Prozent des in den Autoabgasen enthaltenen Benzols.

Der scheinbar gut kalkulierte Paukenschlag gegen den Bonner Schlendrian geriet – Pech für Matthiesen – zum peinlichen Reinfall. Zum einen hatten sich seine Experten schlicht verrechnet: Nicht 3500 Tonnen, sondern 2000 Tonnen Abgas-Benzol sind zusätzlich zu den bisher schon jährlich rund 41 000 Tonnen schweren Benzol-Schwaden aus den Auspufftöpfen zu befürchten. Zum anderen zielte der Warnruf aus Düsseldorf am Kern des Benzol-Problems glatt vorbei.

Die Benzin-Analysen der Tüv-Chemiker hatten ergeben, daß im bleifreien Normalbenzin durchschnittlich 0,08 Volumenprozent mehr Benzol (1,64 statt 1,56 Prozent) enthalten sind als im tradi-

Kraftfahrer beim „Super"-Tanken
Unbelehrbare steigern die Krebsgefahr

SACHBÜCHER

1	**Gorbatschow: Perestroika** Droemer; 36 Mark	(1)
2	**Schmidt: Menschen und Mächte** Siedler; 48 Mark	(2)
3	**Norwood: Wenn Frauen zu sehr lieben** Rowohlt; 29,80 Mark	(4)
4	**Haffner: Von Bismarck zu Hitler** Kindler; 36 Mark	(3)
5	**Fisher-Ruge: Nadeschda heißt Hoffnung** Econ; 34 Mark	(6)
6	**Aust: Mauss – Ein deutscher Agent** Hoffmann und Campe; 39,80 Mark	(7)
7	**Lindlau: Der Mob** Hoffmann und Campe; 36 Mark	(5)
8	**Carnegie: Sorge dich nicht, lebe!** Scherz; 36 Mark	(8)
9	**Kronzucker: Unser Amerika** Rowohlt; 39,80 Mark	(9)
10	**Pu Yi: Ich war Kaiser von China** Hanser; 29,80 Mark	(10)
11	**Capra: Das neue Denken** Scherz; 38 Mark	(11)
12	**Kostolany: . . . und was macht der Dollar?** Econ; 39,80 Mark	(13)
13	**Wieck: Männer lassen lieben** Kreuz; 24,80 Mark	(15)
14	**Hoimar von Ditfurth: Unbegreifliche Realität** Rasch und Röhring; 39,80 Mark	(14)
15	**Giordano: Die zweite Schuld** Rasch und Röhring; 36 Mark	

Fachmagazin „Buchreport"

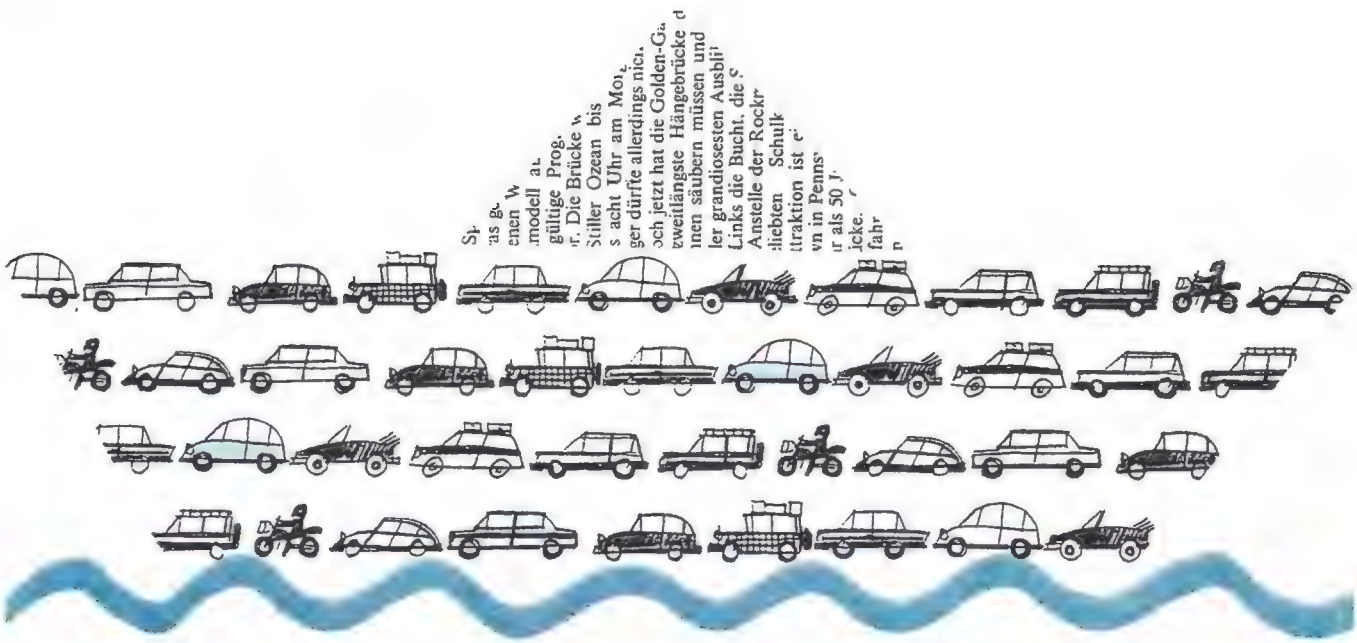
Changsha-irgendwo in China

320 Seiten. Leinen. DM 36,–

Unbefangen im Ton, mit einem ausgeprägten Sinn für Humor und Klarheit, aber auch mit großer Wärme beschreibt Mark Salzman, was er in China erlebt hat, erzählt von den Menschen, denen er begegnet ist – von seinen schüchternen, höflichen und doch auch wieder ungemein offenherzigen Studenten, von Schwertkämpfern und Bürokraten, von Bauern, Fischern und Intellektuellen, von Kriminellen und von Kalligraphen.

verlegt bei Kindler

DER bringt Sie gut ans Ziel.



Bei Fähren legen Sie natürlich besonderen Wert auf exakte Beratung und zuverlässige Reservierung. Auch darauf ist DER spezialisiert. Moderne Bildschirm-Kommunikation und kompetenter Service in den DER-Reisebüros sorgen für einen schnellen Überblick über die internationalen Fährverbindungen und die günstigsten Angebote. Ihr Vorteil: Sie können in Minutenschnelle planen, reservieren und buchen – ohne Mehrkosten.

DER wartet darüber hinaus mit einer umfassenden Leistungspalette auf und ist z. B. Generalagent der Deutschen Bundesbahn.

DER bietet mit den DERTOUR-Programmen attraktive Reisen und preiswerte ABC-Flüge nach Amerika an.

DER ist über 1000 mal im ganzen Land vertreten.

DER bringt Sie gut ans Ziel und leistet noch viel mehr.

Keiner ist wie DER.

DER

70 Jahre Deutsches Reisebüro

erfahren–vielseitig–weltweit

tionell verbleiten Normalbenzin, dessen Ausschank seit Anfang Februar verboten ist.

Doch der geringfügige Unterschied, so versicherten Benzin-Experten aus der Mineralölwirtschaft einhellig, liege im „Bereich der Meßgenauigkeit", sei also in Wahrheit nicht signifikant. Vor allem aber hat die Differenz hinterm Komma – und das meint auch Gernot Müller, im Berliner Umweltbundesamt (UBA) für Kraftstoffe zuständig – „mit bleifrei oder bleihaltig nichts zu tun".

Prompt widersprach einen Tag später Bundesumweltminister Klaus Töpfer der graubärtigen Benzol-Kassandra aus Düsseldorf.

Und mit dem Vorwurf, Matthiesens Aktion habe nur zu unnötiger „Verunsicherung der Autofahrer" geführt,

Umweltminister Matthiesen
Peinlicher Reinfall

suchte auch der ADAC seine Klientel gleich wieder zu beruhigen.

Doch ebenso wie Matthiesen vermieden auch die Autofreunde aus dem Club und die Bonner Experten jeden Hinweis auf die eigentliche Quelle des Problems: die irrationalen Tankgewohnheiten westdeutscher Autofahrer und die Produktionspraxis der Benzin-Hersteller.

Weil die meisten Automobilisten immer noch fürchten, die Ventile ihres Motors könnten durch bleifreies Benzin Schaden nehmen, füttern fast 60 Prozent der ehemaligen Normal-Verbraucher ihr Gefährt nunmehr mit dem – noch erlaubten – bleihaltigen Superbenzin. (Nötig wäre das nur bei den wenigen Modellen, die, so UBA-Experte Müller, „älter sind als zehn Jahre, und dann auch nur zu Beginn einer mehrstündigen Fahrt unter Vollastbedingungen".)

Mit ihrer Vorliebe für bleihaltiges „Super" entlassen die vielen Unbelehrbaren jedoch nicht nur weiterhin das mühsam zurückgekämpfte Nervengift Blei in die Umwelt, sondern steigern tatsächlich auch die Krebsgefahr. Denn im Super-Benzin ist der Benzolanteil nun wirklich um mehr als 40 Prozent höher als im Normal-Sprit.

Das war, wie Matthiesen-Sprecher Wolfgang Buchow später klarstellte, auch die Berechnungsgrundlage für die Prognose aus Düsseldorf, nur sei das wohl nicht richtig verstanden worden (man könne der Presse „ja nicht die Feder führen"). Den unerwarteten „Super"-Durst deutscher Automobilisten aber hatte das Töpfer-Ministerium schon ermitteln lassen, dazu hätte es der rheinischen TÜV-Studie gar nicht erst bedurft. Und auf den weit höheren Benzolgehalt im Super-Benzin hatten die Zeitschrift „Öko-Test" und das Umweltbundesamt schon 1986 hingewiesen.

Recht hat Matthiesen mit der Forderung, der Benzolgehalt im Benzin – ob bleifrei oder nicht – müsse ganz allgemein gesenkt werden. Nach wie vor sind bis zu fünf Volumenprozent erlaubt; nach Meinung vieler Toxikologen ist das viel zu viel. Das Bonner Umweltministerium erklärt dazu, bei der EG-Kommission in Brüssel sei schon vor einem Jahr die Senkung der Norm von fünf auf ein Prozent beantragt worden, doch der Vorschlag sei dort auf wenig Gegenliebe gestoßen.

Handeln könnte die Bundesregierung trotzdem. Denn bei nachweisbaren Gesundheitsgefahren erlaubt das EG-Recht auch nationalen Alleingang. Neuere Untersuchungen, etwa über das Schicksal von Kokerei-Arbeitern, bestätigen unbezweifelbar, daß Benzol-Dämpfe insbesondere das Risiko einer Leukämie-Erkrankung erheblich steigern. Gefahr droht vor allem Tankstellen-Angestellten und den Bewohnern verkehrsreicher, enger Straßen.

Der gefährliche Stoff, sucht sich die Industrie zu rechtfertigen, falle automatisch bei der Benzin-Herstellung an, er werde ganz bestimmt nicht beigemischt – aber ausreichend extrahiert wird er eben auch nicht.

Den Mineralölfirmen wäre es – bei entsprechendem Aufwand – durchaus möglich, den Benzol-Anteil im Benzin noch unter die jetzt durchschnittlich zwei Prozent zu drücken. Auch beim Benzolproblem sind Umwelt- und Gesundheitsschutz eine Kostenfrage, wie Horst-Henning Giere, Leiter der Forschungsabteilung bei der Aral AG, letzte Woche einräumte.

„Technisch machbar", bestätigt auch UBA-Fachmann Müller, sei die weitere Senkung der Benzolwerte allemal. Für viele andere, nicht ganz so aggressive krebsverdächtige Substanzen im Benzin sei das allerdings schon kaum noch denkbar. „Benzin", so Müller, sei schließlich „kein Lebensmittel. Damit müssen wir uns abfinden". ◆

Geha
Präsentations-Systeme

TAGESLICHT-PROJEKTOREN
PROJEKTIONS-ZUBEHÖR
VORTRAGSGESTALTUNG

NEU! Der transportable Tageslicht-Projektor mit der einzigartigen Liftautomatik:
Geha top vision portable! Er geht per Fingerzug in Projektions-Position und retour. Ohne Drehen und Wenden...

NEU! 1-Tages-Seminar für Führungskräfte: „Wie man eine Präsentation gewinnt!"
Alle Informationen via Coupon.

HANNOVER MESSE CeBIT '88
Halle 1 · Stand 3h4 3i3

Schicken Sie alle Informationen über
☐ Geha-Präsentations-Systeme
☐ 1-Tages-Seminar für Führungskräfte

Name _____
Straße _____
PLZ/Ort _____

Geha-Werke GmbH
Postfach 123, 3000 Hannover 1
Telefon (0511) 64 64-0

Leonhardt & Kern

Für Haus und Hof.

BEGA GANTENBRINK-LEUCHTEN OHG D-5750 Menden.

BEGA

Außenleuchten von BEGA erfüllen hohe Ansprüche an Funktion und Haltbarkeit. Immer in so zeitlosen Formen, daß sie an namhaften deutschen Museen ebenso leuchten wie in italienischen Parks und japanischen Gärten. BEGA Leuchten gibt es beim Elektrohandwerk und im Elektrofachhandel.

BEGA – Licht draußen.

Für Tag und Nacht.

Porträt einer Dichterin

Anna Achmatowa (1889 bis 1966) war die bedeutendste Dichterin, die Rußland hervorbrachte. Generationen von Schriftstellern, darunter der letztjährige Literatur-Nobelpreisträger Joseph Brodsky, gingen bei ihr in die Lehre; über ihr Leben wußte man hierzulande wenig. Vor allem die Jahre des stalinistischen Massenterrors, in denen sie ihren bedeutenden, erst jüngst in der Sowjet-Union publizierten Gedichtzyklus „Requiem" schuf, waren wenig erhellt. Nun kann man zu den Tagebuchaufzeichnungen ihrer jüngeren Freundin, der Schriftstellerin Lydia Tschukowskaja, greifen, die inzwischen auf deutsch vorliegen. Sie entwerfen ein fesselndes Porträt der Dichterin vor dem düsteren Hintergrund der Jahre 1938 bis 1941 („Aufzeichnungen über Anna Achmatowa, mit einem Nachwort von Raissa Orlowa-Kopelew". Gunter Narr Verlag; 320 Seiten; 38 Mark).

Dichterin Anna Achmatowa

Tropische Bilderschau

Brasilianische Filme werden in Deutschland selten gezeigt. Ausnahmen sind Überraschungsstreifen wie „Bye, Bye Brazil", ein verrückt buntes Road-Movie über eine Gaukler-Truppe, das hierzulande nur Szene-Kinos füllte. Zu einer ersten umfangreichen Schau schickt nun das „Centro Cultural Latinoamericano" Dutzende von brasilianischen Filmen durch Deutschland. Im Mittelpunkt steht ein Kino, das der Diktatur abgetrotzt werden mußte – die spartanischen, schwarzweißen Sozialballaden der sechziger Jahre genauso wie das üppige, mythische Bilderkino der siebziger mit seinen großen Geschichtsepen. Mit dabei: Eduardo Coutinhos „Cabra marcado para morrer" – ein Film über die Kämpfe der Bauern, der erst 1983, also 20 Jahre nach Drehbeginn, fertiggestellt werden konnte. Erste Stationen des tropischen Bilderreigens ist München (vom 2. bis 20. März), wo auch brasilianische Regisseure über ihre Filme sprechen werden. Im Anschluß geht die Schau weiter nach Kassel und Berlin.

Musical „Petit Bijou"

Toulouse-Lautrec auf der Bühne

Dem französischen Maler Toulouse-Lautrec auf die Beine zu helfen bemüht sich das Saarländische Staatstheater zu Saarbrücken. Mit der Uraufführung des Musicals „Petit Bijou" lieferte der Regisseur Lothar Trautmann „Stationen aus dem Leben" des „kreativsten Kretins". Musik und Libretto wurden im eigenen Haus erarbeitet, die Liedtexte fertigte der auch für Udo Jürgens reimende Autor Friedhelm Lehmann. Über 100 Mitwirkende beschäftigte die Regie und versuchte neben opulenter Betriebsamkeit auch gesellschaftspolitische Aspekte einzublenden: Der Verfall bürgerlicher Werte und die Dekadenz der feiernden Klasse im Paris der Jahrhundertwende erfahren ihre „musicalische" Aufbereitung. Springers „Welt" lobte vor allem, daß sich ein „roter Faden" durch das Werk ziehe, die „Saarbrücker Zeitung" erkannte: „Wo ein Wille ist, ist auch ein Musical."

„Geistheilerin" im SFB

Unvergeßlich bleibt, wie sich das ZDF mit seiner „Geistheiler"-Séance (SPIEGEL 42/1986) zur Anstalt gemacht hatte, zur geschlossenen. Verschlief die ARD den Spiritisten-Trend? Gemach. Am vorletzten Sonntagabend, in der Nordkette der Dritten, schlug beim SFB die Geisterstunde. Eine „Geistheilerin" namens Franca plauderte aus ihrem Okkult-Kästchen, von „Astralleib", „Heilkanal", „göttlichen Energien" und daß neben dem Herrn Jesus auch ein „Spezialist für Krebs" in sie einfahre. Sie könne „alle Krankheiten" behandeln, habe sogar schon mal „eine Sau gerettet" – und der Interviewerin grauste es nicht. Im Gegenteil: Maria Heiderscheidt, Redakteurin der Sendereihe „Frauen", nahm den Psi-Schmonzes wie ein gelehriger, gläubiger Pudel auf, und damit Franca auch zu Kunden kommt, machte sich der SFB zur echten Service-Welle: Per laufendes Band teilte er Anrufern mit, Briefe an Franca weiterleiten zu wollen.

Geistheilerin Franca

MEHR SPIELRAUM. WENIGER VORSCHRIFTEN.

Gute Geschäfte kann man auf unterschiedliche Weise machen. Mit einer einzigen Spezialität oder mit reicher Auswahl. Mit bestimmten Zielgruppen oder mit breitem Publikum. Mit sparsamem oder massivem werblichen Einsatz.

Das Instrument Zeitschriften-Anzeige läßt sich auf die verschiedensten Aufgaben einrichten. Der Spezialversender kann schon mit einer kleinen Ecke Erfolg haben. Andere Anbieter brauchen mehr Platz, um Sortimente, Programme oder Kollektionen zu präsentieren. In Zeitschriften können Sie frei entscheiden: zwischen dem Kleinformat oder der 1/1 Seite, zwischen der impactstarken Doppelseite oder dem üppigen Gatefold.

Und den Termin, zu dem Sie Ihre Anzeige einschalten, schreibt Ihnen auch niemand vor.

ZEITSCHRIFTEN TUN MEHR FÜR SIE.

Die Zeitschriften
WINTERSTRASSE 50, 5300 BONN 2

RICOH FAX.

CeBIT '88 Hannover
16.–23. März
Halle 4, Stand EG D24/G41

In Sekunden...

Freundschaften zwischen Menschen verschiedener Nationen sind vielleicht die schönste „Nebenwirkung" des weltweiten Handels.

Und RICOH Telefax-Geräte übermitteln einen lieben Gruß genauso zuverlässig und schnell wie wichtige Wirtschaftsdaten.

Selbst verschiedene Sprachen müssen nicht trennen. Eine kleine Zeichnung, ein Foto – man versteht sich.

RICOH FAX Geräte für perfekte Kommunikation auf jeder Ebene. Dokumente und Zeichnungen. Privat oder geschäftlich.

RICOH FAX 20, programmierbar.

Verstörte Jünger

Ein Theoretiker der Postmoderne ist unter Nazi-Verdacht geraten.

Freunde rühmten seine Bücher wegen ihres „höchsten intellektuellen Standards" und ihrer „kognitiven Brisanz". In New Haven an der Yale-Universität, der US-Hochschule mit dem höchsten intellektuellen Ansehen im geisteswissenschaftlichen Geschäft, galt er als Leitfigur. Selbst wissenschaftliche Kontrahenten, wie der Frankfurter Philosoph Jürgen Habermas, nannten seine Bücher „glanzvoll".

Die Rede ist von Paul de Man, dem 1983 gestorbenen großen belgischen Literaturtheoretiker. Längere Zeit lehrte der linksliberale Professor in den USA und war so etwas wie ein Brückenkopf für europäischen Geistesimport linker Provenienz. Zusammen mit jüdischen Freunden erwarb er sich Verdienste um die Verbreitung der Werke von Walter Benjamin, Theodor W. Adorno und Peter Szondi. Bekannt waren seine Sympathien für den Neomarxisten Louis Althusser.

Seine Methode der „Dekonstruktion", für die Anhänger etwas Faszinierendes, gilt dagegen den rabiaten Biedermännern der Reagan-Revolution als verdächtiges Teufelswerk. Wann immer sie, wie zum Beispiel der US-Bestseller-Autor und akademische Schnellrichter Allan Bloom, heute auf Wertezerfall in den amerikanischen Universitäten zu sprechen kommen, fällt ihnen die Methode des Belgiers ein.

Brillant ist schließlich auch, was die Dekonstruktivisten betreiben. Als überzeugte Strukturalisten gelten ihnen die Welt der Zeichen, die rhetorischen Gesetze der Sprache mehr als irgendwelche Wirklichkeiten, auf die sich diese Zeichensysteme beziehen. Paul de Man wurde zusammen mit dem französischen Oberphilosophen Jacques Derrida, dem heute tout-Paris zu Füßen liegt, zur Speerspitze gegen jede ideologische Vereinnahmung des Geschriebenen.

Ob es um Philosophen wie Friedrich Nietzsche oder Georg Lukács geht oder Lyriker von Yeats bis Rilke, de Man wies die Doppelbödigkeit und Selbstironie der Texte nach, denen man in keinem Fall einen einzigen gemeinten Sinn zuweisen dürfe. Das Werk des Literatur-Mandarins, von dem jetzt ein Buch auf deutsch erschienen ist*, galt bisher Freunden als spannende und lehrreiche Lektüre. Gegnern war sie stets ein Anlaß für ernsthafte intellektuelle Auseinandersetzung.

Doch auf die ungetrübte Leselust ist ein langer Schatten gefallen. Paul de Man, so meldeten US-Nachrichtenmagazine, sei ein geistiger Nazi und extremer Antisemit gewesen. In über 100 Artikeln für die Zeitung „Le Soir", ein Blatt, das während der deutschen Besatzung in Belgien von den Nazis zu Kollaborationszwecken geduldet wurde, habe der Jungredakteur de Man pronazistisches Gedankengut verbreitet.

Die schlimme Kunde löste sogleich eine Schockwelle aus. Die verstörte Kennerschar des belgischen Theoriegroßmeisters, die schon vor den Presseveröffentlichungen durch Jacques Derrida von de Mans Journalistentätigkeit in der Nazizeit wußte, beschloß, alle diese Artikel zu publizieren, deren historisches Umfeld zu erforschen und sie zu kommentieren.

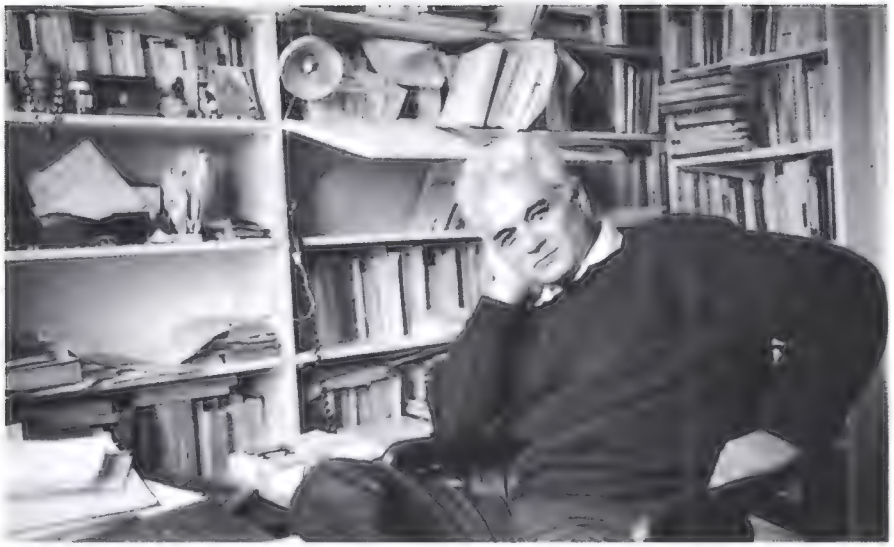
So lange aber mochte einer nicht warten. Frank Schirrmacher, designierter Nachfolger des „FAZ"-Literaturchefs

Philosoph de Man
„Eingeübter Gedächtnisverlust"

Marcel Reich-Ranicki, sah die Chance gekommen, daß sich das Blatt in Sachen Nazienthüllung einmal profilieren könne. Schließlich hatte das Image des Frankfurter Intelligenzblattes im Historikerstreit, wo die „FAZ" stramm rechts gestanden hatte, gelitten.

Schirrmacher übernahm ungeprüft die Schnellschüsse aus der US-Presse von vielen Naziartikeln de Mans, in denen er sich angeblich eindeutig profaschistisch geäußert habe, und setzte in einem Feuilleton-Artikel noch einen drauf: Die Dekonstruktion des Belgiers, nach dem Kriege entwickelt, sei nichts als neurotische Abwehr verleugneter NS-Vergangenheit. Dem „FAZ"-Nachwuchsstar schien es in Sachen de Man wie Schuppen von den Augen zu fallen: „Plötzlich sieht man jedem Argument und jeder These an, daß sie zur illusionären Flucht aus der Taterinnerung dienen sollte, zur neurotischen Absicherung eines eingeübten Gedächtnisverlustes."

* Paul de Man: „Allegorien des Lesens". Aus dem Amerikanischen von Werner Hamacher und Peter Krumme. edition Suhrkamp, Frankfurt; 240 Seiten; 14 Mark.



Philosoph Derrida: Speerspitze gegen Ideologie

Doch da hatte, wie die linke „taz" bemerkte, der Nachfolger auf dem Feuilleton-Hochsitz „geraddatzt wie ein Alter". Denn nach publizistischen Interventionen von Anselm Haverkamp (in der „Neuen Zürcher Zeitung") und des Übersetzers Werner Hamacher mußte Schirrmacher sachliche Unrichtigkeiten eingestehen.

So waren die meisten De-Man-Beiträge für „Le Soir" unpolitische Rezensionen, kurze Konzertberichte und Auseinandersetzungen mit Neuerscheinungen der europäischen, vor allem der belgischen Literatur. In fast allen diesen Beiträgen war von geistigem Nazitum nichts zu spüren. Im Gegenteil: Gelegentlich schulmeisterte der junge Redakteur, wie De-Man-Kenner Hamacher in einer Replik schrieb, belgische Romanciers mit ausgeprägt faschistischen Sympathien wegen ihrer rückständigen Prosaform.

Von den angeblich über hundert pronazistischen Artikeln blieb nur ein einziger übrig, den Johns-Hopkins-Professor Hamacher als „unentschuldbar und desaströs"" empfindet. Unter dem Titel „Die Juden in der zeitgenössischen Literatur" schrieb der spätere Literaturtheoretiker 1941 einen Artikel voller zynischer Kälte gegenüber den damals der Verfolgung ausgesetzten Juden.

In diesem Stück kreidet de Man dem vulgären Antisemitismus der Nazis an, den Juden den Gefallen zu tun, ihren Beitrag für die Entwicklung der (von den Nazis gehaßten, aber von de Man begrüßten) modernen Literatur überzubewerten. Die sei – so der überhebliche Jungschreiber – vielmehr ganz ohne Juden entwickelt worden. Die Nichtjuden nämlich seien so vital gewesen, „sich auf einem für die Kultur repräsentativen Gebiet wie der Literatur vor dem jüdischen Einfluß zu bewahren".

Zum schrecklichen Schluß folgt eine obszöne Anspielung auf Nazipläne, Juden nach Madagaskar abzuschieben. De Man: „Darüber hinaus sieht man also, daß eine Lösung der Judenfrage, die die Schaffung einer jüdischen Kolonie außerhalb Europas ins Auge faßte, für das literarische Leben des Abendlandes keine beklagenswerten Konsequenzen hätte. Es verlöre alles in allem einige Persönlichkeiten von mittelmäßigem Wert und würde sich weiterhin, wie in der Vergangenheit, nach seinen großen Evolutionsgesetzen entwickeln."

Diese elegant verpackte Schäbigkeit läßt sich nicht durch noch so geschickte Interpretationskniffe retten. Auch de Mans weiteres Leben bleibt klärungsbedürftig, denn er schwieg öffentlich bleiern über seine Vergangenheit. Freilich, daß der Wissenschaftler seine Vergangenheit vergessen und mit theoretischer Arbeit aus seinem Bewußtsein entfernt habe, wie Schirrmacher vorschnell insinuierte, stimmt nicht. 1954 wurde de Man, als Mitglied der achtbaren Harvard Society of Fellows, anonym angezeigt. In einer Stellungnahme gegenüber der Universität wies der Beschuldigte darauf hin, daß er unmittelbar nach Kriegsende von belgischen Stellen in einem Verfahren wegen Kollaboration freigesprochen worden sei. Auch seine Tätigkeit für „Le Soir" erwähnte er.

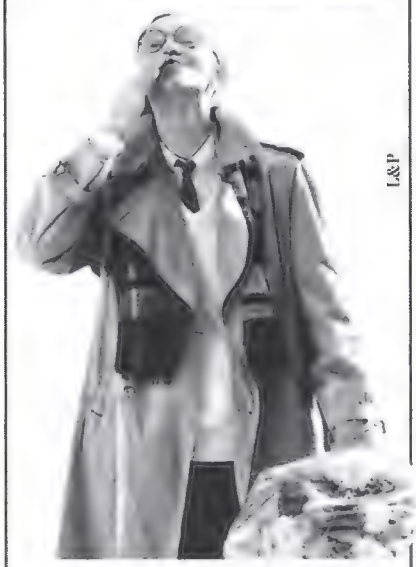
Auch Ende der sechziger Jahre, als ihn ein Kollege für einen Universitätswechsel gewinnen wollte, war dem inzwischen berühmten Gelehrten seine Vergangenheit präsent. Er berichtete auch diesem Kollegen von der Zeit bei „Le Soir".

Die amerikanischen und europäischen De-Man-Freunde, die keineswegs den Gelehrten reinwaschen wollen, wie Schirrmacher unterstellt, halten die Aufklärung der Beziehung zwischen Leben und Werk des Vaters des Dekonstruktivismus für dringend geboten.

Allerdings: Die Dekonstruktion des Dekonstruktivisten müßte aufdecken, was die Wahrheit eines Textes und was die Wahrheit seiner publizistischen Ausschlachtung wäre. Zum Fall de Man hat de Man sein eigenes methodisches Handwerkszeug entwickelt. ◆

RICOH FAX.

CeBIT '88 Hannover
16.–23. März
Halle 4, Stand EG D24/G41



I&P

. . . um die Welt.

Die ausgereifte Technik der RICOH FAX Geräte und der perfekte Service vom RICOH Fachhändler: Optimale Übertragung von Bild und Wort – einfach übers normale Telefonnetz. RICOH FAX Geräte gibt's von superkompakt bis superkomfortabel.

RICOH Deutschland GmbH
Geschäftsbereich Telefax
Mergenthalerallee 45–47 · 6236 Eschborn
Telefon 06196/7022-0

RICOH
Die Welt der Kommunikation

Ich bin an RICOH FAX interessiert. Informieren Sie mich!
☐ Über das RICOH FAX Programm
☐ Welcher RICOH Fachhändler ist für mich zuständig?

Name
Firma
Straße
Ort
Telefon

Sp.10/88

Im postmodernen Stadttheater

SPIEGEL-Redakteur Hellmuth Karasek über Jürgen Flimms „Nibelungen"-Bewältigung in Hamburg

Der beliebteste Kampfsport der deutschen Theaterfürsten ist das Inszenierungs-Turnier gegen das große, das ungeschlachte Stück: Mit eingelegter Lanze wird monatelang probiert, bis das Werk an einem langen vielstündigen Abend vor erst gefesseltem und gefoltertem, dann ergriffenem Publikum triumphierend erlegt wird.

„Ich möcht' mich einmal mit mir selbst zusammenhetzen, nur um zu sehen, wer der Stärkere is, ich oder ich", so hat Nestroy einst den bramarbasierenden Hebbel-Helden Holofernes persifliert. Deutsche Regie-Intendanten sind immer die Stärkeren, ob sie nun den „Faust", den „Sturm", ob sie „Lulu" oder irgendeinen sperrigen Shakespeare-Richard zur Strecke bringen.

Jetzt also hat Jürgen Flimm, König am Hamburger Thalia, Hebbels „Nibelungen" den Fehdehandschuh hingeworfen – einem Stück Edel-Sperrmüll deutscher Dramengeschichte. Und da man natürlich nicht unumwunden zugeben kann, daß man inszeniert, um die eigenen Muskeln spielen zu lassen, müssen Begründungen her: Hebbels „Nibelungen" nähmen den verhängnisvollen deutschen Weg nach Stalingrad vorweg.

So schnarrt denn auch zu Beginn der Aufführung Görings Stimme etwas von Heroenkampf der Nibelungen – doch damit hat das Feigenblatt glücklicherweise seine Schuldigkeit getan, der pure Kraftakt kann beginnen.

Eine Aufführung, deren (mit Pause) sechsstündige Dauer sich auf eine derartige Polit-Trivialität reduzieren ließe, wäre sonst auch verloren gewesen. Denn natürlich hat Hebbels gewaltiger Schinken von 1860, einem verspäteten Biedermeier in jahrelanger Arbeit abgerungen und wie in Gußeisen geschmiedet, mit Stalingrad ein bißchen zu tun, wie die „Räuber", die „Perser", die „Hermannsschlacht", „Richard III.", na und so weiter, solche dramaturgischen Assoziationen gibt's im Dutzend billiger.

Hebbel hat das deutsche Nationalepos für die Bühne umgeformt, weil die Figuren seiner Vorstellung von Kraft und Tragik entsprachen: viel Treue gleich viel Kraft, viel Blut gleich viel Tragik.

Sosehr das Stück den teutonischsten aller Mythen mit „Viel Feind, viel Ehr"-Pathos auf die Bühne hievt – eigene Hebbelsche Zutat sind am ehesten die Omnipotenzphantasien eines bürgerlich verengten Zeitalters, das im Bett viel zu träumen begann und sich seine Träume in blutrünstigen Strafen ertränkte.

Hebbel schnitzte seine heidnisch-christlichen Heroen und Heroinen aus grobem Holz: Sie sind edel oder schwach, sinnen auf Rache oder halten Treue; und das alles in einer Sprache,

Hebbels „Nibelungen" am Hamburger Thalia Theater*: Der Stiefel war vergiftet

die nach falschen Butzenscheiben klingt: „Gleichviel", „je nun", „und also topp", „Ihr seid ein rechter Schalk" – man muß sich vorstellen, daß dieses Pappdeutsch verwendet wurde, als schon die Schlote des industriellen Fortschritts rauchten.

Trotzdem (oder gerade deshalb?) läßt sich mit den „Nibelungen" Effekt und also Theater machen: Dramatik pur sozusagen, wo einer kontrastreichen Handlung sich nur selten ein Sinn in den Weg stellt. Wie beim Gewitter grollen und rollen die Szenen dräuend vorbei; man könnte auch sagen, es ist eine Oper, bei der nicht gesungen wird.

Natürlich wollte der Thalia-Intendant (man hat ja schließlich ein künstlerisches Gewissen), sosehr er den dramatischen Drive zu schätzen wußte, Hebbels Mammutwerk kritisch vortragen lassen.

Also fängt er das Stück gewissermaßen in Anführungszeichen an: Der Königshof von Gunther ist in biedermeierlicher Stube versammelt, die Herren im schwarzen Gewand, die Damen am Stickrahmen – so sitzt man gutbürgerlich beisammen und träumt von deutscher Größe. Da weht ein Luftzug die transparente Wand der guten Stube fort, ein tritt Siegfried mit wehend weißem Gewand und langem Haar und wirkt wie eine Mischung aus Comic-Held und Naturapostel. Hans Kremer spielt ihn als wohlgeformte Lichtgestalt, eher einer modernen Psycho-Sekte als einem altdeutschen Turnverein entsprungen. Effektvoll kommt die Aufführung in Fahrt.

Wenn Gunther und seine Mannen jetzt ihre Brautfahrt zu Brunhild beginnen, sehen sie aus, als gehörten sie auf einen studentischen Paukboden: Ihre Arme und Beine sind wie für die Mensur geschient und gepolstert. Die Abpolsterung brauchen diese Kerle – denn, so viel steht fest, vor fremden Weibern haben sie einen mächtigen Bammel.

Männerphantasien: Brunhilds nordisches „Isenland", in dem eine strahlend blau gewandete statuarische Überfrau wie in einem magischen Heiligtum klirrend heidnischer Kälte haust, ist totaler Kunstraum.

Aber so wirksam die Kostüme (Marianne Glittenberg) das knarzige Auftreten knorriger Recken mit anachronistischer Ironie brechen, sosehr die transparenten Bühnenbilder (Erich Wonder) die Szenen in opernhafte Unwirklichkeit, ins schöne Reich der Kunstzitate und Kunststücke entrücken – das Stück erzählt von Eisenfressern, Drachentötern und dröhnenden Mannsbildern, von herrischen Frauen, die sich gegenseitig darum zanken, wer den stärkeren Mann hat – heutzutage würden sie sich vorrechnen,

* „Siegfrieds Tod" mit Traugott Buhre, Hans Kremer und Hans Christian Rudolph.

Hildegard Schmahl als Brunhild
Sehnsucht nach dem Hünenweib

wessen Gatte die höhere Gehaltsgruppe, den schnelleren Sportwagen, den teureren Ferienbungalow hat, Siegfried oder Gunther.

Denn das ist ja der wahre Fluch der „Nibelungen", daß sie die banale Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts in die mythische Ferne der germanischen Heldensage zu heben und zu entrücken suchten, ein Theater, das den grauen Alltag mit düsteren Märchen schmückte. Das Lächerliche, das Hebbel ins Erhabene wegpathetisiert hat (aus neuzeitlichen Ehekrüppeln machte er burgundische Rekken), läßt sich nicht kritisch zurückverwandeln: Man hätte dann fünf Stunden scheppernde Parodie, einen Klamauk der Rauschebärte und Hörnerhelme, Asterix und Obelix am Rhein.

So war Jürgen Flimm gut beraten, daß er seine Schauspieler schnell vergessen ließ, sie seien nur dem Biedermeier in die germanische Turnhalle entlaufene Neuzeitler. Um Hebbel spielen zu können, muß man sich seinen Effekten überlassen und ihn ernst nehmen, auch wenn es schwerfällt.

Und so sauste bald der erste echte Speer auf die Bühne, rammte sich in den Bühnenboden, zitterte und blieb dann drohend stecken. Und Hagen (Traugott Buhre spielte ihn mit Bariton und angemessener Leibesfülle) und die übrigen Herren des Ensembles ergriffen wie selbstverständlich die Wurfspieße und stemmten sie trutzig in den Boden: Es war, als ob das gute alte Stadttheater in einer durchaus mondän gestylten Form wiedergeboren worden wäre. Also schepperten die Rüstungen, aber man trug sie nicht am Leibe, sondern warf sie als Gerümpel klirrend auf die Bühne.

Hebbels Völkerwanderer zogen unerschrocken durch das moderne Theater, über einen schmalen Grat am Rande der Lächerlichkeit – daß der lange Abend nur selten aus dem Pathos kippte, ist sicherlich das größte Verdienst von Flimms bühnenwirksamer, geschmackssicherer Kunst, die das Geschehen immer wieder zu Bildern zeichenhafter Deutlichkeit einfrieren ließ. Wenn die Nibelungen weißgewandet für den Rußlandfeldzug im nebeligen Boot über die Donau setzten, gab es in der Premiere Szenenapplaus – das Theater entfaltete eine eigene, großartige Magie.

So mischte die Inszenierung unerschrocken Blut, Nebel und Tränen mit surrealistischen Bildern und op-artigen Lichtspielen. Aber abgesehen von der Brunhild (Hildegard Schmahl) und der Kriemhild (Anne-Marie Kuster), die so etwas wie psychologische Glaubwürdigkeit in die dröhnenden Dialoge brachten, blieben die Männer fest auf dem Boden des Theaters: Standbein, Spielbein, wirksam zu Gruppen gegliedert, gepflegt sprechend, die Beine trutzig gespreizt.

Daß jemand wie Gunther (Hans Christian Rudolph) ein Schwächling ist, den es aus Versehen in den Helden-Beruf und ins Königsamt verschlagen hat und der sich deshalb die stärkste Hünenfrau angeln will – dieser schöne Witz ist schon Friedrich Hebbel unterlaufen.

Andere Witze waren weniger freiwillig: Wenn einer der Burgunderherren, die doch angeblich die Stärksten der damaligen Erde waren, den in den Boden gerammten Speer nur mit einem vor Kraftanstrengung verzerrten Gesicht aus dem Boden ziehen konnte, wenn Buhres Hagen das Plastiksäckchen mit dem Kunstblut an Siegfrieds Rücken nur mit hörbarem Knall zum Zerplatzen bringen konnte oder er sich in seinem ärmellosen Germanenfummel verhedderte – dann grinste für Momente die Gefahr, die dieser postmodernen Stadttheater-Variante droht: Es lauerte der Fluch der Lächerlichkeit, der Stiefel war vergiftet.

MEDIZIN

Schonende Blockade

Ein neues Medikament erleichtert den frühen Schwangerschaftsabbruch. Abtreibungsgegner wollen die Markteinführung verhindern.

Mit Schreckensvisionen schockierte Pater Otto Maier zum Jahresbeginn seine „lieben Mitbürger und Freunde". In einem Rundschreiben des „Kreises katholischer Priester" warnte der Geistliche vor „unfaßbarem Terror": Mit einer „Tötungspille", die an die KZ-Vernichtungspräparate des Dritten Reiches erinnere, sollten künftig Menschen „gewaltsam ins Jenseits befördert" werden.

Anlaß des Empörungsschreis, in den mittlerweile andere katholische Organisationen eingestimmt haben, ist ein neues Medikament der französischen Hoechst-Tochter Roussel-Uclaf: Die Pariser Pharmafirma hat eine Abtreibungspille entwickelt, die Schwangerschaften im Frühstadium schonender als bislang abbricht und möglicherweise den chirurgischen Eingriff ersetzen wird.

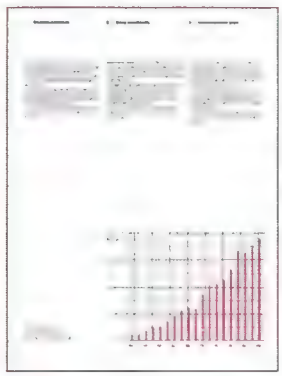
Die neue Substanz mit der Bezeichnung „RU 486" wirkt, so ihr Erfinder Professor Etienne-Emile Baulieu, „nach einem einfachen Prinzip": „RU 486" verdrängt das Schwangerschaftshormon Progesteron von seinen molekularen Bindungsstellen und verhindert so, daß sich das befruchtete Ei dauerhaft einnistet – eine Fehlgeburt wird ausgelöst, deren Beschwerden sich mit einer heftigen Menstruationsblutung vergleichen lassen.

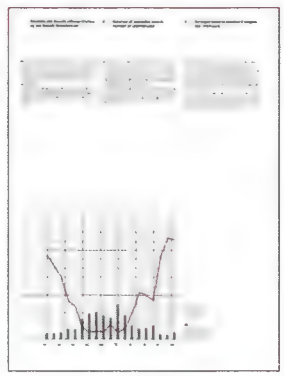
Kombiniert mit einem niedrig dosierten Prostaglandin, wirkt „RU 486" sicher, wenn es während der ersten drei Schwangerschaftsmonate eingenommen wird. Schon sehen Länder der Dritten Welt, so die Weltgesundheitsorganisation (WHO), in dem neuen Präparat ein Mittel zur Geburtenkontrolle; in Europa wird, laut Hoechst-Sprecherin Helga Hennemann, zuerst Frankreich das Me-

Mediziner Baulieu: Pille für den sanften Abort

Daten·Fakten·Trends 1947-1987

Dokumentation über 40 Jahre Bundesrepublik Deutschland: Bevölkerung, Wirtschaft, Konsum, Medienentwicklung und -nutzung





Die Staatsverschuldung der Bundesrepublik Deutschland sei zu hoch, hört man immer wieder. Ob alle Kritiker genau wissen, um welche Summen es dabei geht? Exakt 12 367 Mark Staatsschulden entfielen Anfang 1987 auf jeden Bundesbürger, achtundzwanzigmal soviel wie 1950, als die Gesamtschulden der Bundesrepublik „nur" 20,6 Milliarden Mark ausmachten.

Diese und 25 000 weitere Daten für die Jahre 1947 bis 1987 wurden aus einer Vielzahl von Quellen zusammengetragen, in Tabellenform aufbereitet, in 150 Graphiken umgesetzt und kommentiert. So entstand eine kompakte SPIEGEL-Dokumentation, die in dieser Form einzigartig ist und eine lange Reihe statistischer Jahrbücher ersetzen kann.

Die 386seitige Dokumentation kann nur direkt beim SPIEGEL-Verlag bestellt werden.
Preis DM 180,–. Im Inland portofrei. Lieferung ausschließlich gegen Vorkasse. Bitte legen Sie Ihrer Bestellung einen Verrechnungsscheck bei oder überweisen Sie den Betrag mit dem Bestellvermerk „1947-1987" auf das Postgirokonto Hamburg 7137-200 (BLZ 200 100 20).

Die dreisprachige Dokumentation (deutsch, englisch, französisch) belegt u. a. über den Zeitraum von 40 Jahren hinweg:

- die Entwicklung von Bevölkerung, Wirtschaft und Konsum,
- Verschiebungen in der Medienlandschaft,
- die Situation der Bundesrepublik im Vergleich zu ihren europäischen Nachbarn.

Ergänzt werden Zahlenwerk und Graphiken durch

- Hinweise auf wichtige politische und wirtschaftliche Ereignisse,
- über hundert Abbildungen von SPIEGEL-Titeln aus vierzig Jahren sowie
- zahlreiche Anzeigenbeispiele zur Entwicklung der Werbung in der Bundesrepublik.

DER SPIEGEL

SPIEGEL-Verlag · Vertriebsabteilung · Postfach 11 04 20 · 2000 Hamburg 11

dikament zulassen. Auf dem westdeutschen Markt will die Firma „RU 486" gar nicht erst herausbringen – Erfolg der brieflichen Haßausbrüche, mit denen die Abtreibungsgegner den Konzern überschütten?

Professor Baulieu preist indessen seine Anti-Hormon-Pille als „großen medizinischen Fortschritt": Das Problem der ungewollten Schwangerschaft könne mit der neuen Methode sanfter als bisher gelöst werden; die einmalige Gabe des Anti-Progesteron sei weit weniger belastend als der chirurgische Eingriff.

Dieser herkömmliche Weg, die Schwangerschaft durch Ausschabung der Gebärmutter vorzeitig zu beenden, ist riskanter als das ebenfalls häufig praktizierte Absaugverfahren, bei dem, nach Erweiterung des Muttermundes, der Embryo mit einer speziellen Vakuumpumpe entfernt wird.

Als medikamentöse Alternative wurde bereits in den siebziger Jahren der Schwangerschaftsabbruch mit Prostaglandinen propagiert. Doch die hormonähnlichen Substanzen, so zeigte sich in den Kliniken, belasteten den ganzen Körper mit teils sogar lebensbedrohlichen Begleiterscheinungen. Die Entwicklung synthetischer Prostaglandine milderte diese Nebenwirkungen, doch die Prozedur blieb langwierig und schmerzhaft.

Die Wirkung des „RU 486" als Mittel für den Schwangerschaftsabbruch entdeckte Baulieu eher zufällig. Auf der Suche nach einem Präparat für die Krebs-Therapie stellte der Wissenschaftler in den Labors von Roussel-Uclaf fest, daß „RU 486" den Effekt des schwangerschaftsbeschützenden Progesteron aufhebt: Nachdem „RU 486" in der Gebärmutter die Progesteron-Rezeptoren besetzt hat, produziert der Organismus, von der äußerlichen Ähnlichkeit der beiden grundverschiedenen Moleküle getäuscht, zwar auch weiterhin Progesteron, doch es gelangt nicht mehr an die okkupierten Bindungsstellen. Als Folge wird die Schleimhaut-Auskleidung der Gebärmutter abgebaut, es kommt zur Fehlgeburt.

Wird das Mittel zusammen mit einem Prostaglandin verabreicht, das zeigte die weitere Erprobung, war die Wirkung des „RU 486" nahezu hundertprozentig sicher. Da von beiden Substanzen nur geringe Dosierungen nötig sind, bleiben die Nebenwirkungen „minimal", versichert José Barzelatto, WHO-Direktor für Reproduktionsmedizin in Genf: Nach der Einnahme stelle sich leichtes Bauchweh ein, die Übelkeit sei nicht schlimmer als üblicherweise bei Schwangerschaften.

Etwa 500 Frauen in sieben Ländern haben das Abtreibungsmedikament bisher im Versuch erprobt; weitere Tests laufen noch an Kliniken in Großbritannien, China, Schweden und auch in Westdeutschland. In Frankreich wird mit der Zulassung noch in diesem Monat gerechnet.

Demonstration gegen Abtreibung: Pharmakonzern unter Druck gesetzt

Doch die neue Methode macht den Schwangerschaftsabbruch noch längst nicht zu einer einfachen, rein privaten Angelegenheit. Emotional, so meinen manche Experten, könnte die Abtreibung mit „RU 486" eher noch schwieriger werden: Die betroffene Frau hätte, anders als bei der Ausschabung oder Absaugmethode, den ausgestoßenen Embryo vor Augen.

Daß man „weit entfernt von einer Abtreibung in den eigenen vier Wänden" sei, betonte auch Professor Baulieu in einem Interview mit der französischen Frauenzeitschrift „Elle". „RU 486", in „Elle" schon als Pille gefeiert, „die alles ändert", wird in französischen Apotheken nicht erhältlich sein, auch nicht auf Rezept.

Auf Beschluß des französischen Nationalen Ethik-Komitees ist die neue Abtreibungspille nur als Alternativmethode bei einem ohnehin genehmigten Abort zugelassen; auch mit der Pille darf die Abtreibung nur in speziellen Kliniken vorgenommen werden. Mit dieser Einschränkung hofft das Komitee, eine Zunahme von Schwangerschaftsabbrüchen zu verhindern; auch habe es Befürchtungen gegeben, so berichtet die Tageszeitung „Le Monde", daß Frauen den Wirkstoff vorbeugend regelmäßig am Ende eines Zyklus einnähmen.

Von „Abtreibungen im Do-it-yourself-Verfahren", wie sie die hessische „Aktion Leben e.V." in einem Schreiben an ihre „Mitstreiter" anprangert, kann mithin nicht die Rede sein. Ob das Mittel überhaupt in westlichen Ländern Frauen außerhalb der Kliniken zugänglich sein wird, ist fraglich. In den USA haben die in der mächtigen Liga „National Right to Life" organisierten Abtreibungsgegner den Hersteller Roussel mit Boykott-Drohungen derart verschreckt, daß die Firma auch dort von vornherein darauf verzichtet hat, das als „French pill" bezeichnete Medikament auf den Markt zu bringen.

Zum Bedauern von Wissenschaftlern wie Gary Hodgen, Direktor des Jones Institute for Reproductive Medicine in Norfolk, Virginia. Der Wirkstoff habe „sieben oder acht andere Anwendungsmöglichkeiten, die mit Abtreibung nichts zu tun haben", so Hodgen. „RU 486" könnte beispielsweise hilfreich sein bei langwierigen Geburten und so die Kaiserschnitt-Rate senken, meint der Forscher. Auch bei gewissen Formen von Brustkrebs könnte die Pille von Nutzen sein, ebenso beim Cushing-Syndrom, einer folgenschweren Störung des Hormonhaushalts.

Doch Hodgen macht sich keine Illusionen: „Die Abtreibungsgegner werden gegen den Verkauf des Mittels angehen – selbst wenn es das langersehnte Heilmittel gegen Schnupfen wäre."

AUTOMOBILE

Leuchtendes Schwarz

Krisenfurcht und Dollarsturz drückten die Stimmung auf der Frühjahrsschau der Autoindustrie in Genf.

Erst knackte es, dann splitterte Holz, und die vorbeiflanierenden Messebesucher amüsierten sich: Ein Kraftwagen war in sein Podest eingebrochen. Zum Glück war es nur ein Japaner, ein Mitsubishi, der da letzte Woche auf dem Autosalon zu Genf in die Knie ging. Nicht auszudenken, wäre es ein Mercedes gewesen!

Der Champagner floß wie gewohnt in Genf. Aber die Stimmung war seltsam wehmütig-gedrückt, wie lange nicht, sogar bei jenen, die zu Trübsal am allerwenigsten Anlaß hätten, wie etwa der Kölner Ford-Chef Daniel Goeudevert.

Der rotblonde Riese verwies zwar voller Stolz auf „eine Nettorendite von 3,4 Prozent, besser als Opel und VW", ließ andererseits aber das lauteste Kassandrageschrei überhaupt vernehmen. „Wir

Vorteile über
Vorteile für
Profi-Traveller.

Zum Beispiel:
Durch richtige Hotelbuchung über 40 Prozent sparen.

Airlines: Wer bietet Ihnen am Boden und in der Luft den besten Service? Miet-Büros: So arbeiten Sie auf Reisen besser. Hotelfrühstück: Ihr perfekter Start in den Reisetag. US-Mietwagen: Wie Sie Vorteile aus dem Preiskampf auf den Highways ziehen. Paris: Insiders Guide durch die neue Szene an der Seine. Mobil-Büro: Kleine Computer, große Leistung. Flugpreise: Schneller, billiger und bequemer fliegen.
Dazu 8 Seiten Newsletter:
Schnelle Tabellen: Die echten Feiertage und genaue Sommerzeit in aller Welt.
Bahnreisen: So sparen Sie bis zu 40 Prozent. Interview: Flug verspätet – Geld zurück.

Profitravel.
Allererster Klasse.
Das Reisemagazin für Manager.

Jetzt neu im gut sortierten Zeitschriftenhandel. Oder bestellen Sie Ihr Exemplar gleich zum Ortstarif ☎ 0130/40 04.

A.B.S.

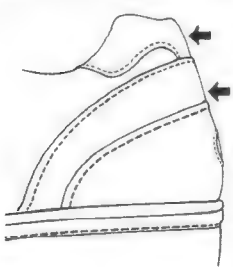
Neu. Air Rider. Der erste Traum zum Laufen.

Clarks

So gut sollten alle Schuhe sein

Mit Air Rider beginnt für Ihre Füße eine neue Ära des Laufens. Denn von soviel Komfort konnten Sie bisher nur träumen.

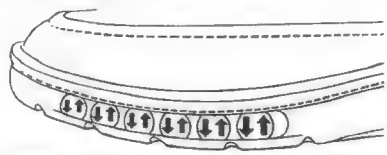
Lederbezogene Polster im hochgezogenen Schaft. Mit Fersenstabilisator für sicheren Halt.



Traumhaft bequeme Achilles-Sehnen-Polsterung.
Als Knöchelschutz seitlich noch besonders hochgezogen.
Der Fersenstabilisator gibt sicheren Halt.

Und ein fein gefüttertes Fußbett für gesunden und bequemen Sitz.

Butterweich läuft Ihr Fuß auf der abrollsynchron geformten Sohle, in der zusätzlich Luftkissen jeden Schritt abfedern.



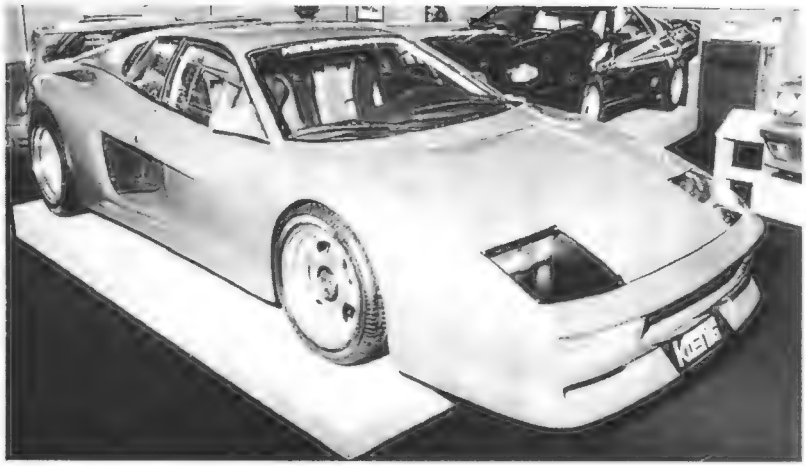
Butterweiches Laufen auf der abrollsynchron geformten Sohle mit eingebauter Luftfederung.

Zungenpolsterung und handschuhweiches Oberleder mit klimatisierenden Ventilationskanälen perfektionieren diesen Traumschuh, der dazu noch wasserabweisend ist und auf unverwüstlichen Sohlen läuft.

Immer frisch bleibt der Fuß durch spezielle Ventilationstaschen und das atmungsaktive, handschuhweiche Leder.

Nein, all das haben Sie nicht geträumt. Air Rider von Clarks gibt es wirklich. Im Fachgeschäft.

Clarks, Friedrich-Ebert-Straße 8, 6530 Bingen, Tel. 0 67 21/4 50 26-29



König-Competition

Target-Mini (Konzept-Studie)

Irmscher-GT

Bitter-Cabrio Type 3

Neue Modelle in Genf: „Was tun, wenn die Leute mit normalen Autos nicht mehr klarkommen?"

haben alle gelacht, als einst die Japaner mit ihren ersten Autos in Finnland rumkurvten", so Goeudevert, „und heute lachen viele über die Koreaner – aber wohl nicht mehr lange."

Wahrscheinlich behält er recht: Voll Entsetzen über die drohende ruinöse Konkurrenz aus dem Niedriglohn-Land jenseits der Straße von Tsuschima fangen nun auch die Japaner an, über wirkliche Kampfpreise nachzudenken. In Genf waren, mit Kamera und Maßband unter fremde Achsen kriechend, koreanische Ingenieure allgegenwärtig.

Aber selbst die Mercedes-Manager, die im Geld schwimmen und über mehr Technik-Know-how als jeder andere Autohersteller gebieten, stapften in Genf gleichsam mit halbgefrorenen Mienen über die Dielen ihres Plastik-Palais. Nein, koreanische Rivalen im Kung-Fu-Stil, Dollarschwächen oder eine allgemeine Autokrise würden die Herren aus Stuttgart-Untertürkheim, wenn überhaupt, erst als letzte schrecken. Es war auch nicht Gram über gebrochene Nokkenwellen, wie er jüngst tausendfach die Mercedes-Kundschaft ereilt hat, denn so was läßt sich rasch richten.

Vielmehr bekümmerte die Stuttgarter, daß sie diesmal, wie fast alle anderen auch, so rein gar nichts Neues vorzuzeigen hatten, wo doch ein paar Meter weiter Konkurrent BMW seinen noch halbwegs ofenfrischen, vielgepriesenen „Fünfer" (SPIEGEL 3/1988) ausstellte. „Ich habe schlecht gesessen", mäkelte nach einer Sitzprobe im BMW 535 Wolfgang Peter, Chef der Personenwagenentwicklung bei Daimler-Benz, räumte aber anerkennend ein: „Er ist der Beste, den die bisher gemacht haben, viel schöner als der Siebener."

„Nächstes Jahr", tröstete Mercedes-Ingenieur Joachim-Hubertus Sorsche, „werden wir hier wieder richtig glänzen" – mit dem neuen Mercedes-Benz SL.

Solchen Glanz strahlt der VW-Konzern schon heute aus, denn er hat, mit dem VW Passat, als einziger deutscher Großserienhersteller ein von Grund auf neues Auto zu bieten. Staunend nahm BMW-Entwicklungs-Chef Wolfgang Reitzle das Wolfsburger „Raum-Wunder" in Augenschein – nur ein winziges Stück noch, und der Passat hätte, dank seiner neuen Quermotor-Technik (SPIEGEL 7/1988), sogar den Raumkomfort des dicken Siebener-BMW überboten.

Was Wunder, daß VW-Chef Carl Hahn als einziger Autoboß vergnügt durch die Hallen schritt und Zuversicht verbreitete, zumal ihm auch sein Satrap Ferdinand Piëch von der VW-Tochter Audi, trotz aller Malaise mit der Audi-Automatik in Amerika, ein gutes Ergebnis meldete. Hahn: „Wir haben allen Grund, optimistisch zu sein."

Nicht mal der einzige, dem es wirklich schlecht geht, läßt den Kopf hängen. „Wir haben alles bezahlt, haben 400 Millionen Mark in der Kasse, was ja auch nichts Unrechtes ist, können uns daher voll auf ein neues Modellprogramm konzentrieren", erzählte der vom Dollar-Sturz gebeutelte neue Porsche-Chef Heinz Branitzki. 12 000 Autos hat Porsche auf der Halde, das sind wenigstens 6000 zuviel, wenn man bedenkt, daß zwei Monatsproduktionen als normaler Vorrat gelten. „Wenn das alles hinter uns liegt", so Branitzki, „können wir wieder tief durchatmen."

Was aber, wenn die Atemnot anhält? Keine Angst, der große Bruder im Schwabenland würde sofort die Hand aufhalten: „Bevor andere zuschlagen", so Daimler-Benz-Vorstand Werner Niefer, „schlagen wir zu." Ein tiefer fallen-

der Dollar, so kalkulierten Daimler-Manager mit dem ihrem Metier eigenen Mangel an Mitleid, könnte einem derartigen Handel nur nützen. Mercedes-Vorstandsmitglied Helmut Werner: „Da kochen die so richtig schön weich." Doch an einen Verkauf der Firma, so Porsche-Chef Branitzki, „denkt bei uns im Augenblick keiner". Im Herbst wollen die Zuffenhausener eine Allradversion des Oldies „911" auf den Markt bringen.

Dem Ernst der Stunde angemessen, zeigt Porsche in Genf leuchtend schwarze Lackkleider als vorherrschende Farbe, mitunter innen mit „smaragdgrünem" Leder ausgeschlagen, so als habe sich über Sitze und Dachhimmel unaufhaltsam der Grünspan ausgebreitet. „Aber wir haben ja nicht ganz geschlafen", verwies der Firmenchef auf ein fast 80 000 Mark teures neues Cabrio vom Porsche 944 – und damit liegen die Zuffenhausener in der Tat voll im Trend zu teuren Cabrios und Sportwagen.

Das stärkste Stück ließ der Münchner Ex-Rennfahrer Willy König anrollen. Unter der knallroten Kohlenfaser-Karosserie seines neuesten Typs „Competition" verbergen sich annähernd 800 Pferdestärken, mehr als in den meisten Rennwagen der Formel 1. Das Zwölfzylinder-Kraftwerk, hochgejazzt durch einen Kompressor und zwei Turbolader, soll den Flachmann (Preis: 570 000 Mark) auf eine Spitzengeschwindigkeit von 350 km/h treiben: „Weltweit das schnellste Straßenauto" (König).

Auf Kundschaft, die vor der mittlerweile immer häufiger übersprungenen 100 000-Mark-Grenze noch zurückschreckt, wartet Erich Bitter, der vorletztes Jahr knapp der Pleite entgangen war. Nun will er bei der Steyr-Daimler-Puch AG das Cabrio „Type 3" (225 km/h; 85 000 Mark) produzieren lassen. Unter dem Kunststoffkleid verbirgt sich biedere (aber servicefreundliche) Großserientechnik vom Opel Senator.

Ebenfalls beim Opel-Händler dürfen auch Käufer des neuen 200 PS starken „Irmscher GT" (74 000 Mark) ihre Wagen warten lassen. Über die Bodengruppe der Familien-Limousine Omega stülpte Autobauer Günther Irmscher mit Hilfe modernster Klebetechnik ein rundliches Kunststoffkleid (245 km/h); eine Cabrio-Version ist in Arbeit. Und kein Open-Air-Boom ohne Karmann in Osnabrück: Die neueste Konstruktion stand ebenfalls in Genf zur Schau – die offene Version des Jaguar XJ-S.

Unter den Fachleuten steht offenbar außer Zweifel, daß mit wachsender Verkehrsdichte künftig „Kurzautos" gefragt sein werden – leicht zu parken, gleichwohl technisch vollwertig. Aus Kostengründen, befürchtet Ford-Chef Goeudevert, könnten „die Kleinwagen der neunziger Jahre nur noch aus Asien" kommen, es sei denn, auch die Russen kämen mit geeigneten Typen zu Stuhle. „Eine sehr schön gemachte Kiste, doch immer noch ein Auto" nannte BMW-

RODIER
HOMMES

RODIER HOMMES.
Die Männerkollektion von RODIER.

Individualität –
für Business und für die Freizeit.
Männer und Mode –
RODIER HOMMES.

Intergarn GmbH
Peter-Welter-Platz 2 · 5000 Köln 1 · Tel.: (02 21) 20 20 50

Creative Consultants

DINERS
DIE VORTEI

Z.B. MIT PARTNERKARTE OHN

Jetzt kann die ganze Familie alle Diners Club-Vorteile nutzen. Denn für Partner und volljährige Kinder der Club-Mitglieder stellen wir auf Wunsch eigene Karten aus – ohne Mehrkosten! So können auch sie bequem und bargeldlos mit ihrer Unterschrift bezahlen.

Es lohnt sich also, Diners Club-Mitglied zu werden. Dazu gibt es viele weitere ***Exklusiv-Vorteile***, die sich täglich bezahlt machen.

Zum Beispiel die separate ***Businesskarte ohne Mehrkosten:*** Sie trennt durch die eigene Monatsabrechnung übersichtlich geschäftliche und private Ausgaben.

Zum Beispiel ***Bargeld*** an 344 Schaltern bundesweit bis zu 4.000,- DM – oft auch nach Ladenschluß.

Zum Beispiel ***Sicherheit bei Verlust und Diebstahl:*** Innerhalb von 24 Stunden Ersatz für die verlorengegangene Karte und Haftungsbegrenzung auf 100,- DM.

CLUB.
LS-KARTE:

E MEHRKOSTEN

Nutzen Sie diese und viele weitere Diners Club-Vorteile. Einfach den nebenstehenden Antrag ausfüllen oder zunächst das Informationspaket mit allen Diners Club-Vorteilen telefonisch anfordern: ***069 / 2603-50*** – und Sie bekommen postwendend alle wichtigen Unterlagen auf den Schreibtisch.

DINERS CLUB. DIE VORTEILS-KARTE.

JETZT PERSÖNLICH TESTEN!

Testen Sie die Diners Club Vorteils-Karte – werden Sie Mitglied! Einfach Antrag ausfüllen und an untenstehende Adresse einsenden.

Antrag für Ihre Privatkarte (Hauptkarte) (Bitte in Blockschrift ausfüllen)

Meine persönlichen Angaben 30251/00

Nachname:

Vorname:

Straße:

PLZ: Ort: Zustellb.:

wohnhaft seit: Monat: Jahr: Telefon:

Wenn weniger als 2 Jahre, frühere Anschrift:

Geburtsdatum: Familienstand:

Kinder: ja ☐ Anzahl: nein ☐

Bankverbindung privat (mind. 2 Jahre)

① Bank: PLZ/Ort:

seit: Kto.-Nr. BLZ

Frühere/weitere Bankkonten (Unzutreffendes bitte streichen)

② Bank: PLZ/Ort:

seit: Kto.-Nr. BLZ

Ich ermächtige hiermit widerruflich Diners Club, fällige Beträge zum Ausgleich meines DC-Kontos per Lastschrift

von dem Konto ① ☐ oder ② ☐ einzuziehen. **(Zutreffendes ankreuzen)**

Brutto-Jahreseinkommen: über 45 TDM ☐ über 60 TDM ☐ über 90 TDM ☐

Falls unter 45.000 DM, bitte genauen Betrag angeben: DM

Haus, Wohnungseigentum: ja ☐ Wert: nein ☐

Ich war/bin bereits Mitglied: ja ☐ KK-Nr.:

Ich verfüge über andere Kreditkarten: ja ☐ Welche? nein ☐

Arbeitgeber-/Geschäftsanschrift (Bitte auch ausfüllen, wenn selbständig tätig)

Firmenname:

Straße: Telefon:

PLZ: Ort: Zustellb.:

beschäftigt seit: Monat: Jahr:
Branche:

selbständig seit: Monat: Jahr:
Position:

Bitte ankreuzen:
Ich interessiere mich für ☐ die beitragsfreie **Businesskarte** ☐ die beitragsfreie **Partnerkarte**
Schicken Sie mir die entsprechenden Anträge.

Der Diners Club ist berechtigt, erforderlich werdende Auskünfte bei der für meinen Wohnsitz zuständigen Schutzgemeinschaft für allgemeine Kreditsicherung – Schufa – einzuholen und der Schufa Daten über nicht vertragsgemäße Abwicklung (z.B. Mahnbescheid bei unbestrittener Forderung, erlassener Vollstreckungsbescheid, Zwangsvollstreckung aufgrund eines Titels) zu melden. Die Datenübermittlungen an die Schufa erfolgen nur, soweit dies zur Wahrung berechtigter Interessen des Diners Club oder der Allgemeinheit erforderlich ist und meine/unsere schutzwürdigen Belange nicht beeinträchtigt werden. **Ferner ermächtige ich hiermit mein dem Diners Club bekanntes kontoführendes Kreditinstitut ausdrücklich, Diners Club oder einer von Diners Club beauftragten Bank allgemein gehaltene bankübliche Auskünfte zu erteilen. Diese Ermächtigung gilt bis auf Widerruf.** Diners Club behält sich vor, diesen Antrag ohne Nennung von Gründen abzulehnen. Der Mitgliedsbeitrag für die Privatkarte (einschließlich Businesskarte und Partnerkarte/n) beträgt 150.– DM. Zusammen mit der Diners Club-Karte erhalte ich die Mitgliedsbedingungen, die mit Annahme der Karte als anerkannt gelten. Die Mitgliedsbedingungen können vorab im Diners Club eingesehen oder dort angefordert werden.

Datum: Unterschrift des Antragstellers:

P B K VERSA

Diners Club Deutschland GmbH, Postfach, 6000 Frankfurt 1

Designer Claus Luthe eine Kurzauto-Studie „Target-Mini" des Designers Hans-Georg Kasten, die das Münchner Ingenieurbüro Tecoplan in Genf ausstellt. Kastens „Kiste" ist nur 2,50 Meter lang (55 Zentimeter kürzer als der Auto-Furz Fiat 126), soll 12 000 Mark kosten und mit 33 PS „ein reiner Stadtsprinter" sein, aber auf den Vordersitzen „sehr erwachsene Verhältnisse bieten". In der Branche ist offenes Geheimnis, daß sogar Daimler-Benz ein hochkomfortables, zum Querparken geeignetes Kurzauto-Konzept hat „für Zeiten, in denen die Leute mit normalen Autos im Stadtgebiet nicht mehr klarkommen".

Unklar blieb, wo der Tecoplan-Mini gebaut werden soll. Zunächst war Ungarn vorgesehen. Aber Firmenchef Graf Waldburg-Zeil berichtete von einem Angebot, noch ärmere Zeitgenossen zu beschäftigen: In China könne das Auto zum Mann-Tageslohn von einem US-Dollar fabriziert werden.

SPORTLER

Guter Junge

Eddie Superstar – der Rummel um den Schanzen-Letzten von Calgary geht jetzt erst richtig los.

Wenn er hoch droben auf der olympischen Schanze sein aerodynamisch ungünstig geformtes Kinn nach vorne reckte, wenn er seine unförmige Brille mit den scheinbar aus einer Milchflasche geschnittenen Gläsern zurechtrückte, wenn er sich schließlich, bleich wie Hamlets Geist, talwärts stürzte – dann hielten Millionen von TV-Zuschauern auf beiden Hemisphären den Atem an.

Mit seinen taumelnden Flügen durch den Luftraum von Calgary wurde der 24jährige Gipser Michael Edwards aus dem englischen Kurbad Cheltenham über Nacht weltberühmt – als „Eddie the Eagle", der miserabelste Skispringer aller Olympiaden, dessen Weiten immer mindestens 20 Meter unter denen des Vorletzten lagen.

Zwei Wochen lang begeisterte sich die Presse an dem fliegenden Handwerker. „Eddie ist wunderbar", jubelte der „Daily Mirror", auch wenn er nur unwesentlich weiter springe als „ein Hund, wenn man ‚Schokolade' ruft".

Doch wer erwartet hatte, Adler-Eddie werde nach Ende der Winterspiele an dem ihm gemäßen Ort verschwinden, nämlich in der Versenkung, sah sich getäuscht: Der Rummel um Eddie geht jetzt erst richtig los – vor allem in Großbritannien, dessen Bewohner seit letzter Woche einem akuten Anfall von Eddiemanie erlegen sind.

Eddie-T-Shirts, Eddie-Puppen, Eddie-Sticker allerorten, Eddie im Radio und im Fernsehen, wo der Schanzenhüpfer dem Volk versicherte, daß er ab sofort das Training für die Spiele 1992 aufnehme. Für die des Jahres 2002 versprach Eddie eine Medaille, „vielleicht sogar Gold" – ein Gelöbnis, das er inzwischen auch musikalisch auf Schallplatte („Fly, Eddie, Fly") bekräftigt hat. Textprobe: „Manche sagen, ich sei blöd, manche sagen, ich säh' bescheuert aus."

Diese Selbstbeschreibung hinderte die Agenturen nicht, den Mann zum „heißesten Werbeträger des Jahres" (so ein Branchendienst) zu erklären. Obwohl er manchmal aussieht wie eine unfertige Studie aus der Werkstatt der Evolution (seine Familie nennt ihn nur „Ug", was sehr wohl verkürzt für „ugly", häßlich, stehen mag), soll Eddie als Photomodell vor die Kamera treten. Doch immerhin: Schon jetzt hat der Gipser mit dem Quaderkopf mehr für das Image der Fehlsichtigen getan als Millionen Optiker.

Aus den Zeitungen schließlich, die Eddie satt und in Serie brachten („Alles über unseren neuen Nationalhelden"), erfuhren die Briten, wie der junge Michael Edwards durch seine eifrige Teilnahme bei Fußball, Tischtennis, Rugby, Volleyball und Kricket jedweden geordneten Spielbetrieb unmöglich machte; wie oft seine diversen Mannschaften auf ihn verzichten mußten, da er innerhalb von drei Jahren 22mal vergipst war; wie sehr es ihn grämte, als ihm sein Sportlehrer Mick Miller eröffnete: „Eddie, du bist ein guter Junge, aber völlig nutzlos."

Daraufhin beschloß der 13jährige, sich fortan dem Skisport zu widmen. Neun Winter lang lernte Eddie auf Abfahrtslauf, was ihm den Beinamen „Kamikaze Kid" sowie vier gebrochene Wirbel einbrachte. Danach wurde ihm, zwei Jahre ist das nun her, seine wahre Berufung bewußt: „Ich fühlte plötzlich, daß ich zum Skispringen geboren bin."

Frühe Beobachter mutete das Tun des Novizen an wie ein Unglück auf der Suche nach einem Ort, an dem es geschehen kann. Schon wenige Wochen nach seinem ersten Sprung schwang sich Eddie von der 60-Meter-Schanze in St. Moritz, die Landung erfolgte mit dem Kinn. Den daraus resultierenden Kieferbruch behandelte er, auch hierin Autodidakt, indem er sich eine Mullbinde längs um den Schädel wickelte – seitdem trägt der Fürchtenichts seine Kinnlade merklich nach rechts versetzt.

50 000 Pfund, die gesamten Ersparnisse der Eltern, gingen für seine Olympia-Vorbereitung drauf – und tatsächlich, in Calgary flog Eddie the Eagle sicher von der 90-Meter-Schanze, wie ein Adler, allerdings einer, der unter rheumatischen Zuständen leidet.

Das habe auch daran gelegen, so erklärte er, daß er an der Olympia-Schanze nicht genug habe trainieren können. Denn Eddie, der noch für jede Lösung ein Problem findet, verlor gleich nach der Ankunft den Inhalt seines Koffers, dann verbog er seine Skibindung, schließlich stand er ohne Klamotten vor dem Umkleideraum – ausgesperrt. Zwischendurch verirrte er sich auch noch stundenlang im Olympischen Dorf.

„Willkommen zurück in einem Stück" – mit Rufen wie diesem bereitete letzten Donnerstag die Stadt Cheltenham ihrem berühmt gewordenen Sohn einen jubelnden Empfang. Doch Eddie zog es schon bald zu einer örtlichen Schönheit namens Hannah Gratton, mit der er in zärtlichem Einvernehmen steht.

Heiraten freilich, so bekannte Eddie, der offenbar doch mehr Verstand hat, als man ihm ansieht, wolle er auf keinen Fall. „Ich hätte auch gar keine Zeit für sie", sagte er, „denn jetzt heißt es: üben, üben, üben."

Skispringer Edwards*: „Manche sagen, ich sei blöd"

* Bei der Aufnahme seiner Schallplatte.

Speerwerferin

Sport verhütet Frauenkrebse

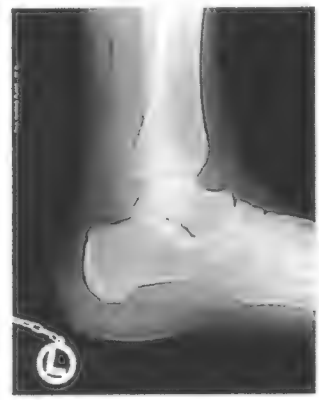
Sportliches Training in jungen Jahren scheint bei Frauen Krebserkrankungen vorzubeugen: Frauen, die während ihrer Studienzeit regelmäßig Sport trieben, das zeigte eine Untersuchung der Harvard School of Public Health, erkrankten später wesentlich seltener an Brustkrebs sowie an anderen Tumoren der Geschlechtsorgane. Die Studie, an der über 5000 Akademikerinnen teilnahmen, ergab eine um das 2,5fache erhöhte Rate von bösartigen Genital-Tumoren bei den nicht sportlich aktiven Frauen; bei ihnen war auch die Wahrscheinlichkeit, an Brustkrebs zu erkranken, doppelt so hoch wie bei den sportlich Aktiven. Wissenschaftler der Rockefeller University in New York sehen im geringeren Körperfett der Sportlichen eine Erklärung für das Phänomen: Schlanke Frauen produzieren weniger Östrogen, das in Form des sogenannten Hydroxyöstratrien offenbar die Entwicklung von Brustkrebs fördern kann. Zur Produktion eines eher inaktiven Östrogens wird der Organismus durch Training und fettarme Ernährung angeregt.

Stall-Warnung für Jets

Die amerikanische Ingenieurfirma MW Aerospace hat einen Sensor entwickelt, der Wirbelbildungen an Tragflächen feststellt. Nach sieben Jahren Forschungs- und Erprobungszeit wird damit erstmals ein Gerät einsatzreif, das Piloten von Passagier- und Militärflugzeugen zuverlässig vor einem drohenden Absturz durch „stall" warnen kann, den jähen Abriß der Luftströmung an den Tragflächen. Die bisher gängige Stall-Warnung im Cockpit beruhte allein auf Erfahrungswerten aus dem Windkanal und von Testflügen. Der neuartige Stall-Sensor hingegen mißt tatsächlich auftretende Wirbel und erfaßt zugleich den tragenden, die Flächen gleichsam einhüllenden Luftstrom: Ermittelt ein Rechner aus den Sensorwerten einen bedrohlichen Wirbelanteil, so erfolgt Stall-Warnung – den Piloten verbleibt ausreichend Zeit, ihre Maschine in einen sicheren Flugzustand zu führen. Die neuen Sensoren warnen auch vor Flug-Risiken, die bisher mitunter nicht erkannt wurden: Startet eine Crew etwa im Eisregen, so kann eine für sicher erachtete Startgeschwindigkeit zu gering sein und damit zum Absturz führen, weil Eiskristalle den Luftstrom um die Tragflächen behindern.

Röntgenbilder „scharfgestellt"

Genauere Informationen bei geringerer Strahlenbelastung liefert ein Röntgenverfahren, das gegenwärtig an der Hamburger Universitätsklinik erprobt wird. Die von dem Unternehmen C. H. F. Müller (Philips) entwickelte „Digitale Radiographie" arbeitet mit herkömmlichen Röntgenaufnahmen, die jedoch mit Computer-Hilfe verfeinert werden. Dazu wurde bei dem neuen System der Röntgenfilm gegen eine Folie ausgetauscht, die das Bild speichert, bis es durch einen Laserstrahl abgetastet wird. Die Strahlendosis, so Radiologe Gerd Witte, werde mit dieser Methode um 50 bis 90 Prozent verringert; für die Therapie wichtige Details kann der Arzt ohne weitere Aufnahmen „nacharbeiten" und dabei gleichsam scharfstellen. Das Verfahren bedeutet, wie die Mediziner erklären, einen Fortschritt vor allem für die Diagnose bei Kindern und bei der röntgenologischen Langzeit-Kontrolle.



Digitale Radiographie

Warnung vor riskanter Gentechnik

Nach US-amerikanischem Vorbild formiert sich auch in der Bundesrepublik Bürger-Widerstand gegen Freiland-Experimente mit gentechnisch veränderten Organismen. Mit einem gemeinsamen Aufruf traten letzte Woche Vertreter verschiedener Umwelt-Organisationen und des „Gen-ethischen Netzwerks" den Plänen der Chemie-Industrie und der EG-Kommission entgegen, mit einer eilig gestrickten EG-Richtlinie sogenannte Freisetzungs-Experimente ohne öffentliche Beteiligung genehmigungsfähig zu machen (SPIEGEL 31/1987). Den Aufruf unterzeichnete neben anderen der Münchner Physiker Hans-Peter Dürr. Weil „eine umfassende Abschätzung der Risiken derzeit nicht möglich" sei, so die Gentechnik-Kritiker, dürften „so weitreichende Entscheidungen wie die irreversible Entlassung künstlich veränderter Lebewesen in die Umwelt" nicht allein den anonymen Experten-Gremien überlassen bleiben. Eben das möchte jedoch etwa die „Zentrale Kommission für Biologische Sicherheit" (ZKBS) beim Bundesgesundheitsamt für sich durchsetzen. Die Einbeziehung von Vertretern der Umweltverbände, wie es auch eine Bundestags-Kommission gefordert hatte, meinte der ZKBS-Vorsitzende Professor Werner Goebel letzte Woche bei einem Hearing, würde „eine sachbezogene öffentliche Diskussion eher behindern".

Gentechnik-Experiment

Wir Spezialisten der Telekommunikation.

TELEKOMM

gft, Gemeinschaft Fernmelde-Technik eG: Die gft ist ein Zusammenschluß von 60 mittelständischen Spezialisten der Kommunikationstechnik. Sie erschließt Kunden und Anwendern die Leistungsfähigkeit ihrer Mitglieder: Telefonanlagen aller Größen, Telex, Teletex, Telefax, Bildschirmtext und Datensysteme.

CeBIT Halle 13, Std. A 20/B 19

gft, Gemeinschaft Fernmeldetechnik eG, Stresemannstr. 12, 4000 Düsseldorf 1

Schiederwerk. Seit 65 Jahren Entwicklungs- und Lieferpartner der deutschen und ausländischen Postverwaltungen: z. B. für Kabelgarnituren, Fernsprechhauben, Telefon-Endgeräte, lösbare Glasfaser-Verbindungssysteme ...

CeBIT Halle 16, Stand C 07

Schiederwerk G. Schmidt KG, Solgerstraße 21, 8500 Nürnberg 80

KRONE AG: weltweit bekannt durch seine KRONE-LSA-PLUS-Schnellanschlußtechnik, Spezialist für Glasfaser-Übertragungssysteme, einer der größten Hersteller von Endgeräten bis hin zum mehrfunktionalen I S D N-Gerät, Niederlassungen und Zweigwerke in aller Welt.

CeBIT Halle 13, Std. A 20/B 19

KRONE AG, Beeskowdamm 3–11, 1000 Berlin 37

Telegärtner. Spezialist für Bauelemente, vor allem Verbindungstechnik für die Telekommunikation, Daten- und HF-Technik und Industrie-Elektronik, jeweils auch in kundenspezifischer Ausführung.

CeBIT Halle 16, Stand B 16

Telegärtner – K. Gärtner, Lerchenstraße 35, 7049 Steinenbronn

Ohne uns Spezialisten läuft nichts.

UNI ON

W.A.F.

ISDN: vier kleine Buchstaben für eine große Idee. ISDN: ein großer Gedanke braucht viele kleine Ideen. Neue Apparate, Btx-Telefone, ISDN-Terminals, Brücken zwischen Kupfer- und Glasfasernetzen.
Diese große Idee, diese vielen Bausteine, sie alle brauchen unzählige Details: z. B. Glasfaserverbindungselemente, digitale Übertragungssysteme oder Anschlußeinheiten, Steckverbindungen ...
Viele der Ideen, der Geräte, der Lösungen, der Patente und Bausteine stammen dabei von Spezialisten, deren Namen Sie kaum kennen, deren Produkte Sie aber tagtäglich nutzen und benutzen.
Von Spezialisten der Telekommunikation, Unternehmen des Mittelstandes, ohne deren Beitrag die großen Ideen im wahrsten Sinne des Wortes eine lange Leitung hätten.
Denn so wie ein Wort keinen einzigen Buchstaben entbehren kann, so kann Telekommunikation auf keines ihrer Details verzichten. Sonst wird aus Telekommunikation aus Versehen Telekommunion.

Lesen Sie nächste Woche, was ohne uns noch alles aus ihr werden könnte.

WIDMAIER

Widmaier: der Spezialist für Bauelemente der Fernmeldetechnik. Telefongeräte in Standard- und Sonderausführung. Schalter und Tasten. High Mech und High Tech aus München.

CeBIT Halle 16, Stand C21

Widmaier Fernmelde- und Feinwerktechnik, Koppstr. 4, 8000 München 70

SEDLBAUER

Sedlbauer GmbH: Fabrik für Feinmechanik und Elektronik. 1899/1988. Der Spezialist für Fernleitungsübertrager und Kabelendgeräte. ISDN-Netzterminals und Stromversorgungen für Kommunikationssysteme. In kundenspezifischer Ausführung und in Sedlbauer-Qualität.

Hannover Industrie:
Halle 8, Stand 420

Wilhelm Sedlbauer GmbH, Quagliostraße 6, 8000 München 90

Rutenbeck
Fernmeldetechnik

Rutenbeck-Fernmeldetechnik: Spezialist für Anschlußtechnik, elektronische Zusatzeinrichtungen und Inhouse-Installationen sowie Prüf- und Testgeräte. Für analoge Netze und ISDN. Für die Deutsche Bundespost, ausländische Postverwaltungen und private Netzbetreiber.

CeBIT Halle 16, Stand B34

Wilhelm Rutenbeck GmbH & Co, Niederworth, 5885 Schalksmühle

"KATI"

personalien

Hans-Joachim Brauer, 42, Bundestagsabgeordneter der Grünen, erwies sich als großzügiger Chef. Auf die Reise der Delegation des Sportausschusses zu den Olympischen Spielen in Calgary nahm der Sportlehrer als einziger Abgeordneter seinen wissenschaftlichen Referenten Rudi Spitzhauer mit – auf Kosten der Fraktion. Die genehmigte Spitzhauer aber nur einen Flug in der Economy-Klasse, während die Parlamentarier First Class saßen. Zum Trost erlaubte Brauer seinem Referenten, sich für 380 Dollar zum Helicopter Skiing abzusetzen – eine Sportart, gegen die Naturschützer weltweit Sturm laufen.

Kurt Waldheim, 69, österreichischer Bundespräsident, erfuhr zum erstenmal seit langer Zeit wieder Erfreuliches aus seiner Vergangenheit. Der Ahnenforscher Harold Brooks-Baker will herausgefunden haben, daß das Staatsoberhaupt über die Habsburger und Hannoveraner Linie weitläufig mit Königin Elizabeth II. und Ehemann Prinz Philip verwandt ist. Brooks-Baker erklärte zwar einschränkend: „Sie mögen ein paar Chromosomen und Gene gemeinsam haben, aber mehr nicht", nahm Waldheim aber in das genealogische Werk „Burke's Heads of State of Royal Descent" auf. Die verwandtschaftlichen Bande beeindruckten den Senat der britischen Keele University allerdings nicht. Er beschloß, Waldheim den 1980 verliehenen Ehrendoktor abzuerkennen.

Rudolf von Bennigsen-Foerder, 61, Chef des Düsseldorfer Veba-Konzerns, erfreute den nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Johannes Rau mit einem Zahlenwerk. Bei einem Gespräch in kleiner Runde hatte der Vorstandsvorsitzende mehrfach auf ein Papier seiner volkswirtschaftlichen Abteilung zurückgegriffen. Rau bat um die Unterlagen, von Bennigsen sträubte sich zuerst („Da steht doch nichts drin"), überließ dann aber dem Sozi die Daten über die Wirtschaftsentwicklung in NRW – Rau zitiert seitdem aus Bennigsens Zahlenkatalog. Derweil planen Bennigsens Kollegen eine weitere Gabe für den Regierungschef. Am Rande der RWE-Hauptversammlung erwog Deutsche-Bank-Chef Friedrich Wilhelm Christians mit einflußreichen Konzernherren den Plan, der NRW-Regierung einen Vorstandsmann für die Wirtschaftspolitik abzustellen – der Mann soll als Minister eine Mark bekommen; sein früheres Vorstandssalär wollen ihm die Unternehmen weiterhin überweisen.

Jean-Marie Le Pen, 59, Chef der rechtsextremistischen Nationalen Front und französischer Präsidentschaftskandidat, bereicherte seinen vor allem vom Ausländerhaß geprägten Wahlkampf um eine regionale Variante: Auf zehntausend Plakaten im Osten Frankreichs wird eine Elsässerin mit typischer Schleifenhaube gezeigt, das Gesicht zur Hälfte durch einen Tschador verdeckt. Text: „Das Elsaß – wie lange noch unsere Region?" (Abb.). Appelle des in Straßburg tagenden Europa-Parlaments an die Stadtverwaltung, die Plakate wenigstens von den Straßen der selbsternannten „Hauptstadt Europas" zu verbannen, blieben bislang ohne Erfolg.

Helmut Kohl, 57, Bundeskanzler, sorgte für finstere Spekulationen im CDU-Präsidium: Sollte sein Verhältnis zu Generalsekretär Heiner Geißler so zerrüttet sein, daß es zum Krach vor versammelter Mannschaft kommt? Geißler hockte am Montag vorletzter Woche im Konrad-Adenauer-Haus, ins Gespräch mit Fraktionschef Alfred Dregger vertieft, als Kohl mit grimmer Miene in den Saal rauschte. Schwer legte sich die Hand des schwarzen Riesen auf die Schulter des hageren Trimmers aus der Pfalz. Kohl zerrte den Überraschten zunächst in eine Ecke, dann vor die Saaltür (Photos). Grund für den walzenden Auftritt: Der Parteivorsitzende hatte die vom Generalsekretär zunächst zurückhaltend aufgenommene Idee, an der Spitze von Prominenten aus dem CDU-Präsidium am 10. März die Nordlichter von Pinne-

Wolfgang Vogel, 62, Anwalt in Ost-Berlin und Erich Honeckers Mann fürs Humanitäre, will den Liedermacher Wolf Biermann verklagen. Grund: In einem in der alternativen „Tageszeitung" veröffentlichten Artikel über das Medienspektakel um den aus der DDR abgeschobenen Biermann-Kollegen Stephan Krawczyk hatte Biermann dem DDR-Juristen vorgeworfen, er sei „einer, der seit Jahrzehnten davon lebt,

ZITATE

„Wir haben keine Chance, aber wir nutzen sie."

Wolf-Dieter Zumpfort, *schleswig-holsteinischer FDP-Vorsitzender.*

★

„Alles in Ordnung, Du verhaust die Sozen und ich die FDP."

Lothar Späth, *baden-württembergischer Ministerpräsident, über seine Wahlkampfabsprache mit dem Grünen-Abgeordneten Rezzo Schlauch.*

★

„Das Duo Kohl/Stoltenberg handelt nach der Methode ‚Government by Kangaroo': Große Sprünge, leere Beutel."

Rudi Walther, *SPD-Bundestagsabgeordneter und Vorsitzender des Haushaltsausschusses.*

★

„Drei Millionen Einwohner hat Neuseeland, 72 Millionen Schafe und vier Bobfahrer."

Helmut G. Müller, *ARD-Reporter, bei der Übertragung des olympischen Viererbobrennens.*

★

„Der Mannschaftsgeist ist im Arsch."

Michael Graf von Schwerin, *CDU-Vorstandsmitglied, über das Koalitions-Klima in Bonn.*

berg bis Flensburg zu begeistern. Kohl selber hätte gern, wie es sich für die Nummer eins gehört, in der Landeshauptstadt Kiel geredet. Spitzenkandidat Heiko Hoffmann und Landeschef Gerhard Stoltenberg wollten den Kanzler jedoch – und das hatte Kohl („Das ist schließlich unsere Veranstaltung") in Rage gebracht – in die Grenzstadt Flensburg abschieben. Die Bonner Parteizentrale hatte nicht auf eigener Zuständigkeit bestanden, um nicht, wie schon öfter, die Säle auf Parteikosten mit Claqueuren füllen zu müssen. Zuletzt hatte etwa beim Kohl-Auftritt in der Berliner „Urania" Anfang voriger Woche der Berliner CDU-Landesverband ein Riesenkontingent von Sechs-Mark-Tickets kaufen und unters Parteivolk streuen müssen, weil kurz vor dem Termin erst 100 Karten abgesetzt worden waren. Von dem Gezerre vor den Präsiden zeigte sich Geißler später peinlich berührt: „Die Kollegen mußten ja denken, hier sei Gott weiß was los."

daß die DDR Kopfgeld beim Verkauf von unbotmäßigen Landeskindern kassiert. Und von diesem Schandgroschen zweigt Vogel sein Honorar ab . . .". Im Auftrag Vogels verlangte der West-Berliner Anwalt Reymar von Wedel letzte Woche von Biermann einen Widerruf. Honeckers Advokaten erbost vor allem die Unterstellung, er werde für seine humanitäre Mittlerrolle bezahlt. In Wahrheit, so von Wedel, erhalte Vogel dafür keinen Pfennig, das sei inzwischen in der Bundesrepublik gerichtlich festgestellt. Devisen verdient Vogel dennoch – vor allem aus Bonn, etwa, wenn er im Auftrag der Bundesregierung westdeutsche Spione verteidigt, die in der DDR geschnappt worden sind.

Hans Schwier, 62, Kultusminister in NRW, provozierte mit seiner Ankündigung, auch künftig keine Kondom-Automaten an Schulen zuzulassen, Proteste in seiner ostwestfälischen Heimat. Schwier wurde aus seinem Wahlkreis darauf hingewiesen, daß in Bielefeld ein Unternehmen namens „Ritex-Rubion Latex-Erzeugnisse" immerhin 45 Landsleuten Brot und Arbeit biete. Das Unternehmen, das auch Kondom-Automaten verkauft, müßte dem Minister eigentlich ein Begriff sein: Die Hausmarke „Ritex RR1" (Warentest „sehr gut") wird Prominenten von der Firma schon mal als Präsent gereicht, in früheren Jahren landete die Marke „Wild Banana" als Werbegeschenk auf den Gabentischen.

FRAGEN AN

FRIEDRICH ZIMMERMANN, 62, Bundesinnenminister. Tief beeindruckt von den Leistungen der Organisatoren in Calgary, den Ablauf der Winterspiele zur Not auch mit Hilfe von Kunstschnee zu gewährleisten, brachte der Minister vorige Woche bislang vernachlässigte Austragungsorte ins Gespräch. Etwa in Afrika: „Jeder Hemingway-Leser weiß, daß Schnee liegt am Kilimandscharo."

SPIEGEL: Warum wollen Sie die deutsche Mannschaft, die doch gar nicht so schlecht war, in die Wüste schicken?

ZIMMERMANN: Der Kilimandscharo liegt bekanntlich nicht in der Wüste. Aber auch die heißen Regionen Afrikas haben einen Vorteil: Man kann der Konkurrenz tüchtig einheizen.

SPIEGEL: Kam Ihnen die Idee, weil die deutsche Sportförderung womöglich Millionen in den Sand gesetzt hat?

ZIMMERMANN: Davon kann keine Rede sein, aber Sportförderung funktioniert auch nicht wie ein Spielautomat: Oben Geld rein, unten Medaillen raus.

SPIEGEL: Mit Ihrem Vorstoß wächst die Zahl der Bewerber um die Winterspiele. Trauen Sie sich noch nach Garmisch?

ZIMMERMANN: Keine Bange, meine bayrischen Landsleute wissen, daß mir die Alpen näher liegen als die Sahara.

SPIEGEL: Denkt der Bayer Zimmermann auch an neue Sponsoren – kühles Bier für schwitzende Skispringer?

ZIMMERMANN: Ein bayrisches Bier erfrischt immer und hat auch manchen beflügelt.

Wer was kann, ist unser Mann!

Kommen Sie zur HYPO, wenn Sie alle Hände voll zu tun haben!

Denn wir haben unsere Service-Palette extra für den aktiven Mittelstand konzipiert. Und bieten alles an, was dem Elan freie Bahn verschafft – z.B. Geschäftsanbahnungen, Import-Export-Services, Zahlungs-Innovationen u.v.m. – und nicht zuletzt natürlich die kooperative Hand einer Bank, die sich von Haus aus für Leistungen begeistern kann!

Wir lassen uns etwas für Sie einfallen.

HYPOBANK
Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank Aktiengesellschaft

Die HYPO. Eine Bank – ein Wort.

Monika Stier
HYPO-BANK

Eine Auswahl aktueller Taschenbücher

Knaur

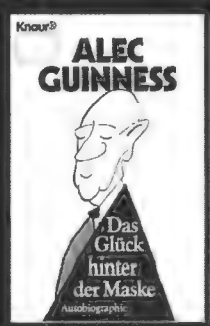
Buchstäblich Qualität

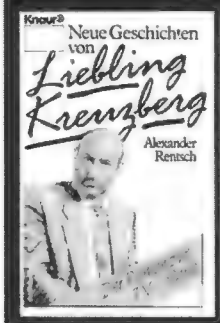
Ein vollständiges Verlagsprogramm erhalten Sie bei Ihrem Buchhändler oder direkt von Droemer Knaur, Postfach 80 04 80, 8000 München 80

Das Buch zum Film, mit Barbra Streisand in der Hauptrolle. Endlich auch in unseren Kinos ab 24. März. (1748) DM 7,80

Ein kluges und sachkundiges Buch, in dem der ehemalige Bundeskanzler seine Sicht einer Gesamtstrategie für den Westen entwickelt. (3849) DM 7,80

Ein großer Schauspieler blickt in diesem Buch auf sein Leben zurück - fasziniert nimmt der Leser an seinen Erinnerungen teil. (2359) DM 9,80





Neue heikle Fälle aus der Kreuzberger Rechtsanwaltskanzlei von Robert Liebling. Jetzt im Abendprogramm der ARD. (1589) DM 7,80

register

GESTORBEN

Henryk Szeryng, 69. Sein Leben kam ihm „märchenhaft" vor: als Kind unterrichtet von Carl Flesch, dem berühmtesten Violin-Lehrer seiner Zeit, gefördert von musikverständigen, reichen Eltern, entdeckt vom berühmten Landsmann Arthur Rubinstein. Doch all das verführte den „besten Bach-Geiger unserer Zeit" („The Times") nicht zu einem realitätsfernen Virtuosen-Dasein. Während des Krieges gab er Benefiz-Konzerte für die Alliierten und trug als Verbindungsoffizier und Dolmetscher der polnischen Exilregierung dazu bei, daß 4000 jüdische Deportierte mexikanisches Asyl erhielten. Als Dank nahm der Künstler, der acht Sprachen fließend beherrschte, später die mexikanische Staatsbürgerschaft an und wurde Violin-Lehrer an der National-Universität in Mexico City. 1953 begann sein zweites Leben: Der Pianist Arthur Rubinstein überredete ihn, seine unterbrochene Karriere fortzusetzen, und schickte ihn auf umjubelte Welttourneen. Vorher hatte er ihn durch eine gemeinsame Einspielung von zwei Beethoven-Violinsonaten mit einem Schlag berühmt gemacht. Szeryng reiste – ausgestattet mit einem Diplomaten-Paß als musikalischer „Sonderbotschafter Mexikos" – zu den Musik-Festivals in aller Welt. Für seinen Erfolg hatte er nur eine bescheidene Erklärung: „Ich bin ein Glückspilz." Henryk Szeryng starb am vergangenen Donnerstag während einer Tournee in Kassel.

Jean Le Poulain, 63. Seine Berufung zum Direktor des Traditionstheaters „Comédie-Française" brachte ihm Beifall von rechts und Buhs der liberalen Presse ein. Der rundliche Schauspieler – Paradetyp eines schlitzohrigen Bonhommes auf französischen Bühnen – sollte dem mehr als 300 Jahre alten Musentempel den Glanz vergangener Tage zurückbringen. Le Poulain warf sich mit Verve auf seine neue Rolle, brachte die Klassiker wieder ins Programm und stemmte sich gegen avantgardistische Ansätze seines von Ex-Kulturminister Jack Lang protegierten Vorgängers. Es störte ihn auch nicht, daß die Kritiker häufig die Nase rümpften: Das Gros des Publikums applaudierte begeistert seinen Aufführungen, die er hart am Rande des Klamauks inszenierte. Der Eifer schien verständlich: Zu lange hatte der Sohn eines Kolonial-Beamten in Indochina auf seinen Auftritt auf Frankreichs erster Bühne warten müssen. Obwohl er sein Schauspielstudium mit dem ersten Preis des Konservatoriums abgeschlossen hatte, blieb der ersehnte Ruf zur Uraufführungsstätte der zynischen Farcen Molières aus. Le Poulain tingelte sich hoch, spielte von Brecht bis Shakespeare alles, bis er schließlich als Liebling des Boulevard-Publikums in klassischen Komödien von Feydeau und Mariveaux auf sich aufmerksam machte. 1979 öffneten sich ihm schließlich die Tore der „Comédie-Française", vor zwei Jahren wurde er der erste unter den Besten. Jean Le Poulain starb am vergangenen Dienstag in seiner Pariser Wohnung neben der „Comédie-Française".

Memphis Slim, 72. Er fuhr einen Rolls-Royce, lebte in einem luxuriösen Appartement im 15. Arrondissement und ließ sich gerne im getigerten Blazer ablichten. Doch der dunkelhäutige Amerikaner in Paris hatte nicht abgehoben, seit sich Anfang der sechziger Jahre der große, dauerhafte Erfolg einstellte. Zu stark hatten den Bluessänger und Pianisten die erfolglosen Zeiten „on the road" geprägt; zu genau hatte er erfahren, was es hieß, vor einem halben Jahrhundert in den USA als Schwarzer schwarze Musik zu machen. Zwar konnte der freundliche Hüne 1940 einen Blues-Evergreen mit „Beer Drinking Woman" landen, doch erst der Schritt über den Atlantik ließ ihn in Europa zum Mittelpunkt der großen Jazz-Gemeinde werden. In den verräucherten Kellern von Saint-Germain in Paris fand der als Peter Chatman in Memphis geborene Musiker seine zweite Heimat, begeisterte das akademische Jungvolk mit seinen boogieverwandten Tastenklängen und schuf „Every Day I Have The Blues", einen Klassiker, den Count Basie in sein Programm aufnahm. Bei seinen gelegentlichen Gastspielreisen in die USA, die von der „New York Times" als die „wichtigsten Jazz- und Blues-Ereignisse" gefeiert wurden, zeigte sich, daß er zu einem der großen alten Männer des Jazz geworden war. Memphis Slim starb am vorvergangenen Mittwoch in Paris.

Die Straßen der LTU.

Auf unseren Straßen, über den Wolken, ist nicht nur die Freiheit grenzenlos. Auch Komfort und Service sind traumhaft, beim Flug zu den schönsten Zielen der Welt. Wann sind Sie so frei?

Sommer'88

Z.B. New York/ USA, Hin- und Rückflug ab DM 989,-

Z.B. Insel [illegible] (2 Sterne) Malediven 2 Wo, VP, ab DM 2.458,-

MEIER'S WELTREISEN

Z.B. Hotel Century Paramount New York/USA 1 Wo, Ü, ab DM 1.439,-

Jet & Bett

Z.B. Hotel Intercontinental (5 Sterne) New York/USA 10.4.-17.4.88, Ü, ab DM 2.452,- (ohne Transfer)

Z.B. Hotel Tradewinds Mombasa/ Kenia 2 Wo, HP, ab DM 2.229,-

Transair

Z.B. Hotel Neptune Beach Mombasa/ [illegible] 2 Wo, HP, ab DM 1.909,-

Im Reisebüro gibt's unser ganzes Programm

LTU INTERNATIONAL AIRWAYS

Urlaub auf der ganzen Linie.

DIESE WOCHE IM FERNSEHEN

Montag, 7. 3.

20.15 Uhr. ARD. Liebling – Kreuzberg
Beamtenbeleidigung, ein verschwundenes Thai-Mädchen – Manfred Krug, stoppelbärtig, eilt von Fall zu Fall.

21.00 Uhr. ARD. Die Söldnerinsel
50 Söldner eroberten vor zehn Jahren die Komoren nördlich von Madagaskar. Mit dieser postkolonialen Seeräuberherrschaft können Frankreich und Südafrika gut leben, wie Jürgen Roths Bericht zeigt.

21.10 Uhr. Sat 1. Corleone – Boß der Bosse
Der Drei-Spielfilm-Sender (jeden Abend drei Streifen) mit Zugriff auf Leo Kirchs große Zelluloidkiste zeigt heute eine Mafia-Plotte des italienischen Regisseurs Pasquale Squitieri mit Giuliano Gemma als blassem Boß Vito Gargano.

21.15 Uhr. ZDF. WISO
Themen: Bankenerlaß – Riegel gegen den Fiskus; Autosalon Genf; Computer-Hilfe gegen Pleite.

22.50 Uhr. RTL plus. Mosh
Rock-Konzert mit der Gruppe Bonfire.

23.00 Uhr. ARD. Tagebuch für meine Lieben
Kleiner ungarischer Autorenfilm (1986) der Regisseurin Márta Mészáros über ihre Erlebnisse in den fünfziger Jahren zwischen Moskau und Budapest. Das

Mädchen Juli will zum Film, aber die Chancen stehen schlecht. Ihr Vater gilt als Abweichler. Die „SZ" über den Film: „aufregend und voller Suspense". Der Streifen erhielt auf der Berlinale 1987 den Silbernen Bären (Photo: Zsuzsa Czinkóczi, Tamás Tóth).

Dienstag, 8. 3.

20.15 Uhr. ZDF. Mädchen hinter Gittern
Alfred Braun schildert das Schicksal gestrauchelter Mädchen in den Besserungsanstalten der Nachkriegszeit (Szenenphoto). In diesem deutschen Film von 1949 spielen Ruth Hausmeister, Berta Drews und Alice Treff.

21.00 Uhr. ARD. Report
Aus München. Politik und Kunst: die Entwicklung des Sängers Yves Montand, Schickimicki und Schimanski; Neuanfang oder Opfergang – Heiko Hoffmann als neuer CDU-Spitzenkandidat in Schleswig-Holstein.

22.22 Uhr. 3Sat. Club 2
Das Thema und die Gäste der bestrenommierten Talkshow aus Wien werden erst kurz vor dem Sendetermin festgelegt.

22.25 Uhr. Nord III. Berliner Salon
Literatur live zum Thema Grenzgänger. Mit Gisela Elsner, Karin Struck, Udo Aschenbeck und SPIEGEL-Redakteur Hellmuth Karasek.

23.00 Uhr. ARD. Ziele
Lea Rosh und Günther Schwarberg über die Kriegsverbrechen der SS am 10. Juni 1944 im französischen Dorf Oradour. Die Autoren befragen Zeugen, die die Racheaktion überlebten.

23.05 Uhr. RTL plus. Eine Chance für die Liebe
Erika Berger, die Erotik-Fachfrau mit dem rolligen Carolin-Reiber-Rrr und dem peniblen Bayernschick, beantwortet Sex-Anfragen.

Mittwoch, 9. 3.

20.15 Uhr. ARD. Fußball-DFB-Pokal
HSV – Bayern live, falls der DFB zustimmt.

20.15 Uhr. ZDF. Kennzeichen D
Themen: gefährliche Atomwaffentransporte; Aids-Vorsorge in der DDR; verkürzte Arbeitszeit ohne Lohnausgleich.

21.15 Uhr. Südwest III (nur Baden-Württemberg). Wahl 88
Live-Diskussion aus der Stadthalle in Sigmaringen mit den Spitzenpolitikern zum Thema Landwirtschaft und Umwelt. Teilnehmer sind: Dietmar Schlee, Innenminister, für die CDU, Ulrich Lang, Fraktionsvorsitzender, für die SPD, Prof. Ernst W. Bauer, Landtagsabgeordneter, für die FDP, und Winfried Kretschmann, Landtagskandidat, für die Grünen.

21.50 Uhr. Eins Plus. Hollywood in Bombay
Einer von vielen Filmen der Merchant-Ivory-Company, die sich mit dem Zusammenprall zweier Kulturen beschäftigen. In diesem (Regie: James Ivory) geht es um eine erfolgreiche Schriftstellerin (Jennifer Kendal), die sich bei Dreharbeiten in einen indischen Schauspielstar (Shasi Kapoor) verliebt. Ein Film mit ironischen Seitenhieben auf Indiens bombastische Kinoindustrie.

22.40 Uhr. ZDF. Briefe eines Toten
Die letzten Tage vor dem Jüngsten Gericht schildert dieser Film von 1986, der Kino-Alptraum des sowjetischen Regisseurs Konstantin Lopuschanski. Durch die Fehlschaltung eines Computers ist es zur nuklearen Katastrophe gekommen, die Überlebenden siechen in Bunkern ihrem Ende entgegen. Ein alter Professor (Photo: Rolan Bykow), der die gescheiterte Spezies des Humanisten ver-

körpert, versucht, in der gespenstischen Gruft das Geschehene zu beschreiben; es wird freilich niemanden mehr geben, der es liest. Die „ethische Funktion der Kunst" hat Lopuschanski, ein Tarkowski-Schüler, mit seinen Schreckensbildern wahrnehmen wollen. Sie wirken am stärksten dort, wo sie der Vorstellungskraft etwas Neues zumuten: Neben den Menschenresten, die sich durch Trümmer schleppen, taucht ein Schäferhund auf – auch er mit Gasmaske.

Donnerstag, 10. 3.

20.15 Uhr. ARD. Der Anschluß
Gleich nach dem Anschluß 1938 begann in Österreich eine Welle sogenannter wilder Arisierungen jüdischer Geschäfte und Wohnungen. Autor Henning Burk schildert den Ausbruch von Judenhaß,

die sogenannte Mühlvierteler Hasenjagd, bei der die bäuerliche Bevölkerung entlaufene sowjetische Kriegsgefangene auf bestialische Weise erschlug, und die abweisende Gleichgültigkeit, mit der das Nachkriegsösterreich Remigrationswillige behandelte (Photo: Hitler, Statthalter Seyß-Inquart). Um 23.00 Uhr gibt es noch eine Diskussion.

20.15 Uhr. Nord III. Solo Sunny
Dieser DDR-Film (1979) von Konrad Wolf wurde auch im Westen emphatisch gelobt. Die Hauptdarstellerin, Renate Krößner, erhielt auf der Berlinale 1980 einen Silbernen Bären. Sie spielt ein Mädchen, das hin- und hergerissen ist zwischen einer Pop-Gruppe und einem verkrachten Diplom-Philosophen.

20.30 Uhr. 3Sat. Rundschau
Das meist sehenswerte Polit-Magazin, in dem sich Schweizer Journalisten auch bundesdeutscher Themen annehmen.

22.10 Uhr. ZDF. Willy Brandt gibt Antwort
Der SPD-Ehrenvorsitzende im Gespräch mit Klaus Bresser und Trutz Beckert über 125 Jahre Sozialdemokratie.

23.00 Uhr. RTL plus. Die Woche
Talkshow mit Geert Müller-Gerbes und Rainer Holbe. Müller-Gerbes' Polit-Runde „Bonnfetti" wurde allgemein gelobt, Holbe war bisher der RTL-Mann für unglaubliche Geschichten. Lautet die neue Formel Psi + Bonn ungleich 0?

23.10 Uhr. ZDF. Brüssel Transit
Geschichte einer jüdischen Familie, die sich nach dem Holocaust in Polen in Brüssel ansiedelt. Ein Film von Samy Szlingerbaum von 1980.

Freitag, 11. 3.

20.45 Uhr. West III. Leyland
Das Oberbergische Land wurde in der NS-Zeit Leyland genannt, weil der Führer der Arbeitsfront, Robert Ley, von dort stammte und es stark förderte. Untersuchung von Hans-Rüdiger Minow.

21.10 Uhr. Sat 1. Derek Flint schickt seine Leiche
Ziemlich witzige James-Bond-Parodie mit James Coburn, Lee J. Cobb (USA, 1965, Regie: Daniel Mann). Derek Flint jagt böse Wettermacher.

21.40 Uhr. ARD. Plusminus
Themen: Strategie gegen Quellensteuer, Probleme bei der Altenpflege: Ruhigstellung aus Personalmangel.

21.45 Uhr. Nord III. Freitagnacht ...
In der Berliner Talkshow mit Lea Rosh und Rudolph Ganz diskutieren Rosa von Praunheim, der Schauspieler Volker Brandt, ein katholischer Moraltheologe und ein Pfarrer über homosexuelle Lebensgemeinschaften.

22.10 Uhr. ZDF. Aspekte
Themen: Die neue Brockhaus-Enzyklopädie; afrikanische Kunst in Düsseldorf.

22.50 Uhr. ZDF. Duell am Missouri
US-Spielfilm von 1976, Regie: Arthur Penn, mit Marlon Brando (Photo) und

Jack Nicholson. Ein überhitzter Anti-Western voller esoterischer Mätzchen und Manierismen.

22.50 Uhr. RTL plus. Spielplatz
Die Tele-„FAZ" schaut hinter die Kulissen der Frankfurter Theaterszene.

Samstag, 12. 3.

19.30 Uhr. 3Sat. Ariadne auf Naxos
Live-Übertragung der Strauss-Oper aus der Met in New York.

20.10 Uhr. Sat 1. Der Teufelshauptmann
John Wayne als Kavallerie-Hauptmann soll den Dienst quittieren, weil er das Pensionsalter erreicht hat, doch er macht sich unentbehrlich. Dieser Film von 1953 ist einer der schönsten von John Ford, obwohl die Indianer wieder einmal als anonyme Masse behandelt werden.

22.50 Uhr. ARD. Der Besessene
Das Kinostück ist die Geschichte einer Rache (1959). Ursprünglich sollte Stanley Kubrick den Film inszenieren, da er sich mit seinem Hauptdarsteller Marlon Brando aber nicht über die Konzeption der Charaktere einigen konnte, bat er, aus dem Vertrag entlassen zu werden. In dieser Situation schlug Brando sich selbst als Regisseur vor. Der Produzent ging darauf ein. Sein Pech: Brando drehte sechs Monate statt der vorgesehenen 60 Tage.

Sonntag, 13. 3.

11.00 Uhr. ZDF. Von Königsberg nach Kaliningrad
Irmgard von zur Mühlen gelang es mit Billigung der sowjetischen Stellen, über die im Sperrgebiet liegende Kant-Stadt zu berichten, die für den Tourismus geöffnet werden soll.

20.15 Uhr. ARD. Liebling – Kreuzberg
Falschgeld und eine verführerische Staatsanwältin – Lieblings Lieblingssachen.

21.00 Uhr. ARD. Macbeth
Regisseur Claude d'Anna filmte Verdis Meisterwerk in der Burg Gottfried von Bouillons in den belgischen Ardennen

(Szenenphoto). Musikalische Leitung: Riccardo Chailly mit dem Chor und Orchester des Teatro comunale di Bologna. Es singen: Shirley Verret, Leo Nucci, Antonio Barasorda.

22.05 Uhr. ZDF. Der Anschluß
Die Autoren Guido Knopp und Dieter Zimmer rekonstruieren die Geschichte des Anschlusses Österreichs mit bisher unveröffentlichtem Archivmaterial.

23.20 Uhr. ARD. Projekt Brainstorm
Aufwendiger US-Film von Douglas Trumbull (1982) über elektronische Gefühlsübertragung. In diesem Science-fiction-Thriller spielen Christopher Walken und Natalie Wood die Hauptrollen.

HOHLSPIEGEL

Aus einer Drucksache zur „Satzung zur Begründung eines besonderen Vorkaufsrechts“ der Stadtverwaltung Lengerich: „Zur Sicherung der Kontinuität der Planung und zur sinnvollen Koordination der Ressortplanungen wurde der Rahmenplan als Entwicklungsplan vorgegeben, um bei nachfolgenden Detailplanungen für Teilbereiche des Geltungsbereiches des Rahmenplanes diese Planungen aus dem Rahmenplan zu entwickeln und die Ziele dieses Planes zu verfolgen.“

△

Mittel- od. Südamerikaner von Frauenarzt für gelegentl., verantwortungsvolle Nebentätigkeit gesucht.
Zuschr. ✉ [redacted] an SZ

Aus der „Süddeutschen Zeitung“.

△

Aus der Zeitschrift „Geo“: „Im Frühling frißt ein Igel sich erst mal ordentlich Fett an, bevor er auf Brautschau geht. Am liebsten mag er Insekten. Auf den Rükkenstacheln aufgespießte Äpfel trägt er nur im Märchen in sein Nest. Sehr praktisch für ihn ist, daß er Giftportionen verträgt, die höhere Säugetiere, etwa den Gärtner, umbringen würden.“

△

Aus der „Kölnischen Rundschau“: „‚Die Idee des *Frühschoppens* wird verändert, aber nicht vernichtet‘, hatte Rolf Schmidt-Holtz, TV-Chefredakteur des WDR und einer der Moderatoren, zu Anfang versichert. Und in der Tat sitzt gelegentlich Werner Höfer quasi mit am Tisch, ohne daß er freilich vermißt würde.“

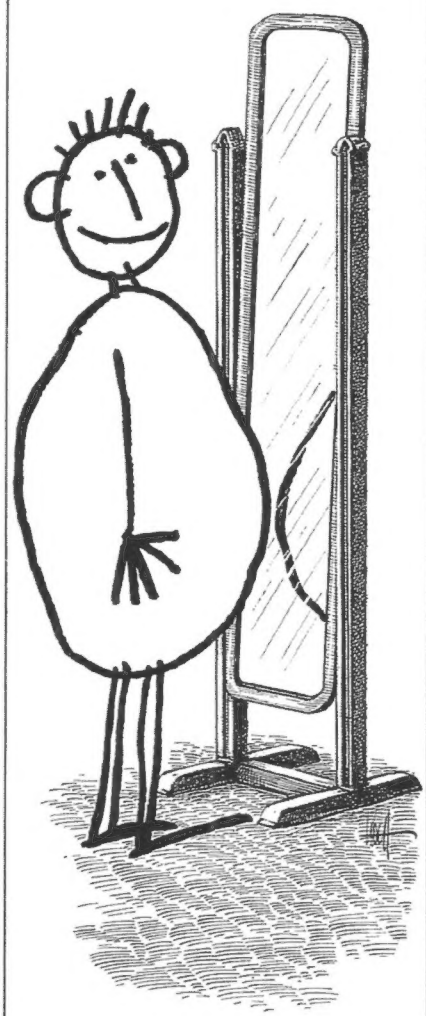
△

Aus dem Programm der „1. Aschaffenburger Frauenwochen“: „Gewalt in der Ehe – Diskussionsabend um Gewalt, Macht, Liebe und Opferhaltung. Wir wollen über diese Themen diskutieren und Begriffe klären. 20.00 im Wilden Mann. Veranstalterin: Arbeitsgruppe gegen Tierversuche und Massentierhaltung.“

△

Aus der „Frankfurter Allgemeinen“: „Verbrecher gelten in Japan als laut und unordentlich. Sie stören die Nachtruhe, wenn sie in großen Wohnanlagen Eigentum besitzen, und lassen noch dazu gelegentlich im Treppenhaus leere Bierdosen stehen.“

DIE KUNST DES LEBENS. (10)



Mancher hält sich für vollkommen, nur weil er geringere Ansprüche an sich stellt.

Hermann Hesse

Ob's umgekehrt unbedingt wohl besser wäre, Herr Hesse? Darüber sinnieren wir gerade bei einem Gläschen Henkell Trocken.

HENKELL TROCKEN

RÜCKSPIEGEL

Zitate

Hans-Ulrich Wehler, Professor für Geschichte an der Universität Bielefeld, schreibt in seinem Buch „Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein polemischer Essay zum ‚Historikerstreit‘“:

Der erneute, diesmal vollends maßlose Griff nach der Hegemonie eines großgermanischen Rassereichs gab den Alliierten jeden Grund zu Überlegungen, wie sich das deutsche Machtpotential schwächen ließ. Die deutsche Vernichtungs- und Rassenpolitik konnte den Entwurf solcher Pläne nur vorantreiben. Auschwitz symbolisiert zwar den Tiefpunkt deutscher Politik. Längst vor der genauen Kenntnis der Praxis in den Vernichtungslagern fehlte es aber nicht an zahlreichen wohlbegründeten Motiven für eine rigorose Kriegszielplanung der Alliierten. Ein „Großpolen“ ist darunter alles andere als ihr vorrangiges Projekt gewesen. Hätte denn erst die Kenntnis von „Auschwitz“ – ist das die implizite These? – „die Amputation des Reiches“ zu rechtfertigen vermocht? Soll ein – frei erfundener – „Untergang der Deutschen“ – von denen 70 Millionen in drei Staaten überlebten – jetzt Priorität genießen, während „die Auslöschung der Juden“ in ihn als Sekundärphänomen nur „eingebunden“ wird? Selten ist in den letzten Jahren mehr gefährlicher Unsinn in wenige Sätze, die – wie gesagt – so von Hillgruber nicht stammen können, gepreßt worden. Nach 1945 hat man derartiges nur in den Absonderungen einer winzigen Zahl unbelehrbarer rechtsradikaler Verlage lesen können. „Wer so denkt und spricht“, hat daher Rudolf Augstein diesen Text charakterisiert, „ist ein konstitutioneller Nazi, einer, wie es ihn auch ohne Hitler geben würde.“ In der Tat, welcher ernstzunehmende Einwand könnte gegen dieses pointierte Urteil vorgebracht werden – zumal von Historikern, die es gewöhnlich zu schätzen wissen, wenn der Kern einer Sache durch eine zugreifende Formulierung exakt bezeichnet wird?

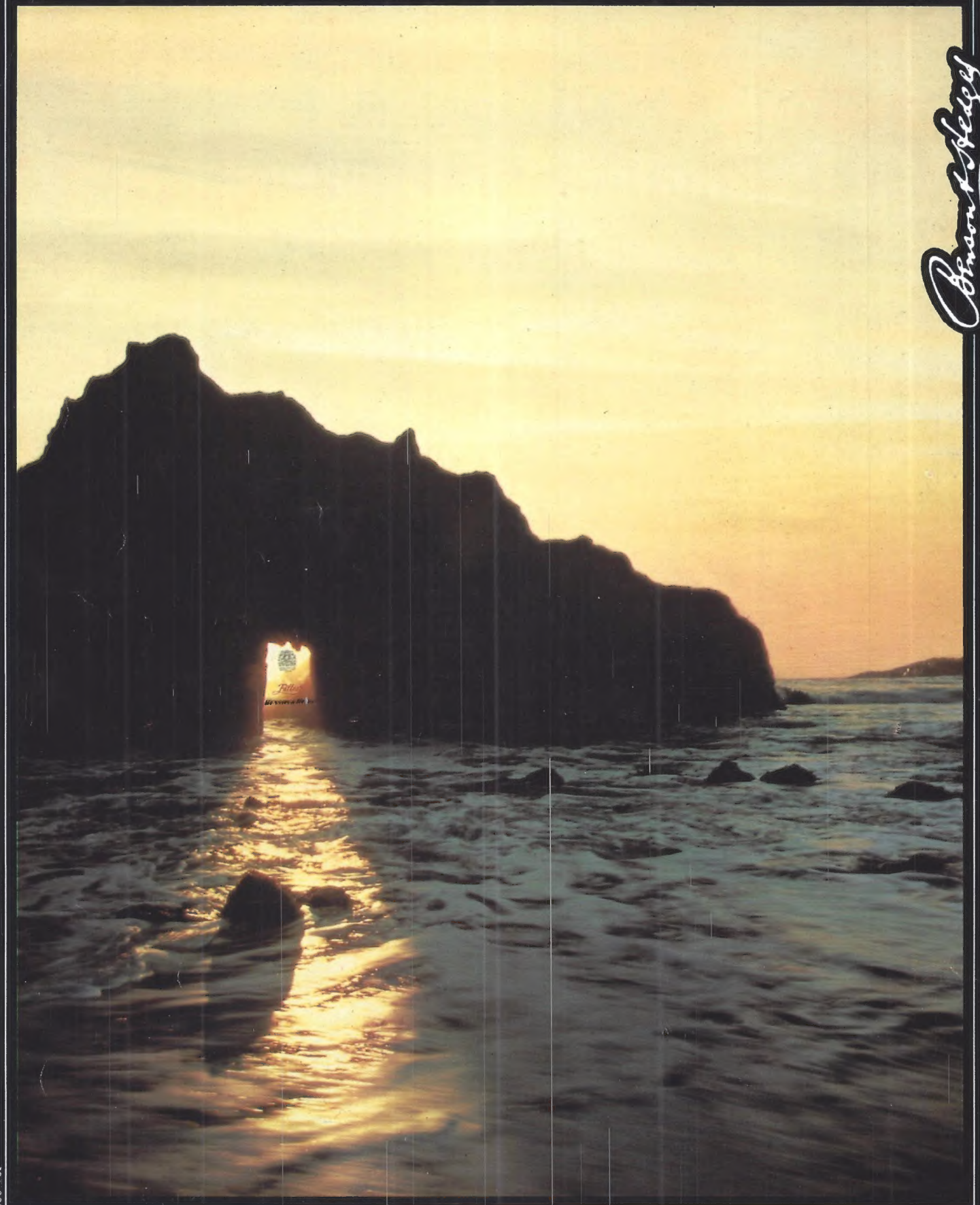
△

Das Frankfurter Magazin „Pflasterstrand“ über den SPIEGEL-Titel TRAUMA ANSCHLUSS – TRAUMA WALDHEIM in Nr. 4/1988 und die SPIEGEL-Geschichte IM GRUNDE EIN WILDES, ENTSETZLICHES TIER in Nr. 5/1988:

Der SPIEGEL leidet unter permanentem Ereignis-Praecox. Weder den Anschluß Österreichs noch Schopenhauers Geburtstag konnte er abwarten. Die Angst, der Konkurrenz einmal nicht zuvorgekommen zu sein, und der redaktionelle Entladungsdruck müssen in Hamburg ungeheuer sein. Macht ja nichts.

Man versteht sich.
Mit freundlichem Diebels!

SPRINGER & JACOBY



136-702

Discover gold

BENSON & HEDGES

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 1,2 mg Nikotin und 15 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN)